Princeton University Library
32101 066878396
RECAP
Digitized by Google

.J30
V.3-4

Library of
Princeton University.

Germanic Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Ernst
Graf zu Erbach.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dr. Carl Friedrich Bahrdts
Geſchichte
ſeines
Lebens, ſeiner Meinungen und Schickſale.

Von ihm ſelbſt geſchrieben.

Dritter Theil.

Berlin, 1791.
bei Friedrich Vieweg, dem älteren.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dr. Carl Friedrich Bahrdts

Geschichte

seines

Lebens, seiner Meinungen

und

Schicksale.

Von

ihm selbst geschrieben.

Dritter Theil.

Berlin, 1791.

bei Friedrich Vieweg, dem älteren.

Digitized by Google

Digitized by Google

D. C. F. Bahrdts

Lebens-Beschreibung

von ihm selbst.

Dritter Theil.

(RC PPG) (A) 6155 .14 338 4 493275

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Der Auszug Israels aus Egypten.

Noch jezt schmerzt es mich, wenn ich das reizende Bild des irdischen Paradieses in meine Seele zurükrufe, daß es mir bei meinem Sklavenleben so ungeniesbar geblieben ist. Mein Herz war so ganz für die Freuden der schönen Natur gestimt, und ich muste mitten unter ihren bezaubernden Gegenständen mein Leben vertrauern. Nur mit flüchtigen Blikken konte ich von ferne die Herrlichkeiten des Landes betrachten. Nie war mir vergönnt die prachtvollen Thäler, und Alpen zu bereisen, und mich in die hohen Empfindungen zu versezzen, welche die Seele des Beobachters der Natur beleben, wenn feierliche Stille auf seinem Pfade ihn umschauert. Ich war zu dem harmvollen Schiksale bestimt, an der Quelle der ächtesten Freuden zu sizzen, und keinen Tropfen des quellen-

den Nektars genieſſen zu können. Ich mußte so gar froh seyn, daß ich noch in mir selbst einige Ruhe und Zufriedenheit fand, und nicht ganz von dem Strohme der äusserlichen Leiden ersäuft wurde.

Meines Vaters Tod hatte mich noch nicht genug Kampf gekostet: ich muste auch noch durch eine Krankheit gepeiniget werden. — Ein periodisches Kopfweh überfiel mich, welches ich von einer Veränderung meiner Kopfbedekkung herleitete. Ich hatte schon im Sommer angefangen, mir meine Haare wachsen zu lassen, um die im Lande so ausländisch sehende Stuzperükke ablegen zu können. Gegen Michael that ich das, und ließ von nun an mir vom Friseur eine runde Lokke um den Scheitel legen. Und da ich jezt mit dem täglichen Waschen des Kopfes, daran ich gewöhnt war, inne hielt, und noch überdies die Lokke in Papier schlagen, und brennen ließ; so entstund, wie ich gewiß glaube, aus dieser Veränderung, das fürchterlichste Kopfweh, welches vier Wochen mich folterte. Alle Morgen um zehn Uhr fieng es an, und dauerte bis Mittag in seiner ganzen Wuth. Alle

von unserm Arzte angewandten Mittel waren vergeblich. Endlich kam ein Arzt aus Zürich, den Minister zu besuchen, und gab mir die wahre Indikation. Alle periodische Krankheiten, sagte er, müssen wie Fieber behandelt werden. Und so schmaußte ich täglich ein Loth China in kleinen Portionen, und mit dem fünften Tage war ich von meiner Plage erlöset.

Indem ich an dem Produkte meines Geistes arbeitete, und den Marschlinzer, oder vielmehr, des Philanthropins im Monde Erziehungsplan niederschrieb, lieferte mein liebes Weib ein körperliches Produkt. Sie gebahr mir eine Tochter, welche ich leider nicht in der allein seligmachenden lutherischen Kirche, sondern in der sich auch für die alleinseligmachende haltenden Reformirten Kirche taufen ließ, so wie ich auch, so lange ich in der Schweiz lebte, mit dem leidigsten Indifferentismus krassus behaftet, bei den Reformirten kommuniciret habe.

Gegen Weinachten hatte ich meinen Plan vollendet, und der Minister, welcher Bogen für Bo-

gen revidirt, und die nöthigen Abänderungen und Zusäzze dabei vorgeschrieben hatte, schien mit der Arbeit zufrieden zu seyn, ob er es gleich unter seiner Würde hielt, mir dafür zu danken, und seinen Beifall auf eine mir geniesbare Art zu erkennen zu geben.

Jezt wendete ich alle meine Stunden, welche mir von der Menge der Lektionen übrig blieben, die ich den Winter über in den Klassen selbst wieder übernommen hatte, dazu an, um über die Art und Weise nachzudenken, wie wenigstens etwas von dem Plane, den ich der Welt vorgelogen hatte, realisirt werden könnte. Und wirklich hatte ich mir, obschon von allen Seiten, und am meisten durch die spröde Begegnung des Ministers, und die Genußlosigkeit meines Lebens, muthlos gemacht, eine Menge Entwürfe zu stande gebracht, welche dem Institut Vortheil und Ehre erzeugt haben würden, als eines Tages Herr Salis auf mein Zimmer kam, und mir in dem ihm eignen Mark und Bein durchschneidenden Tone zu erkennen gab, daß er mit dem ganzen Institut unzufrieden sey, und das gar noch nicht finde, was er von den vereinigten Kräf-

ten des Direktors, und der Lehrer erwartet hätte.

Es entstand dabei ein ziemlich hizziges Gespräch, in welchem ich ihm mit Freimüthigkeit seine mannigfaltigen Verschuldungen vorhielt, durch welche er selbst die noch so schlechte Beschaffenheit des Philanthropins veranlaßt hatte. Dieses Gespräch endigte der Minister mit einigen Ausdrükken, vom drohendstem Blikke begleitet, welche mich noch weit kummervollere Tage ahnden hiessen, als ich bisher verlebt hatte.

Seit diesem Gespräche war fast keine Ruhe mehr in meiner Seele. Ich fühlte mehr als zu sehr, daß meine Duldkraft erschöpft war. Ich ward mir deutlich bewußt, daß ich nur mit der größten Anstrengung des Geistes die marternden Bilder der Phantasie bisher unterdrükt, und mich bei Heiterkeit und Ruhe zu erhalten gesucht hatte. Und ich sahe es nun vor Augen, daß ich in diesem Zustande, wie vielweniger in einem verschlimmerten, nicht länger würde aushalten können.

Nachdem ich mehrere Tage diese nagenden Grillen mit mir herumgetragen hatte, welche die

zunehmende Hypochondrie meines Weibes, und mein Heres noch vermehrte, so faßte ich wirklich den verzweifelnden Entschluß, Marschlinz heimlich zu verlassen, mit Weib und Kind bei Nacht und Nebel zu flüchten, und mich auf Gottes Barmherzigkeit nach Dentschland zu begeben.

Ich sann hin und her, was ich anfangen, wovon ich meine Kinder unterhalten, welche Lebensart ich wählen solte. Denn ich hielt es in der That nicht für möglich, daß noch ein deutscher Fürst mich, bei der so großen Verschrieenheit meiner Kezzereien, zu einem Theologischen Amte berufen solte. Auf das Schriftsteller Leben verfiel ich damals gar nicht. Denn ich kante meine Kraft nicht, und wußte auch eben so wenig die Wege, wie dies Geschäft lukrativ zu machen war. Denn von Verleger-Bezahlungen, wie ich sie bisher gehabt hatte, konte ich nicht leben.

Mitten unter diesen qualvollen Umherschweifungen im Reiche der Möglichkeiten erhielt ich (es war einige Tage nach Weinachten) einen Brief von Diakonus Schöll, aus Türkheim an der

Haard, welcher mir meldete, daß er Auftrag von einem seiner Vorgesezten habe, bei mir anzufragen, ob ich mich wol entschliessen möchte, die dortige Generalsuperintendur anzunehmen, mit welcher ohngefähr 1000 Gulden Gehalt verbunden wären. — — Das war die zweite große Ekstase meines Lebens!

Ich sank halb ohnmächtig auf meine Knie nieder, und schlug die Hände zusammen, mit aufgehabnem Blik zum Himmel. „Gott, du kanst „überschwenglich thun!“ — Mein Weib kam eben zur Thür herein. Sie erschrak anfangs, da sie in dieser Stellung mich fand. — „Mut„ter! freue dich, Gott hat uns errettet!“ Ich sagte ihr den Inhalt des Briefes. Und wir vermischten unsre Freudenthränen.

Bei dem Briefe, der meines Vaters Tod mir kündete, konte ich den ganzen Morgen meine Lektionen halten, aber bei diesem, der meine Erlösung mir brachte, vermocht' ichs nicht. Ich ließ mich unpaß melden, schloß mich ein, und verschwärmte den ganzen Morgen in Wonnegefühlen. Ich war

entzükt. Ich war auſſer mir vor Freude. — O daß ich noch einmal in meinem Leben einen ſolchen Tag haben, noch einmal ſo erquikt, ſo ſelig mich fühlen möchte — hier unter dieſem Monde!

Man denke ſich nur ganz die Hölle, in der ich gelebt hatte. Man denke ſich meinen Deſpoten, unter deſſen Hartherzigkeit ich ſeufzte, meine Sklavenarbeit die nicht einmal ein freundlich Geſicht mir vergalt, meine faſt gänzliche Entbehrung des ſonſt gewohnten geſelſchaftlichen Lebens, und alles deſſen, was eigentliche Fröhligkeit erzeugt, und durch ſie die Seelenkräfte in neue Spannung verſezt, und die Thätigkeit anfeuert, meine kärgliche Lebensart im Hauſe, die ich führen mußte, um mit meiner Beſoldung auszureichen, meine Herabwürdigung, die ich vom ſtolzen und ſpröden Befehlshaber erdulden mußte, meine beſtändige Furcht vor Mishandlungen des Tirannen, gegen welchen kein Richter mich ſchüzzen konte, meine harmvolle Hofnungsloſigkeit, die mir alle Ausſichten zu künftiger Beförderung verſchloß, meine tägliche Marter, die mir der Gedanke verurſachte, daß ich hier nie, auch mit dem unſäglichſten

Fleisse, etwas volkommes leisten würde — man denke sich das alles, und urtheile dann, wie mir jezt zu Muthe seyn mußte, da mich die Vorsehung so unerwartete Hülfe sehen ließ, und mit einem Male alle diese Leiden endigte, und so reizende Aussichten mir eröfnete. — Ich sag es noch einmal: O daß Gott mich nur noch eine solche erquikkungvolle Stunde erleben lassen möchte, wo ich so der Leiden Ende, und der ruhigern Zeiten Anfang erblikken könte.

Was ich dem Herrn Schöll geantwortet habe, wird man sich von selbst vorstellen können. An demselben Tage nachmittags eröfnete ich in einem Billet dem Herrn v. Salis, meine bevorstehende Veränderung. Ich meldete ihm, daß ein deutscher Fürst mich vocirt habe, und daß ich in kurzem diesem Rufe folgen würde. Mein Heres kam, da die Sache anfieng ruchtbar zu werden, vor Freuden völlig trunken, in mein Zimmer gestürzt, und wußte vor Entzükkung sich nicht zu lassen. Salis antwortete ganz kalt, daß er mir zu meiner Versorgung Glük wünsche.

Ich hätte nicht geglaubt, daß mich der Minister so leicht, und willig entlassen würde, ohngeachtet wir auf keine gewisse Zeit und ohne alle Obliegenheit einer Aufkündigung kontrahirt hatten. Aber es schien, daß er selbst des lästigen Verhältnisses satt gewesen sey, in welchem er mit mir hatte stehen müssen.

Meine einzige Sorge war jezt, wie ich wegen der Rechnung mit ihm auseinander kommen wolte. Denn noch hatte ich keine volständige Rechnung von ihm erhalten können. Und es waren doch bald vierzehn Monate verflossen. Denn gegen Pfingsten 1776 verließ ich ihn.

Ich hatte zwar äusserst karg gelebt, aber ich kante den Geist der Marschlinzer Haushaltung. Ich wußte, daß mit starker Kreide angeschrieben wurde. Also dachte ich nicht, daß ich mit aller meiner Sparsamkeit viel erübrigt haben würde. Aber da ich die Rechnungen erhielt, fand ich doch zu meinem Erstaunen, daß ich, mit Einschliessung dessen, was ich mir für Verfertigung des Erziehungsplans ausbedungen hatte, beinahe siebenhundert Gulden fodern konte.

Indessen war nun die Frage, wie dieses Geld zu erhalten sey. Denn der Minister stelte sich beständig arm. Er that stäts, als ob das Philanthropin noch mehr koste, als eintrage. Und ich hatte schon Winke erhalten, daß meine ganze Foderung nicht auf einmal werde getilgt werden können. Und abreisen, ohne rein bezahlt zu seyn, wolte ich doch auch nicht gern.

Ein Herzensguter Mann, den ich als einen der biedersten und rechtschaffensten Bündner hatte kennen lernen, der D. Bohner in Malanz half mir aus dieser Verlegenheit. Er war ein Arzt, den ich zuweilen konsulirt hatte, und dem ich manche Gefälligkeit und selbst manche eigentliche Wolthat verdanke. Dieser Menschenfreund erbot sich mir 400 Gulden zu geben, und dafür eine Assignation auf den Minister anzunehmen. Nun war mir geholfen, und alle Verlegenheit, den Minister um Geld plagen zu müssen, gehoben. Denn den Rest der Summe, ließ ich den Minister nach und nach abzahlen, theils für noch nöthige Lieferungen aus der Haushaltung, theils für Reisebedürfnisse, theils für Frachtlohn bei Transportirung meiner Effekten, theils in baarem Gelde.

Ich machte mich jezt an meine Bündner Equipage, um sie zur Reise einzurichten. Die schmale Spur war nicht abzuändern. Ich mußte mich also begnügen, den kleinen Phaeton, der im Rükkiz muschelartig sich schlos, und nur eine Person faßte, mit einer vollen Bedekkung zu versehn. Ich machte, nach meiner Gewohnheit, alles selbst. Ich aptirte Vorhangsstäbe zum Gestell, und überzog alles mit feinem Wachstuch so meisterhaft, daß man keinen Pfuscher argwohnen konte.

Das schwerste war die Erfindung der Methode, wie auf diesem kleinen dreisizzigen Wagen, drei Kinder, und drei erwachsene Personen (denn ich nahm meinen Heres mit, den ich gleich als Konrektor an der Tükkheimer Schule anbrachte) mit der nöthigen Bequemlichkeit Raum haben solten. Denn es war unmöglich, vier und fünfjährige Kinder auf einer so langen Reise beständig auf dem Schoße zu haben.

Ich fand das Mittel. Mitten im Wagen stelte ich ein starkes Holz perpendikular auf, und zapfte es unten und oben in ein starkes Querholz

ein. Das untere Querholz ließ ich mit Eisen an dem Fußboden des Wagens festmachen, doch so daß es abgeschraubt werden konte. Auf das obere aber legte ich ein ovales Bret, auf welchem die beiden großen Mädchen, mit den Rükken gegen einander, und mit dem Gesichte zum Wagen hinaus gekehrt, sizzen konten. Dazu machte ich von den Vorhangsstäben zwei halbe Bogen, und befestigte sie auf dem ovalen Sizze dergestalt, daß jeder den Rükken eines Kindes umschloß. Diese Bogen überzog ich mit Frieß, um die Härte und Reibung zu mindern, und den Siz polsterte ich. Endlich befestigte ich an jedem Bogen einen Riemen, mit welchem die Kinder vorn über die Brust her festgeschnallt werden konten, so daß sie bei einem Stosse des Wagens nicht herausstürzen konten. Die Erfindung war herrlich. Mein Hanchen und Christel sassen frei, und hatten stäts Aussicht, und wir konten nun mit dem dritten Kinde, welches noch in den Windeln war, bequem wechseln, so daß bald ich, bald Heres, bald die Mutter es auf den Armen hatte. Zuweilen legten wirs auch zwischen unsere Füsse, und liessen es schlafen.

Ich reiſete nach Lindau am Bodenſee zu Herr Radern, und beſorgte durch dieſen die Spedition meiner Effekten. Und darauf gieng ich ohne Sang und Klang, nach kurzem Abſchied nehmen, von Marſchlinz, indeß das Herz vor Freuden mir klopfte, daß ich auf deutſchen Grund und Boden wieder fuſſen ſolte.

Herr Salis ward am Ende noch freundſchaftlich. Er ſchien jezt die ſauere Laufbahn zu überſehen, die er mich geführt hatte, und er mußte beinahe überzeugt ſeyn, daß all das Mistrauen unnüzze und grundlos geweſen war, welches ihn verleitet hatte, mich ſo zu quälen. Er gab es mir ganz deutlich zu erkennen, daß er mir für meine vielen Arbeiten Dank ſchuldig ſey, und geſtand mir noch im Wirthshauſe, da wir beim Anſpannen noch uns unterhielten, daß Deinet den Grund zu unſerm Misvernehmen gelegt habe. Wir waren beide nun überzeugt, daß wir hätten vergnügt zuſammen leben können, wenn er meinen Fleiß, und mein beſcheidenes und ehrerbietiges Betragen mit einiger Traulichkeit hätte erwiedern wollen.

Mit lautem Jubel fuhren wir durch die Felsenwände, welche die Gränzen des Landes ausmachen, und wo mittelst einer Zugbrükke, und einer Wache der Eingang verwahret wird. Man hielt uns für reisende Studenten: so laut war unser Gesang.

Aber jenseit Lindau traf uns die schreklichste Todesgefahr. Wir fuhren in einem lichten Walde, auf einer Schossee, einen Berg hinauf und hatten zwei Postpferde Vorspann. Mein Hans, welcher sonst ein geübter Kutscher war, wolte vom beständigen Rutteln des Bokkes sich erholen, und stieg ab, um neben her zu gehen. Er glaubte, meine Pferde würden, zumal da sie zwei geduldige Rosse vor sich hatten, und es berg an gieng, ruhig fort schlendern. Ich selbst glaubte es, warnte ihn aber doch, daß er sich nahe bei den Pferden halten solte, weil ich meine Stute kante, die ich als Sattelpferd brauchte, daß sie muthig und voller Mukken war. Aber der Mensch achtete des Warnens nicht.

Er hing die Zügel auf dem Bokke ein, und begann sich eine Pfeiffe anzuschlagen. Und siehe,

auf einmal that die Stute einen Saz, und fing an auszureissen. Das Handpferd ward scheu, und rannte mit. Der Kutscher grif nach den Zügeln, konte sie aber nicht erreichen, und wäre beinahe von den Vorderrädern geschleift worden. Nun ertönte ein Jammergeschrei. Der Postillion that sein möglichstes, die Pferde in Ruhe zu bringen, oder wenigstens auf geradem Wege zu erhalten. Aber die Thiere geriethen immermehr in Wuth, und sezten eine volle Karriere an. Den Postpferden kam die Deichsel in die Füsse, und wurden nun auch scheu, und rannten mit. Und nun brachen meine Pferde seitwärts aus, weil mein Kutscher sie verfolgte, und die Zügel zu erhaschen suchte. Zum Unglük war die Schossee hoch.

Ich sahe das ganze Unglük mit völliger Besonnenheit an, und machte mich gefaßt, die Kinder zu erhalten, und mich so anzuklammern, daß ich nicht auf sie hinstürzen könte, wenn der Wagen fiel. Indem sahe ich die Pferde rechts hinabspringen. Nun schlug der Wagen hinunter in den Graben, und — ein Glüksfall rettete uns allen das Leben.

So wie der Wagen sich überschlug, lösete sich von selbst der Schloßnagel, und die Pferde gingen mit den Vorderrädern ins Gebüsch, wo sie sich selbst fiengen, und endlich stehen blieben. Mein Wagen lag auf seiner Dekke. Ich hielt mich in der Schwebe, um niemanden zu drükken. Mein Volk war todt.

Mein erstes war, das kleine Kind zu retten, welches unten lag. Das zog ich, selbst noch schwebend, an den Bändern herauf, mit welchen seine Bettchen zusammen gebunden waren, und warf es heraus ins tiefe Gräß. Nun konte ich fussen. Mein Heres kroch hervor, und wir zogen nun mein ohnmächtig gewordnes Weib heraus, und legten sie ebenfals auf den Rasen. Zulezt holten wir die andern Kinder nach. Gott sey Dank, es war auch nicht der geringste Schade geschehen. Das kleine Kind schrie nicht einmal. Die grössern brülten, als wenn sie gebraten würden, aber es war der blosse Schrekken. Die Hanchen blutete am Munde, es fand sich aber, daß sie beim Sturz sich blos in die Zunge gebissen hatte, davon das Blut herrührte. Die Mutter erwachte wieder.

Sie war ganz Leichenblaß im Gesichte, ihr Kopfzeug war fort, ihre Haare hingen umher, wie die Haare einer Furie. Ich war froh, daß kein Unglük weiter dabei war.

Kaum, kaum konte ich mich halten, meinem Hans die alten Knochen mürbe zu prügeln, daß er meine Warnung nicht geachtet, und die Pferde, deren Feuer er kante, sich selbst überlassen hatte. Aber es war als wenn die Dankbarkeit gegen die Schikkung Gottes mich erweichte, durch welche dieser Unfall so glüklich abgelaufen war.

Indessen mein armer Wagen war desto wundenvoller. Als wir ihn wieder aufrichteten, waren alle Vorhangsstäbe zusammengebogen, und die ganze Form des Gestelles zerstört, das ich mit so vieler Kunst und Mühe bereitet hatte. Ich holte indessen Hammer und Zange und Beil (was ich immer bei mir führe,) und stellte den Vogelbauer so gut ich konte, in so weit her, daß wir wieder einsizzen konten. Im nächsten Orte, wo wir uns einquartirten, blieb ich die ganze Nacht auf, und benehte ihn mit neuem Wachstuch, so daß wir den andern Morgen in bester Form weiter reisen konten.

Zweites Kapitel.

Türkheim an der Hardt.

Der Rest unserer Reise enthielt nichts merkwürdiges. Wir kamen, nach dem uns der Oberkonsistorialrath Hirsch in Heilbronn, noch am Ende dieser Wallfahrt, einen recht frohen Tag gemacht hatte — wolbehalten in Türkheim an, und wurden in der Superintendurwohnung, ganz anders als im Marschlinzer Wirthshause, empfangen. Der Prediger Schöll, und zwei Abgeordnete der Bürgerschaft, der Stadtschreiber Koch, und der Gastwirth Specht, bewillkommten uns, und wir fanden, da es eben Mittag war, eine schon verganstaltete gute Mahlzeit.

Meine ganze Seele heiterte sich auf. Ich erblikte eine schöne vor kurzem erst neugebaute Wohnung, mit einem Garten am Hause. Ich fand mich unter Menschen, die mich im höchsten Grade verehrten. Ich sahe mein Weib, meinen Heres und meine Kinder gesund und vergnügt. —

Warhaftig ein Blik rükwärts, bei der vollen Aussicht in meine neue Lage, war wahre Himmels-Wonne!

Aber Geduld. Der Engel mit dem Schwerd ist nicht weit. Er zukt schon, den schönen Glüksfaden wieder abzuhauen, den mein Schuzgeist angesponnen hatte. Mein Glük war das Glük eines Trunkenen, dem nur so lange wohl ist, als sein Rausch dauert. Es währte nur kurze Zeit. Dauerhafte Ruhe war nicht das Loos, das mir Gott beschieden hatte.

Ich machte am folgenden Tage meinem Landesherrn, dem damaligen Grafen jezt Fürsten von Leiningen Dachsburg meine Aufwartung, und fand einen Mann, der, nicht durch ein brillantes Genie sich auszeichnete, aber mit einem schlichten Verstande ein recht vortrefliches Herz vereinigte. Güte und Freundlichkeit gegen Jederman, Achtung gegen Talente und Verdienste und Liebe zur Gerechtigkeit, machten seinen Karakter aus. Man hatte ihm so viel rühmliches von mir gesagt, daß er mich auf eine Art empfing, welche mir die erfreulichsten Aussichten versprach.

Die Einwohner des Orts, waren, wie ich vernahm, zum Theil gegen mich eingenommen, weil der Ruf meiner Irglaubigkeit auch unter ihnen bereits erschollen war. Und es gingen unter dem Pöbel sonderbare Gerüchte in den sonderbarsten Ausdrükken. — He glebet mech kenen Gott, sagte der eine. — Ne, erwiderte der andere. He glebet mech nur kenen Vater. — Ei nicht doch, behauptete ein dritter, Er leegnet ja den Sohn. — Den Teubel glebet er hal' ich oh nich, sezte ein vierter hinzu. — Indessen achtete ich diese Verschrieenheit nichts, weil ich mit Zuverlässigkeit rechnen konte, daß ich, wie in Giessen, alle böse Gerüchte durch meine Predigten niederschlagen, und den Pöbel gewinnen würde. Es war mir genug, daß der Graf helle genug dachte, um mich zu schäzzen, und daß unter den Räthen und der Bürgerschaft die meisten, mich als einen gelehrten und nuzbaren Mann ansahen, und hochachteten. Ich merkte so gar, daß der Hof und die Stadt stolz darauf war, einen Doktor Theologiä und ehemaligen berühmten Professor zum Prediger zu haben, welches so lange Türkheim stand, sich noch nicht ereignet hatte. Auch kam mir dies

sehr zu statten, daß mein Vorfahrer, ein gewisser Liernur, der jämmerlichste Saalbader, und dabei ein äusserst intriganter Mann gewesen war, und man an mir einen guten Kanzelredner und menschenfreundlichen Mann zu besizzen glaubte.

Der Nachmittagsprediger Hartmann, mein Amtskollege, ließ mich, wenigstens einen fröhligen Geselschafter hoffen. Denn er war, durch seine Frau, ein reicher Mann, aß und trank gern etwas gutes, war gastfrei und immerdar vergnügt. Das war aber auch seine einzige geniesbare Seite, von welcher er für einen Mann, der Geistesnahrung suchte, höchstens ein paar Stunden unterhielt. Denn er stund auf einer solchen Staffel der Stupidität, und der Unwissenheit, daß auch nicht ein kluger Gedanke aus ihm herauszubringen war. Essen, Trinken und Lachen war alles, was er hatte und folglich auch alles, was er geben konte. Seine immerwährende Lustigkeit entsprung zum Theil selbst aus seiner Dumheit. Denn diese verschafte ihm den höchsten Grad der allerseligsten Selbstgenügsamkeit. Unbekant mit allem, was in der gelehrten Welt vorging, maß er alles nach sich selbst,

und dünkte sich der volkommenste Mensch zu seyn. Das, was er an sich selbst fand, gefiel ihm so wohl, daß er alles, was nicht von ihm prädikabel war, verachtete. Wenn man ihm von einem Semler, Jerusalem und dergleichen Leuten, ihren Streitigkeiten, Schriften, Entdekkungen u. s. w. etwas sagte, so grinzte er einem das allerzufriedenste Hohnlachen entgegen, wie wenn er vom Gipfel der Volkommenheit auf Kinderspiele herabsähe, die er gar nicht einer Aufmerksamkeit für würdig halten könne. Er hielt alles für Lumperei, und sein Geld und seinen gefüllten Keller für die einzige Realität. Und so war kein vergnügterer Mensch in der Welt, als der Pfarrer Hartmann in Türkheim.

Der Prediger Schöll erhob sich unendlich über jenen im moralischen Werth. Er war ein Mann von Genie, und recht vielen Kentnissen. Und er verband damit ein edles und freundschaftliches Herz. Aber Unglüksschläge, Bedrükkungen und Verfolgungen hatten in ihm ein übertriebnes Gefühl seiner Herabwürdigung unter seinen Werth hervorgebracht, daß er beständig nur sein unver-

dientes Schiksal beseufzte, und dadurch im höchsten Grade hypochondrisch wurde. Und daraus entstund zugleich ein gewisses Mistrauen gegen alle Menschen, und selbst gegen seine besten Freunde, so daß er überal entweder tükkisches Bestreben, ihm zu schaden oder beabsichtete Demüthigungen seiner Person argwohnte, und sich und andern damit lästig wurde. Er liebte mich von ganzer Seele, aber er verursachte auch mir, durch diese Krankheit mehr trübe Stunden, als mir seine Talente und seine Freundschaft angenehme schuf.

Einen reformirten Prediger hatte Türkheim aufzuweisen, der in Kentnissen und Grundsäzzen ganz ein Zollikofer war. Er lebte als wahrer Philosoph, ließ sein stilles Hohnlachen über die orthodoxen pecora campi, nie laut werden, hatte so wenig Bedürfnisse, daß er stäts sorgenlos und gutes Muths war. Ich habe mehrere Stunden recht herzlich vergnügt mit ihm zugebracht.

In der Regierung gab es für mich keinen, den ich zu meiner Glükseligkeit gebrauchen konte. Der Geheimde Rath. . . . war ein alter, schüch-

terner, in sich selbst verschloßner Mann, ohne alle Gelehrsamkeit, und selbst ohne alle Talente. Er war nicht im Stande, sechs Zeilen ex Tempore zu sprechen, welche Sinn und Zusammenhang hatten.

Der Rath Neubauer, war ehemals Bedienter gewesen, hatte als Schreiber hernach ein wenig praxin gelernt, wie die Juristen es nennen, und hatte sich zum Regierungsrath hinauf geschmeichelt. Er hatte gar keinen Karakter, aber viel Geld, und noch mehr Eigenliebe.

Ausser der Regierung gab es einen Rath Sandherr, welcher, wenn Gelehrsamkeit und Einsichten ihn zur Geistesnahrung fähig gemacht hätten, ganz allein im Stande gewesen wäre, meine Sehnsucht nach einem Freunde, (im erhabensten Sinn des Worts — als volkomner geselschaftlicher Unterhalter, als Tröster im Leiden, als weiser Rathgeber bei gewagten Unternehmungen, als warnender Gewissenrath bei Fehltritten) zu befriedigen, und das Glük meines Lebens zu erhöhen. Denn er besaß den vortreflichsten Karakter, den man sich wünschen konte. Er hatte das alles-

weichste Herz, welches vor Freuden überfloß, wenn er Gelegenheit fand, einen Menschen froh zu machen, und eben so in Theilnehmung zerschmolz, wenn er einen leidenden Mitmenschen sahe. Seine ganze Seele war Güte, Treue, Redlichkeit und Nachsicht. Und er war dabei immer zur Freude oder wenigstens zur Theilnehmung am Vergnügen gestimmt. Seine Gattin war, ein wenig eigensinnige Laune abgerechnet, ein eben so liebenswürdiges Weib. Und beide waren die einzigen Freunde, die ich in Türkheim hatte, und durch alle Stürme des Lebens behielt.

Aber nun komme ich auf die Zeichnung eines Mannes, welcher auf mein Glük und Unglük den entscheidendsten Einfluß gehabt hat, und den ich eben darum ausführlich schildern muß. Er war das eigentlichste Original, das ich je habe kennen lernen. Ich habe in der kleinen Samlung meiner Gedichte ihn mit diesen Versen verewigt.

Der Menschheit sag ich es zur Ehre:
Du bist die gröste Seltenheit!
Und wenn, in jedem Volk, mehr, als ein
einzger wäre,

Ein Teufel, ganz wie Du,
Ich zweifelte, zu meiner Ruh,
An Gott und Ewigkeit.

Der Mann hatte bei äusserster Armuth Theologie studirt, war bei dem Grafen v. Grumbach Hofmeister gewesen, und hatte endlich, nach mancherlei tollen Streichen, das Rektorat in Türkheim erhalten. Als Schulmonarch war er dem Grafen vorgeschlagen worden, das Archiv in Ordnung zu bringen, und zugleich durchzusehn, was sich in demselben zum Behuf eines Processes auffinden liesse, welchen der Graf mit der sogenannten Linange d'Italie führte, welcher Ansprüche auf einen Theil seiner Länder machte, und solche bereits beim Reichshofrath mit vielem Nachdruk geltend zu machen suchte. Bei dieser Arbeit fand er Gelegenheit, viel mit dem Grafen zu sprechen, und ihn in die Meinung von sich zu sezzen, daß Genie und ausgebreitete Kentnisse ihn eines ehrvollern Postens würdig machten. So ward er endlich Hofrath, und einziger Theilnehmer an allen Geschäften des Landesherrn. Er verwaltete die Finanzen des Grafen. Er gubernirte die Re-

gierung. Er befahl im Konsistorio. Kurz er ward bei dem Grafen v. Leiningen Dachsburg das im kleinen, was ein erster Staatsminister und Favorit eines Monarchen im Großen ist.

Die Grundlage seines Karakters war Stolz und Eigenliebe, und zwar eine Eigenliebe, welche alle Wesen in dem Weltall ausschloß. Seine Seele war rastlos im ewigen Dichten und Trachten nach Erweiterung und Erhöhung seiner äusserlichen Größe. Diesem Götzen opferte er alles, und wenn Glük und Leben aller Menschen dazu erforderlich gewesen wäre, und er es in seiner Gewalt gehabt hätte. Er hielt sich für den schönsten Mann in der Welt. Er glaubte, sein Genie sey das einzige wahre Genie, gegen welches die andern, die diesen Namen führten, Kindsköpfe wären. Er fand sich überzeugt, daß seine Urtheile die unfehlbarsten, seine Anschläge die weisesten, seine Anstalten und Einrichtungen die volkommensten wären. Mit einem Worte, er war ganz in sich selbst verliebt.

Bei diesem gränzenlosen Stolze hatte er einen Grad von Hartherzigkeit, der mir, Gottlob, nie

wieder in der Welt vorgekommen ist. Menschenelend rührte ihn nicht nur nicht, sondern es machte ihm so gar Wollust. Ich bin Zeuge, daß der Hofrath Michaelis, ein gräflicher Beamter einmal zu ihm kam, und ihm auf die rührendste Art die Armuth einer Gemeine vorstellte, und für die armen Bauern um Nachsicht bat. Es war eine seltene Erscheinung. Der Beamte vergoß selbst eine Thräne bei der Schilderung des Elendes der Unterthanen. Er erinnerte ihn, daß das Dorf durch Unglüksfälle verarmt sey: daß sie die Abgaben nicht auftreiben könten: daß er auf seinen (des Rühl) Befehl schon die zweite Exekution gegeben hätte: (die erste traf Betten und Kleider, die zweite das Hausgeräth, die dritte das Vieh aus den Ställen:) daß die von ihm anbefohlne dritte die armen Leute nöthigen würde, als Bettler davon zu gehen, und die Häuser stehen zu lassen: daß schon jezt ihr Elend auf den höchsten Grad gestiegen sey: daß die Kinder in den benachbarten Ortschaften umherliefen, und um Brod winselten: daß kein Bauer mehr ein Bett im Hause, und einen Sonntagsrok hätte, um in die Kirche zu gehen u. s. w. Bei dieser Vorstellung saß der

Hofrath Rühl auf seinem Lehnstuhl, spielte an seiner Hemdenstriefe, und lächelte, wie wenn ihm der längst gewünschte Fall seines Feindes berichtet würde. Und als der Beamte endlich selbst eine Thräne fallen ließ, und den Hofrath um Gotteswillen bat, den armen winselnden Unterthanen wenigstens Nachsicht zu geben, und den Befehl zur lezten Auspfändung zurükzunehmen, lachte er hoch auf und sagte: „Herr, sie sind ein altes Weib. „Lassen Sie die Kanaillen zum Teufel gehen. Ha, „ha, ha, ha! Ich möchte das Lumpengesindel „sehn. Treiben Sie mir die Exekution aufs höchste. „Und wenn die Hunde ganz ausgezogen sind, dann „kommen Sie wieder und amusiren mich noch ein„mal mit Ihrer Relation, und einem solchen „Thränchen. Ich mags gar zu gerne sehn, wenn „die Leute so weichherzig sind." Und nun lachte er noch einmal aus vollem Halse, und hieß den Beamten marschiren.

Mir ist nie ein ähnliches Beispiel von Menschenhaß aufgestossen. Aber ich bin gewiß, daß diese scheusliche Gesinnung nicht in seiner Natur lag. Denn eigentlich steht sie mit der menschlichen

Natur

Natur im geradesten Widerspruch. Sein Stolz hatte sie erst erzeugt, und hervorgebracht. Denn da er so übertrieben von seinem persönlichen Werthe dachte; so war die ganze weite Welt nicht vermögend, ihn zu befriedigen. Er betrachtete alles Geld, alle Ehre, alle Gesundheit, kurz alle Güter der Erde, die er in den Händen anderer Menschen erblikte, als einen Raub, der ihm geschehen war. Er ward wüthend, wenn er sich die unwürdige Rakaille von Menschheit dachte, unter welcher er, so tief unter seiner Würde, leben mußte. Er haßte Gott und Menschen, weil sie ungerecht handelten, und ihn, der auf dem Gipfel der Ehre und des Glüks stehen solte, auf dem Posten eines unbedeutenden Hofraths eines unbedeutenden Fürsten stehen liessen. — Hundertmal habe ich selbst Verfluchungen seines Schiksals, und Bezeugungen der innigsten Verachtung der Menschheit ausser ihm, aus seinem Munde gehört. — Und ich bin versichert, daß aus diesem gränzenlosen und oft bis zur Verrükkung gestiegenen Hochmuthe sein Menschenhaß entstanden ist, welcher zuweilen in eine völlige Wuth gegen alles, was ihm in den Weg kam, auszubrechen pflegte.

Der Mensch konte so grimmig werden, daß er weder seines noch irgend eines andern Lebens schonte. Und diese Tigerglut seines Zorns müsten sich nicht nur die Unterthanen, sondern auch die Bedienten des Landesherrn gefallen lassen. Von den gräflichen Räthen selbst ist keiner, der sie nicht einmal hätte empfinden müssen. Daher zitterten und bebten auch alle vor ihm. Wenn er kam, ging ihm schon alles tausend Schritt weit aus dem Wege. Wenn er sprach, wagte es kein Mensch, selbst der Geheime-Rath nicht, ihm zu widersprechen. Und eher hätte man einen Leininger bewegen können, eine Todsünde zu begehen, als etwas zu unternehmen, was ihn in die Gefahr brachte, von Herrn Rühl darüber zur Rede gesezt zu werden. Denn der Fürst selbst fürchtete sich vor ihm.

Es war sonderbar, wie er den Herrn eingenommen hatte. Der Fürst glaubte, Rühl sey die Stüzze seines Landes. Er hielt es für unmöglich, daß ohne ihn seine Processe beim Reichshofrath gewonnen werden könten. Er sahe ihn, mit einem Worte, für eine unersezliche Person an. Daher duldete er mit einer bewundernswürdigen Geduld

seine Launen, und ließ sich oft gefallen, daß der Mensch selbst gegen ihn auffuhr, und wie ein unbändiger tobte. Er ging in einem solchen Falle weg, und wartete, bis das Blut sich gekühlt hatte.

Und im Grunde war dieser Rühl der armseligste Mensch, den man auf seinem Posten finden konte. Er verstand nichts von Rechtsgelehrsamkeit, und benuzte blos, was der Hofrath Pütter in Göttingen ihm sagte, welcher die Hauptschriften in den Proceßangelegenheiten des Fürsten, verfertigte und von Rühl manche hundert Luisd'or dafür empfing, und — was er den alten Geh. Rath gutachtlich aufsezzen hieß. Er war auch sonst in keiner einzigen Wissenschaft bewandert, und in Philosophie am allerwenigsten. Und selbst sein Französisch, womit er so übermäßig prahlte, war, wie Kenner versicherten, höchst elend. Er machte mir die französischen Ankündigungen von meinem Erziehungsinstitut in Heidesheim: und alle Welt nannte sie erbärmlich.

Und nun werden meine Leser, aus diesen Schilderungen allererst, von meiner Lage in Türk-

heim urtheilen, und die Triebfedern meiner nachfolgenden Handlungen und Schikſale bemerken können.

Da ich nach Türkheim kam, war der Hofrath Rühl mein Freund. Und ich bin gewiß, daß ſeine Ueberzeugung von meinem Werthe, und der Wunſch, einmal einen Mann von Talenten und aufgeklärtem Geiſte in ſeinem Zirkel zu ſehen, bewogen hat, mich dem Fürſten vorzuſchlagen, und meine Vokation zu bewirken. Aber er fing auch gleich den Augenblik an, mich mit einiger Eiferſucht zu betrachten, und auf das ſorgfältigſte zu verhüten, daß ich dem Fürſten nicht alzuſehr mich nähern, und auf ihn irgend einigen Einfluß bekommen möchte.

Drittes Kapitel.

Meine häusliche Lage.

Das Amt, welches ich erhalten hatte, nährte seinen Mann, aber nicht überflüßig. Die Einkünfte, die damit verbunden waren, blieben weit unter dem glänzenden Titel desselben. Man schäzte die Stelle auf 1000 Gulden, aber ich wußte sie nicht herauszurechnen. Das Hauptsächlichste bestand in den Weinzehnten, welcher ohngefähr jährlich zwischen drei und vierhundert Gulden zu bringen war. Alles übrige waren kleine Posten, und die Accidenzien waren nicht von Bedeutung. Mir hatte der Fürst aus seiner Kasse noch 300 Gulden zugelegt. Und ich brachte es doch kaum auf reine tausend Gulden.

Ich habe immer sparsam gelebt, habe weder in Kleidung, noch durch Gastereien, noch durch sonst etwas großen Aufwand gemacht. Meine Kinder ließ ich nie in Seide gehen, und sie haben noch bis auf den heutigen Tag allesamt kein neues seidnes Kleid von mir erhalten. Auf meinen Tisch

kam nie mehr als ein Gericht, Gemüse mit Fleisch oder, statt dessen, ein Braten. Ein Schoppen Wein, ländliches Gewächs, war mein Deputat. Und wenn ich Gäste hatte, wich ich nie von der Regel ab, selbst dem Vornehmsten, bei welchem ich viele Schüsseln genoß, mehr nicht als Mittags eine Suppe, zweierlei Gemüse mit Beilagen, einen Braten und einen Kuchen zu geben. Torten kamen nicht leicht auf meinen Tisch. So müssen alle, die mich kennen und gekannt haben, mir es bezeugen. Das Spiel hat mich nie Geld gekostet. Ich habe erstlich wenig, (im Durchschnitt alle drei Wochen zwei mal) mein L'hamber gespielt, und immer durch Glük und Geschiklichkeit, mich ohne Verlust erhalten. — Und dennoch konte ich in Türkheim nicht recht füglich auskommen. Ich lebte wirklich mit Nahrungssorgen, und ward zu Zeiten von Verlegenheiten beunruhigt. Ob damals schon mein liebes Weib eine Mitursache davon war, wie sie es späterhin erweislich geworden ist, kan ich nicht sagen. Ich war zu allen Zeiten auf nichts so wenig aufmerksam, als auf mein Geld. Was nöthig war, gab ich. Und was meine Frau verlangte, erhielt sie. Ich habe mich nie

dazu bringen können, über Ausgabe und Einnahme eine volständige und fortlaufende Rechnung zu halten. Es lag mir diese Sache zu wenig am Herzen. Erst in Halle bin ich attenter geworden, nachdem der sichtbar gewordne Schade mich klüger gemacht hatte.

Wenn übrigens meine Einkünfte nicht groß waren, so war das Amt, das ich dafür bekleidete, desto bequemer. Ich hatte alle Sonntage früh einmal zu predigen. Alle drei Wochen traf mich eine Wochenpredigt. Mit Katechisationen hatte ich nichts zu thun. Beichtstuhl war gar nicht: denn man hatte schon vor meiner Zeit die öffentliche Beichte eingeführt. Auch mit Privatseelsorge war ich verschont. Krankenbesuche, und Hauskommunionen besorgten die andern beiden Prediger.

Das einzige lastende waren mir die Konfirmanden. Ich mußte sie, wenn ihr Vorbereitungsunterricht vollendet war, kurz vor Ostern eine Woche lang, täglich zu mir kommen lassen, und mit ihnen katechisiren. Da fühlte ich wahres Lei-

den, wenn ich die Kinder, Begriffe und Säzze mir vorsagen lassen muste, welche ich zum Theil für den grösten Unsinn hielt, und sie doch nicht eines bessern belehren durfte. Ich ließ sie auch ihren dogmatischen Katechismuskram, und Gedächtnißwerk blos herbeten, und beschäftigte mich allein damit, ihnen gute moralische Ideen und Empfindungen beizubringen. Am meisten kränkte es mich, wenn ich zulezt am Altare diese Kinder einen Glauben bekennen, und dessen Festhaltung gleichsam eidlich angeloben lassen mußte, der so vielfältige Albernheiten enthielt, und ihnen gleichsam aufgedrungen war. Denn es ist doch wohl unleugbar, daß man Kindern ihren Glauben aufzwingt, wenn man ihnen Begriffe als göttliche Warheit eintrichtert, die sie nicht verstehen, und deren Grund und Ungrund sie nicht kennen. Und kan etwas empörenderes gedacht werden, als einen solchen Glauben beschwören lassen, der nicht in unserm freien Willen steht? Ist schwören, daß man lebenslang so und so sich etwas vorstellen, und es für wahr halten wil, nicht eben so ungereimt als schwören, daß man eine gewisse Sache immer lieben oder gut verdauen wil? So wenig es von mir abhängt,

ob ich eine Sache lieben wil, sondern davon, ob sie liebenswürdig ist, und mir fortgesezt als liebenswürdig erscheint, eben so wenig hängt es von mir ab, ob ich etwas fortgesezt glauben wil oder nicht, sondern davon, ob die Gründe, die mich jezt bestimmen, immer als solche mir erscheinen oder von Gegengründen werden verdrängt werden.

Indessen hatte ich bei allen meinen Amtsarbeiten die Freude, nicht nur bei Hofe, sondern auch in der ganzen Stadt sie mit algemeinem Beifalle geehrt zu sehn. Ich genoß die Achtung des Fürsten und der Gemeine, und bei Vielen, auch herzliche Liebe und wahre Verehrung.

Ausserdem waren meine besten Freuden auf meiner Studierstube. Denn im häuslichen und geselschaftlichen Leben blieben sie mir immer mit mancherlei Unannehmlichkeiten vermischt.

Mein liebes Weib behielt ihre alte Krankheit — Hypochondrie mit etwas Eifersucht versezt. Es war vergeblich, sie heilen zu wollen, weil es unmöglich war, sie vom Daseyn der Krankheit zu überzeugen. Daß sie eigentlich eifersüchtig sey, glaubte sie nicht. Sie schalt so gar auf die Eifer-

sucht, als auf die größte Thorheit. Sie hielt ihre Eifersucht für Liebe, und verwechselte die Wirkung mit der Ursache. Und wenn sie grilligt und nörglicht war, behauptete sie stäts, mit Grunde zu klagen, und nie aus Krankheit zu quängeln. — In Türkheim hatte sie anfangs wenig Gelegenheit zur Eifersucht, daher sie auch in dem ersten Jahre weniger litte und Leiden verursachte. Manchmal nur fiel ihr ein schwermüthiger Gedanke ein, wenn sie von dem schönen Fräulein hörte, welche als Hofdame lebte, und des Fürsten Geliebte war. Und späterhin, war die Frau Räthin Sandherr, wenn ich diese mir wirklich schäzbare Frau etwas zu zärtlich behandelte, die Gelegenheit zu einem geheimen Kummer oder — zu einer kleinen Gardinenpredigt.

Meine beiden Hausfreunde, welche beide so vortrefliche Herzen hatten, und mich so zärtlich liebten, konten mir eben so wenig frohe Stunden machen, wie mein gutes Weib. Denn beide waren so hypochondrisch, daß sie alle Augenblik empfindlich oder mistrauisch, und durch geargwohnte Beleidigung oder Beschädigung, aufgebracht wur-

den. Daher ich wirklich sagen kan, daß sie mir beide mein Leben mehr lastvoll als angenehmer gemacht haben. Von meinem vortreflichen Heres bin ich versichert, daß er das jezt selbst eingestehen würde, wenn er dies lesen solte. Ich liebte und liebe ihn dennoch von ganzem Herzen. Er war immer mein redlichster und wärmster Freund, der für mich zu Aufopferungen bereit war, und verdient daher meinen lebenslangen Dank.

Mein Umgang mit ausserhäuslichen Freunden war sehr eingeschränkt. Das obgedachte Sandherrsche Haus war fast das einzige, und ich verdanke ihm manche frohe Stunde meines Lebens.

In Frankenthal lernte ich bald einen Mann kennen, den ich unter meinen Freunden, die ich je in der Welt gehabt habe, und noch besizze, wohl ohne Bedenken den ersten Plaz geben muß. In ihm fand ich wirklich alles, was man von einem Busenfreunde erwartet. Er war ein Mann von Kopf und Kentnissen. Er war der allerjovialischeste Geselschafter, bei dem ich drei Tage lang in einem hinsizzen, und nie gähnen durfte. Un-

aufhörlich floß sein Mund entweder von gelehrten Gesprächen, oder von den unterhaltendsten, und das Zwergfell mächtiglich erschütternden Scherzen und Erzählungen über. Und dabei besaß er ein so reines, treues, und zärtliches Herz, einen so festen Karakter, und so viel gesundes und durch Erfahrung gereiftes Urtheil, daß man keinen bessern Führer und Rathgeber sich wünschen, und sein Herz in keine bessere Verwahrung geben konte, als bei ihm. Es war der reformirte Prediger Böhme, der jezt in Heidelberg steht. — Schade, daß ich ihn wegen Entfernung des Orts nur selten genieſſen konte. — Habe Dank edle Seele, für alle Liebe und Treue, die Du mit Deiner vortreflichen Gattin mir erwiesen hast, und für jeden frohen Augenblik, den Du in so mancher trüben Epoche mir schufst!

In Manheim war ein Herr v. La Roche, den ich fast auf der Liste meines Herzens gleich nach meinem Böhme sezzen möchte. Auch ihn machten aufgeklärte Kentnisse, feiner Geschmak, edle Grundsözze und ein weiches, menschenfreundliches Herz mir im höchsten Grade liebenswürdig

und geniesbar. Er ward in der Folge, da ich meine meiste Zeit in Heidesheim lebte, unter allen meinen Geselschaftern der einzige, in dessen Umgange ich ein durch keine Unvolkommenheiten gestörtes Vergnügen fand.

Daß ich bei Hofe keine Theilnahme am geselschaftlichen Leben fand, dafür hatte schon der Hofrath Rühl gesorgt. Ich ward alle Sonntage zur Mittagstafel gebeten, von welcher ich gleich nach Tische mich wieder beurlaubte. Das war alles. Die Schwestern und Töchter des Fürsten, so wie die obgedachte Hofdame, und alle übrige Personen des Hofes schäzten mich, und hätten es sehr gerne gesehen, wenn ich öfter in ihrem Zirkel hätte erscheinen können: aber der Fürst war nicht geneigt, etwas zuzugeben, wovon er wußte, daß es seinem Rühl zuwider seyn würde.

Das in Marschlinz geborne Kind erhielt sich in Türkheim nicht lange. Es siechte einige Monate und starb. — Funfzehn Jahr früher hätte ich vielleicht mich überredet, daß der Mangel an lutherischer Taufe einige Schuld gehabt habe.

Viertes Kapitel.

Vereinigung meines Amtes mit meinen Ueberzeugungen.

Ich hatte in Marschlinz meine Theologie und Philologie ganz liegen lassen, und es schien, als ob mit der Unterbrechung ihres Gebrauchs, die Sache ihre Reize für mir verloren hätte. Meine Kritik, meine orientalischen Sprachen, auf welche ich so viel Fleiß und Zeit verwendet hatte, kamen gar nicht wieder zum Vorschein. Ich erinnere mich, in den viertehalb Jahren, welche ich in der Pfalz verlebt habe, nicht eines einigen Tages, wo ich mich mit diesen Dingen beschäftiget hätte.

Die Haupturſache war: ich hatte den Glauben an die Nuzbarkeit dieser Kentnisse verloren. Denn wenn ich gleich in der Schweiz für die Fortschritte meiner theologischen Einsichten nicht zwekmäßig und anhaltend sorgen konte, sondern alle meine Arbeitsstunden der Pädagogik widmete; so gab es doch hier und da geselschaftliche Stunden, in welchen ich unabsichtlich meine Aufklärung beförderte. Und wie z. B. die Unterredung mit

Lavatern meinen Wahnglauben ans Uebernatürliche und Wunderbare erschütterte, und beinahe ganz wankend machte, so hatten auch die fast täglichen Unterhaltungen mit meinem Heres so manchen Gedanken aufgeregt, oder ihm Licht, Volständigkeit und Festigkeit gegeben, welcher vorher unter den dunkeln Vorstellungen gelegen hatte, und eben so unvolkommen und unausgebildet, als unanwendbar geblieben war. Und ich erinnere mich sehr gut, daß ich mehrmalen mit diesem Freunde über das A. Testament mich unterredet habe, und daß wir beide geflissentlich die Spuren des Fabelhaften in demselben aufsuchten, und uns darüber belustigten. Daher war es gekommen, daß ich immer mehr den Gedanken aufs reine gebracht hatte, daß das A. Testament ein für die Religion ganz entbehrliches Buch sey, weil es zur Aufhellung oder Bestätigung desselben nicht das mindeste nüzze, und gegenseitig, durch seine Ueberladung mit Wundern und Uebernatürlichkeiten, den Verstand des großen Haufens verwöhne, und die Vernunft unwirksam mache. Wozu also, dachte ich zuweilen, ists wohl nüzze, daß man so viel Jahre und Kräfte verschwendet, für die Erlev-

nung der orientalischen Sprachen? Ists wohl der Mühe werth, ein so mühsames und kostbares Studium zu betreiben, welches mir keinen Vortheil gewährt, als daß ich ein paar dunkle Stellen eines Buchs vielleicht richtiger verstehen lerne, dessen ganzer Inhalt so wenig intressirt? Das bischen wahre Geschichte, was es mich allenfals lehrt, kan jeder ohne Sprachkentnisse daraus erlernen. Und um der wenigen Weissagungen willen, die es vergeblich aufstellen sol, solte man wohl eben so wenig nöthig haben, die hebräische Sprache mit ihren verwandten Dialekten zu studiren, und diesem Studium eine Zeit zu widmen, welche im Felde der moralischen Warheiten unendlich besser wuchert.

So verlor sich nach und nach mein alter Eifer für dasjenige Sprachstudium, welches ich ehedem für meine Bibeldolmetschung getrieben hatte, und so wandte ich mich jezt in das Gebiet der moralischen Religion, wo gesunde Philosophie und gerade um so viel Kunde der hellenistischen Sprache mir nöthig war, als ich von meinem ehemaligen Studium, aus der Lektüre der griechischen

Uebersezzungen des A. Testaments, und der des Josephus und Philo, übrig behalten hatte.

Meine erste Sorge war nun auf zwei Dinge gerichtet. Zuerst dachte ich nach, wie ich meine Kentnisse im Fache der moralischen Warheiten erweitern, und den Abgang der Dogmatik ersezzen wolte. Denn von positiven Warheiten war mir nun fast gar nichts mehr übrig. Dreieinigkeit, Versöhnungstheorie, übernatürliche Gnade, Erbsünde, ewige Höllenstrafen, — das alles hatte meine Vernunft glüklich verbannet. Ich hielt blos und allein noch fest an der unmittelbaren Sendung Jesu, und an der Göttlichkeit der heil. Schrift, folglich auch — an der Warheit der biblischen Geschichte. Ich sahe daher wohl ein, daß es mir an Materialien für die Kanzel fehlen würde, wenn ich diese reichhaltigen Themata meiner Dogmatik, über welche sich so viel plaudern ließ, nicht anderweit zu ersezzen, und mir neue Reichthümer für meine Predigten zu verschaffen suchte, welche mich in den Stand sezten, durch Mannigfaltigkeit der Materien zu unterhalten, und in meinen Vorträgen immer neu zu bleiben.

Natürlich mußte ich also diese neuen Reichthümer in der Moral suchen. Denn selbst das, was ich aus der Dogmatik noch übrig behalten hatte, schien mir doch nicht für die Kanzel zu seyn. Ich fühlte selbst einen geheimen Widerwillen, über die biblischen Wundergeschichten zu predigen, ob ich sie gleich noch in so weit glaubte, in so weit ich noch nicht auf ihre Widerlegungsgründe gefallen war, ob ich gleich gegen Wunder und Uebernatürlichkeiten überhaupt schon sehr vieles einzuwenden hatte. Ich wußte nichts kluges darüber zu sagen. Und doch wolte ich immer gern Materien haben, bei deren Bearbeitung ich im gleichen Grade den Verstand meiner Zuhörer aufklären, und ihre Herzen mit recht heilsamen und feurigen Gefühlen für Gott und Tugend beleben konte. Also ward Moral mein Hauptfach.

Aber wie solte ich in diesem dürren Felde Reichthümer finden? Das ewige Einerlei von Busse, Glauben und Heiligung aus dem ersten Theile, und von den Pflichten gegen Gott, gegen den Nächsten, und gegen uns selbst aus dem zweiten, wolte mir nicht mehr behagen. Es war

mir theils zu monotonisch, theils hieng das meiste aus dem ersten Theile mit derjenigen Dogmatik zusammen, von welcher ich bereits meinen Geist so ziemlich gereiniget hatte. Und so schien auch die Moral eine wahre Hungerquelle für meine Predigten zu seyn.

Ich gestehe, daß es mir viel Zeit und mühsames Nachdenken gekostet hat, ehe ich dahinter gekommen bin, die großen Strekken des unbebauten Landes aufzusuchen, und für die Kanzel fruchtbar zu machen, welche die Moralisten seither übersehen hatten.

Anfangs plagte ich mich blos damit, die alten Materien der Moral, welche für mich Warheit und Nuzbarkeit hatten, recht scharf zu analisiren, und sie gleichsam für mich zu erweitern, indem ich die Begriffe mehr entwikkelte, und in ihre kleinsten Theile auflößte, die Beweise dazu theils verstärkte, theils vermehrte, mit Beispielen und Erfahrungen sie versinnlichte, und aufs menschliche Leben anwendbar zu machen suchte. Allein das wolte in die Länge nicht hinreichen. Ich fieng an,

mich zu erschöpfen. Es ward mir bange für die Zukunft, daß ich würde genöthiget werden, nach einigen Jahren wieder von forne anzufangen, und dieselben Materien wieder durchzupredigen, die ich schon einmal für die Kanzel bearbeitet hatte.

Ich war sonach gezwungen, darauf auszugehen, wie ich neues Land entdekken wolte. Und ich fand eine Strekke nach der andern. Das erste war das große Feld der Motiven. Stäts war ich mit mir selbst unzufrieden gewesen, wenn ich zu dem, was ich meinen Zuhörern als gut oder böse vorstelte, nichts als Schriftbeweise aufstellen konte. Es ward mir widrig, die Ermahnungen zur Tugend nur mit göttlichen Befehlen zu unterstüzzen. Ich fieng an, das unleidliche des Zwanges bei dem, was den Menschen glüklich machen sol, inne zu werden. Ich dachte mehr über den Zusammenhang der Foderungen und Warnungen der Moral mit der menschlichen Glükseligkeit nach. Ich löste mir selbst den Begrif der Glükseligkeit mehr auf, und suchte aus meiner eignen Erfahrung alles auf, was man als Theile oder Erfordernisse der Glükseligkeit zu betrachten hat. Und

so fand ich endlich das gränzenlose Gebiet der Bewegungsgründe, und freute mich meines Reichthums. Denn nun konte ich oft aus einer Materie, blos und allein von Seiten der Motiven, mehrere Predigten machen, indem ich den mannigfaltigen Einfluß einer moralischen Foderung auf alle Theile der menschlichen Glükseligkeit beschrieb — auf die Veredlung des Geistes — auf die Gesundheit und Vervolkommnung des Körpers — auf die Vermehrung, und Stärkung der Kräfte — auf Feinde — Freunde — geselschaftliches und häusliches Leben — Ehre — Nahrung — Kinderzucht u. s. w. Und was das allerherrlichste war, ich sahe mich jezt nicht blos reicher und volständiger in der Ausführung der moralischen Materien selbst, sondern auch in Absicht auf die Erläuterungen derselben aus Geschichte und Erfahrung. Denn wie vorher, bei dem blossen Gebrauche der heil. Schrift, meine Erläuterungen lediglich darin bestunden, daß ich die Sprüche der Bibel erklärte, und die Stärke des Beweises fühlbar zu machen suchte, so konte ich nun in das große Feld der gesammelten Welt- und Menschenkentniß übergehen. Und ich bemerkte dabei, daß meine Zuhörer jezt weit mehr

unterhalten, und von meinen Vorträgen überzeugt und gerührt wurden. Denn die Versinnlichung der Warheit machte die Warheit selbst ihnen heller und angenehmer: und die immer stärker werdende Ueberzeugung, daß ich als Moralist sie nur zu ihrer eignen Glükseligkeit belehrte, machte sie geneigter, der Warheit zu folgen. Ja selbst die Befehle Gottes aus der Schrift würkten dann besser auf ihre Herzen, weil sie durch jene Ueberzeugung das Widrige des Zwanges verloren hatten.

Aus dem Felde der Bewegungsgründe kam ich in das Feld der Anweisungen zur Befolgung des liebgewonnenen Guten. Denn bei meinem Nachdenken über Motiven ward ich selbst mehr für jede einzelne Foderung der Moral erwärmt, und dadurch veranlaßt, über die Frage nachzudenken: wie macht man es, daß man so wird, wie die Moral es fodert? Und so wie ich diese Frage nur einigemal an mein eignes Herz gethan hatte, so ward sie auch gleich ein Gegenstand des Nachdenkens für meine Zuhörer. Ich sahe auf einmal, daß das wieder ein weites Feld von Materialien war, welches unsere Moralen unbebaut ge-

lassen hatten. Und ich studierte nun darauf, für jede Foderung der Moral, wo ich durch die Motiven die Zuhörer geneigt gemacht hatte, sie zu befolgen, ihnen auch die einer jeden angemessene Anweisung beizufügen, wie man sie befolgen, welche Mittel man dazu gebrauchen, welche besondere Uebungen man vornehmen, wie man sich die anfangs damit verbundenden Lasten erleichtern, wie man die Hindernisse und Schwierigkeiten derselben besiegen, und sich endlich eine Fertigkeit darinnen erwerben müsse. — Und diesen Fleiß belohnte mir abermals der sichtbare Nuzzen. Denn unsere Moralisten schreien nur immer, das solst du thun, das lassen, und citiren göttliche Befehle aus der Bibel. Aber sie lehren den Menschen nicht, wie ers angreiffen sol. Sie verweisen ihn auf algemeine, und noch dazu unwirksame Mittel. Sie heissen ihn um den Beistand des heil. Geistes beten. Das macht die Menschen in gleichem Grade ungeschikt und muthlos. Sie sehen, daß das nichts früchtet, und ermüden. — Meine Methode erwekte den Eifer. Der Zuhörer lernte mit seinen Kräften bekant werden, die Gelegenheiten benuzzen, die Hindernisse kennen und verhüten u. s. w. und

er gewann die Tugend lieb, weil er sahe, daß er auf natürlichem Wege zu ihr gelangen konte.

Diese für jede einzelne Foderung der Moral nach und nach aufgefundene specielle Methodologie brachte mich in kurzem auch zum Nachdenken über die Art und Weise, wie der Mensch sich von seinen Lastern entwöhnen sol. Denn so wie ich eingesehen hatte, daß jedes Gute, das im Menschen hervorgebracht werden sol, seine eignen Mittel und Hindernisse hat, so fiel ich auch darauf, für jedes einzelne Böse die speciellen Regeln aufzusuchen, nach welchen dasselbe weggeschaft, oder vermieden werden muß. So erwuchs mit der Zeit meine specielle Therapie, welche in den gemeinen Moralen gänzlich fehlt, und welche eine eigne Heilmethode für jede Krankheit vorträgt (denn ich kam sehr bald darauf, alle Sünden und Laster als Krankheiten zu behandeln,) und die Fragen beantwortet, wie, durch welche Mittel, Uebungen, Präservative u. s. w. sol sich der Geizige von seinen Geize, der Eigensinnige von seinem Eigensinne, der Faule von seiner Trägheit u. s. w. entwöhnen, und die Krankheit aus dem Grunde heilen?

Und durch dies Studium gerieth ich zulezt auch auf die Behandlung der Krankheiten anderer Menschen, und fand neue Reichthümer für meine Kanzel. Ich warf die Frage auf: wie sol ich mich, da ich einmal unter fehlerhaften d. h. unvolkomnen, und mit mancherlei Krankheiten behafteten Menschen leben muß, gegen sie verhalten, um mir ihre Fehler erträglich zu machen, oder die Einflüsse derselben auf meine Ruhe zu verhüten, oder sie ganz davon zu heilen? Wie sol ich mich gegen zänkische, mislaunigte, eigensinnige, geizige, unverschwiegene, neidische u. s. w. betragen? Wie sol ich gegen Narren, Schwärmer, Abergläubische, Intolerante mich verhalten? Wie sol ich mich als Kind gegen gottlose Eltern, als Unterthan gegen tirannische Obrigkeiten, als Gatte gegen einen treulosen Ehegatten benehmen? u. s. w.

Endlich entdekte ich noch das größte Feld des Moralisten in der Anwendung der algemeinen Vorschriften der Moral auf die besondern Situationen des Menschen — in Krankheit, in Armuth u. s. w. so wie auf die einzelnen Stände, des Landmanns, der Soldaten, des Kaufmanns,

des Sachwalters, des Bürgers, des Gesindes, des Lehrers, des Regenten u. d. m.

Das waren die Fortschritte meiner Aufklärung in Türkheim, die ich jezt mit allen Kentnissen der Kritik, und Sprachkunde nicht vertauschen möchte, welche alle unsere Grotiusse, Schultense, Michaelisse, zusammen genommen, je besessen haben. Denn ich ward erstlich durch die Bearbeitung dieser moralischen Warheiten ein eigentlich nuzbarer Mann für die Welt: ich erlangte zweitens ein weit fruchtbareres Feld als Schriftsteller, zur Verbesserung meiner ökonomischen Lage, ob ich gleich die Früchte erst hernach in Halle geerndtet habe: und ich fand drittens in diesem Studium den Weg zur Vollendung meiner Geistesbildung in Absicht auf Religion. Denn so wie jezt täglich mehr meine Ueberzeugung zunahm, daß die moralische Religion allein nuzbar für die Menschheit ist, so sezte sich der (freilich anfangs dunkle) Gedanke immer fester in mir, daß die positive Religion wenig Werth habe — welches mir, da in der Folge dieser Gedanke immer heller in meiner Seele wurde, endlich die gänzliche Wegwerfung des positiven Krams erleichterte.

Fünftes Kapitel.

Fortsezzung.

Meine zweite Sorge war, wie ich auch an der dogmatischen Aufklärung meiner Gemeine arbeiten, und ihnen meine vermeintlich bessern Ueberzeugungen mittheilen wolte, ohne doch gegen meinen Eid zu verstossen, und mir, durch den Verdacht der Kezzerei, Liebe und Vertrauen des Volks zu verscherzen.

Denn meinen Amtseid betrachtete ich in so weit als verbindlich, daß ich dem eingeführten Lehrbegriffe nie widersprechen, und gegen denselben nie direkte lehren durfte. Und weiter, dünkt mich, kan der Religionseid der Kirchenlehrer auch nie ausgedehnt werden. Denn kein vernünftiger Mensch wird beschwören wollen, daß er gewisse Lehrsäzze zeitlebens glauben und für wahr halten wolle, da das ja nicht in seiner Freiheit steht, es sey denn, daß er zugleich seiner Vernunft entsagte, und sich entschlösse, seinen Geist für alles Hören, Lesen und Nachdenken zu verschliessen. Und eben

so wenig kan man vernünftigerweise beschwören, daß man einen Saz lebenslang lehren wil, weil man ja nicht wissen kan, ob man ihn lebenslang für wahr halten werde. Es ist also klar, daß ein Lehrer eigentlich nur dies beschwöret, (und daß also der Sinn des Religionseides auch nur dahin gedeutet werden muß) daß er lebenslang mit dem Lehrbegriffe, seiner Kirche übereinstimmend lehren d. h. nichts anders vortragen wolle, als was die Kirche einstimmig für wahr erkennt.

Vermöge dieser Deutung also machte ich mirs zur Pflicht, nie einem Lehrsazze meiner Kirche zu widersprechen, und alle die Lehrsäzze derselben, die ich nicht glaubte, wenigstens so weit ich sie nicht mehr glaubte, mit Stilschweigen zu übergehen. Aber ich nahm mir auch zugleich vor, selbst aus den Lehren der Kirche, und den algemeinen Vernunft- und Erfahrungswarheiten, welche meine Kirche als unstreitig gelten ließ, diejenigen fleißig auszuheben, welche den folgernden Zuhörer zur Erkentniß seiner dogmatischen Irthümer von selbst führen mußten.

Diese Methode entdekte ich von ohngefähr in den Reden Jesu, welche die Evangelisten uns aufbehalten haben. Denn es ward, bei einem Gespräch mit meinen beiden Hausfreunden, einmal die Frage mir vorgelegt, wie es komme, daß Christus nirgends gegen die Irthümer der jüdischen Theologie geprediget, und immer nur moralische Warheiten vorgetragen habe, wie wenn es gar nicht zu dem Amte eines Volkslehrers gehöre, sich mit den Irthümern abzugeben, sondern vielmehr rathsam sey, das Volk dabei zu lassen, und es in seinem Wahnglauben nicht irre zu machen? Ich behauptete damals, daß ob es gleich seine Richtigkeit habe, daß man in den Reden Jesu keine direkte Widerlegungen der jüdischen Irthümer finde, (z. B. daß sie sich für das ausschliessende Eigenthumsvolk Gottes hielten, daß sie den Tempel für eine heilige Wohnung der Gottheit ansahen, daß sie den Dämonen eine Herrschaft und Gewalt über die Menschen zuschrieben, daß sie von den Opfern Begütigung und Begnadigung Gottes erwarteten u. s. w.) Daß, sage ich, daraus gar nicht die Unschädlichkeit aller Irthümer, und am wenigsten die Regel für den Volkslehrer folge, die Irthü-

mer zu schonen, und das Volk in denselben zu lassen. Aber ich wuste meinen Freunden nicht gleich hinlängliche Gründe anzugeben, warum gleichwol Jesus die Irthümer der Juden geschont, und sich nie deutlich herausgelassen, und z. B. öffentlich gesagt habe: ihr seyd nicht das eigenthümliche Volk Gottes: euer Jehovah wohnt nicht in eurem Tempel: eure Dämonenlehre ist Wahnglaube: Begütigung der Gottheit durch Opfer ist Unsinn u. s. w. Daher dachte ich hernach für mich der Sache weiter nach, und kam auf den Gedanken, daß Jesus aus wahrer Vorsicht und Pastoralklugheit (um das gemeine Volk nicht gegen sich zu empören) die Volksirthümer nicht angegriffen, wol aber indirekte sie desto eifriger bestritten, und auszurotten gesucht habe.

Und da ich diesen Gedanken nur erst aufgefaßt hatte, so wurde er mir bei der Prüfung der Reden Jesu, die ich dabei anstelte, gar bald einleuchtender und volständiger. Das auffallendste war mir, sein beständiger Lehrvortrag von Gott, den er recht absichtlich unter einem Bilde vorstelte, welches der Jude gar nicht gewohnt war, ich mei-

de das Bild eines Vaters, und zwar eines allliebenden Vaters, der seine Sonne scheinen läßt über Gerechte und Ungerechte — durch welche Benennungen sich die Juden von den Heiden zu unterscheiden pflegten. Hier schien mir es augenscheinlich zu werden, daß er durch diese einförmige Lehrart, nach welcher er nie ein anderes Bild wählte, nie des Jehova im Tempel, nie des jüdischen Despoten erwähnte, absichtlich, aber unvermerkt, die jüdischen Irthümer von der Gottheit verbannen, und würdigere Begriffe einführen wolte, ohne jene geradehin zu bestreiten. So schien mir hernach auch seine Lehre von einer ganz speciellen Vorsehung, welche jedes Haar auf unserm Haupte zählet, absichtlich dem Irthume entgegen gesezt zu seyn, als ob die Dämonen die Welt beherschten, und die Menschen unter ihrer Gewalt hätten. So schien mir endlich sein beständiges und unaufhörliches Ermahnen zur Verehrung Gottes im Geist, ausdrüklich gegen den Glauben an die Verdienstlichkeit des Tempeldienstes gerichtet zu seyn, so wie seine einförmige Antwort auf alle Fragen: was muß ich thun, daß ich selig werde? Was ist Gottes größtes Gebot? Bei welchen er nie auf Opfer

und Gebete, sondern auf Menschenliebe verwieß, ganz offenbar für konsequente Zuhörer bestimt waren, welche daraus folgern solten, daß die Gerechtigkeit des Menschen oder das, was ihm Gott gefällig und seiner Segnungen empfänglich macht, nicht in Diensten, die man Gott leistet, nicht in Andachtsübungen, nicht in blutigen Opfern, sondern allein in einer nuzbaren Tugend zu suchen sey.

Dies brachte mich auf die Gedanken, auf gleiche Weise zu verfahren, und die Irthümer der Dogmatik, und des Katechismus durch die blosse lichtvolle Darlegung der Warheit konsequenten Zuhörern (denn nur solche sind der Aufklärung empfänglich) so sichtbar zu machen, daß sie von selbst, und ohne meine ausdrükliche Bestreitung derselben, sie ablegen mußten.

So habe ich z. B. die alberne Lehre von der Erbsünde nie geleugnet oder widerlegt: aber ich habe Warheiten vorgetragen, aus denen die Verwerflichkeit derselben gefolgert werden mußte. Ich zeigte die Anlage der menschlichen Natur, zur moralischen Veredlung, und ich fand sie in dem

Frei-

Freiheitstriebe, in dem Triebe zur Thätigkeit, und in dem Liebestriebe. Es ist allen Menschen, sagte ich, von Natur eigen, seine Kräfte frei zu brauchen, und sich gegen allen Zwang zu empören. Es ist also unnatürlich, und gehört schon eine besondere Verwöhnung und Ausartung der menschlichen Natur dazu, wenn Menschen ihrem Verstande Fesseln anlegen lassen, wenn sie dem eignen Gebrauche ihrer Vernunft entsagen, und von Aberglauben sich blindlings leiten lassen. Und so hat der Mensch eine natürliche Anlage zur Aufklärung, welche in einem freien Gebrauche der Vernunft besteht, und allem Aberglauben entgegen gesezt ist. Es ist ferner dem Menschen ein immerwährendes Streben angeboren, seine Kräfte überhaupt zu gebrauchen, und thätig zu seyn. Unthätigkeit ist wider die Natur. Die Laster der Faulheit und des Müssigganges entstehen allererst durch Verwöhnung. Von Natur ist der Mensch zu der grossen Tugend der Arbeitsamkeit geneigt u. s. w. Endlich ist es ein warhaftig göttlicher Trieb des Menschen, daß er von Natur geneigt ist, Freuden zu empfinden, wenn er andere Wesen fröhlig sieht, und noch mehr, wenn er selbst Gele-

genheit findet, ihnen Freuden zu schaffen, und daß er gegentheils Schmerz empfindet, wenn er leidende Mitgeschöpfe erblikt, und daß er dadurch angetrieben wird, ihre Leiden zu mindern oder abzuwenden. Diese theilnehmende Liebe, welche es ihm zur höchsten Seligkeit macht, Freuden zu schaffen, und Leiden zu mildern, ist allen Menschen angeboren. Also bringt er das wahre Bild desjenigen Gottes mit auf die Welt, den Jesus uns als einen alliebenden Vater kennen gelehrt hat: und welcher seine ganze Seligkeit in der Beseligung seiner Geschöpfe findet. — Diese unleugbaren und mit dem Glauben meiner Kirche einstimmigen Warheiten trug ich vor, und überließ es dann meinen an vernünftige Folgerungen gewöhnten Zuhörern, ob sie daraus die Thorheit des Glaubens an ein natürliches Verderben, an eine angeborne Neigung zu allem Bösen — einsehen lernen wolten.

Ein andermal predigte ich über die Unmöglichkeit, das Wunderbare und Uebernatürliche zu beurtheilen, welche ich aus verschiedenen Gründen z. B. daraus einleuchtend zu machen suchte, weil

kein Mensch, selbst der größte Naturkenner nicht, eine hinreichende Bekantschaft mit der Natur habe, und sich rühmen dürfe, alle Kräfte derselben zu wissen, und sagen zu können, wo sie ihre Gränze haben, welche sie von der übernatürlichen Kraft der Gottheit scheidet. Und ich that, als ob ich aus dieser Materie weiter nichts folgern wolte, als daß meine Zuhörer darinnen einen Grund finden solten, allem Aberglauben zu entsagen, und auf keine übernatürliche Dinge, wenn sie ihnen vorgespiegelt würden, etwas zu rechnen oder sich davor zu fürchten. Ich wünschte aber heimlich, daß konsequente Zuhörer weiter schliessen, und den Glauben an Wunder überhaupt dadurch verwerflich finden möchten.

So redete ich in eben dieser Absicht von der unendlichen Weisheit Gottes, mit welcher er als Schöpfer die Gesezze der Natur eingerichtet, und festgestelt habe. Ich zeigte, daß diese Gesezze der Natur unverbesserlich, und zu allen Endzwekken des Schöpfers volkommen hinreichend seyn müßten. Ich folgerte daraus, daß Gott diese mit unendlicher Weisheit gemachten Gesezze selbst nicht aufhe-

ben, und davon abweichen könte, weil er das aus keinem andern Grunde thun würde, als weil er diese Gesezze zu seinen Zwekken nicht zureichend fände, und in der Verlegenheit wäre, etwas durch gewaltsame Einwirkung und Uebertretung der Naturgesezze auszurichten, was er durch die Naturgesezze nicht zu bewerkstelligen vermögend gewesen wäre. — Der Zuhörer, der Verstand hatte, mochte nun von selbst schliessen, daß also Gott keine theologischen Wunder thun könne, wiefern diese die Gesezze der Natur überschreiten.

Am häufigsten war ich bemühet, solche Warheiten aufzufinden, aus welchen sich die Ungereimtheiten der Versöhnungstheorie erkennen liessen. Dazu fand ich damals ausser der oben Kap. 22. erwähnten Materie, von der Unerlaßbarkeit der Strafen Gottes, und der Unveränderlichkeit seiner Liebe auch die von der nothwendigen Verbindung der Tugend mit der menschlichen Glükseligkeit, am bequemsten. Denn indem ich meinen Zuhörern dies recht anschauend machte, daß die Tugend nothwendig glüklich macht, daß Glükseligkeit und Tugend durch keine Almacht getrennt werden mö-

gen: daß hingegen moralische Verdorbenheit unvermeidliches Elend nach sich zieht, und daß beides, dieses Elend und jene Glükseligkeit von der Willkühr Gottes ganz unabhängig sey; da konte ich sie ganz nahe zu den Schlußfolgen führen: also ist die Imputation einer fremden Tugend Unsinn, also kann des Menschen Glükseligkeit durch kein Opfer erkauft werden, also ist Sündenvergebung als Aufhebung der nothwendigen Folgen der Lasterhaftigkeit, Wahnglauben u. s. w.

So gab ich, nach ächt evangelischer Lehrart, meinen Zuhörern die Prämissen, und ließ sie die Konklusionen selbst finden. So lehrte ich immer Warheit, die mit dem Lehrbegriffe der Kirche einstimte (denn keine dieser Prämissen widersprach ihr, keine konte von dem allerorthodoxesten Lehrer für falsch erklärt werden) ohne je einen Irthum dieses Lehrbegrifs namentlich zu bestreiten, und mich einer Kezzerei schuldig zu machen.

Sechstes Kapitel.

Verleitung zu neuen Thorheiten.

Jede Predigt, die ich hielt, befestigte und erhöhte mir die Achtung und Gnade des Fürsten, und vermehrte die Zahl meiner Verehrer unter der Bürgerschaft. Und in kurzem hätte ich alle bösen Eindrükke zerstört, welche die Ausstreuungen derer, welche mich gern als einen gefährlichen Irlehrer verdächtig machen wolten, bewirkt hatten. Wie ruhig und zufrieden koute ich leben, wenn ich nun den glüklichen Einfall bekam, zugleich als moralischer Schriftsteller aufzutreten, und meine Einnahme durch diese nuzbare Art von Arbeiten zu vermehren.

Aber was kan der Mensch dafür, wenn ihm ein Gedanke nicht aufstößt? Kan irgend ein Sterblicher den Ideen seiner Seele gebieten, daß sie zum Bewustseyn kommen? Sind es nicht nothwendige Gesezze, nach denen die Tropfen des Oceans unserer Ideen sich bewegen, und einige in der Tiefe als dunkle Vorstellungen herumtreiben, andere als

deutliche Vorstellungen auf der Oberfläche sich befinden und uns, ohne unser Wollen und Suchen, gegenwärtig werden und zum Bewustseyn gelangen? —

Ferner warum hatte ich keinen Freund, der auf jenen Gedanken mich brachte? der meine Kraft, die ich nicht zu kennen schien, mir bekant machte, und mir sagte: Hier ist deine Goldgrube: Hier ist dein Pfund, mit dem du für dich und deine Welt wuchern kanst?

Endlich — warum mußte der Fürst sich meinen Marschlinzer-Erziehungsplan ausbitten? warum mußte er ihn bewundern, und mir seinen lebhaftesten Beifall bezeugen? warum mußte Rühl mir sagen, daß der Fürst so eine Anstalt in seinen Landen sich wünschte? Warum mußten alle Umstände sich vereinigen, um diese Unternehmung unwiderstehlich reizend zu machen, und mich so zu bezaubern, daß ich sie für das Nüzlichste zu halten genöthiget ward, was ich zur Verbesserung meiner ökonomischen Lage so wol als zur Erhöhung meiner Nuzbarkeit für die Welt thun konte?

Ach es ist leider der Strohm der Umstände, in welchem wir alle fortgetrieben werden, welcher auch mich hier ergrif, und in einen Wirbel von Sorgen und Leiden hineinführte. Wol dem, der noch einen unsichtbaren Steuermann glaubt, welcher diesen Strohm und alle, die er umhertreibt, leitet. Mir ists fester Glaube, daß es der Vorsehung Wille so war, daß ich gerade in einer solchen traurigen Epoche meines Lebens noch in Kentnissen und Erfahrungen reifen, und gerade durch solche Stürme in das Land verschlagen werden solte, wo ich allein für mich selbst und für die Welt das werden mußte, was ich geworden bin.

Wie gesagt, der Fürst, sprach mit Entzükkung von meinem Erziehungsplane, und Rühl wiederholte es, so oft er mich sahe, daß ich dem Fürsten die größte Freude machen würde, wenn ich ein Philanthropin in seinem Lande stiftete. Er versprach mir (und man besinne sich, daß Rühl Macht hatte, zu versprechen, weil das Herz des Fürsten ganz in seinen Händen war) alle mögliche Unterstüzzung. Er bot mir ein ganzes Schloß an, welches funfzig Zimmer enthielt, und einen ver-

schloßnen und mit Linden beschatteten Hofraum von vier Akker Land hatte. Dieses Schloß, welches ganz modern gebaut, und grossentheils mit schönen Tapeten, Wandspiegeln und Täfelwerk versehen war, solte ich unentgeldlich zum immerwährenden Gebrauche haben. Bei diesem Schlosse lag ein Garten, von ungeheurer Größe, der leicht zwölf bis vierzehn Akker halten konte, der ebenfals dazu geschenkt werden solte. Ausser dem Schlosse stunden verschiedene niedliche Häuser, welche die Bedienten und Räthe der ehemahligen Herrschaft (denn die Grafschaft Heidesheim war dem Fürsten durch Erbschaft zugefallen) bewohnt hatten, und auch diese wurden mir angeboten. Auch wurde von Jad, Holz und andern Vortheilen gesprochen. Kurz der schlaue Hofmann machte mir alles so süß, so einladend, so federleicht, daß ich — endlich dem Gedanken, ein Philanthropin im Schlosse Heidesheim zu stiften, nicht länger widerstehen konte.

Kühl fuhr selbst mit Hofequipage nach Heidesheim, und führte mich in das prächtige Schloß ein, ließ mir alle Schlüssel übergeben, sezte mich

in Posses des großen Gartens, welcher das ganze Institut mit Gemüßen unterhalten, und den Zöglingen das herrlichste Vergnügen gewähren konte, und versicherte mich dabei, daß es mir an keiner Art von benöthigter Unterstüzzung fehlen würde, wenn der Fürst erst sähe, daß die Sache gedeihe und ihm und mir Ehre mache.

Der Fürst ließ sich so gar bewegen, in so weit selbst Antheil an dem Institut zu nehmen, daß er alle Lehrer des Instituts, die ich wählen und ihm präsentiren würde, als seine Diener ansehen, sie mit dem Professortitel vociren, und ihnen die Anwartschaft auf anderweitige Beförderungen im Lande ertheilen wolte.

Konte mir es unter diesen Umständen wol im mindesten bedenklich werden, ein Philanthropin zu errichten? Konte ich vor einer Unternehmung mich scheuen, welche dem Fürsten selbst Vergnügen machte, und die von allen Seiten Unterstüzzung fand, und — deren künftig erst sich ereignende Schwierigkeiten ich damals nicht kante? — Alle meine Freunde wünschten mir Glük dazu und freu-

ten sich, auf einer Laufbahn mich zu erblikken, auf welcher ich Ehre und Reichthum erjagen, und tausendfältigen Nuzzen stiften würde.

Ich berechnete schon meinen Gewin. Ich nahm funfzig Zöglinge an, jeden zu funfzig Luisd'ors, dafür ich Kost, Unterricht, Kleidung — mit einem Worte alles lieferte, was der Zögling brauchte, so daß Eltern und Vormünder gar keine Nachrechnung erwarten durften. Ich fand, daß diese Summe, welche, den Luisd'or zu neun Gulden gerechnet, 22500 Gulden betrug, volkommen hinreichte, Lehrer, Maitres und Bedienten reichlich zu besolden, und den Zöglingen Unterhalt und Erziehung auf das volkommenste zu verschaffen, und doch noch einige tausend Gulden jährlich zu erübrigen, und damit meinen Fleiß hinlänglich vergütet zu sehen.

Wenn ich über diesen sichern Gewin mich freute; so machte mir es ein eben so großes Vergnügen, die Summe von Volkommenheiten zu überschauen, welche ich meinem Institut zu geben gedachte. Denn ich hatte mich bereits ganz in das

pädagogische Wesen hinein studirt. Ich hatte die Methodologie gelehrt, und durch Uebung erprobt. Ich hatte alles, was zur Disciplin so wol als zum Vergnügen und Unterhaltung der Kinder gehört, durchdacht und durch Versuche das Brauchbare von dem Unbrauchbaren unterscheiden gelernt. Ich hatte die so herrliche sokratische Lehrart mir eigen gemacht. Ich hatte alle Theile der Oekonomie kennen lernen, welche ein solches Institut erfodert. Ich hatte, was mir am meisten Hofnung machte, etwas volkommes zu liefern, alle Fehler beobachtet, die in Dessau und Marschlinz begangen wurden, und glaubte, alles das vermeiden zu können, was jenen beiden Philanthropinen nachtheilig gewesen war. Kurz, ich sahe mich hinlänglich im Stande, ein solches Institut zu errichten, zu dirigiren, und — meine beiden Vorgänger in vielem Betracht zu übertreffen. Und so war ich von Freuden berauscht, wenn ich den Nuzzen erwog, den ich stiften, und den Beifall des Publikums, den ich durch diese Nuzbarkeit mir erringen würde. Ja, ich träumte mir bereits das Ende meiner Laufbahn, an welchem ich, mit dem pädagogischen Lorber umkränzt, im Besiz eines kleinen Ritterguts,

den Abend meines Lebens mit Ruhe und Zufriedenheit genieſſen, und mich am Rükblik, auf die Reihe des vollbrachten Guten ſo wol, als der überſtandenen Laſten und Leiden, ergözzen wolte.

Ich entwarf nun meinen Plan, und ließ ihn gedrukt, in deutſcher und franzöſiſcher Sprache, in Deutſchland, Frankreich und der Schweiz kurſiren. Der Hofrath Kühl erbot ſich ſelbſt, eine franzöſiſche freie Ueberſezzung deſſelben zu entwerfen. Und ich erinnere mich noch, wie er, in ſein Meiſterſtük verliebt, mich mehrere Stunden damit quälte, daß er mir ſein ſchönes franzöſiſch vordeklamirte, und bei jeder Zeile mich fragte, „wie „gefält Ihnen das?"

Mein Plan kündigte nicht blos ein Philanthropin an. Es waren noch weit mehrere Vortheile, die mit dem Philanthropin fürs Publikum erwachſen ſolten. Ein Buchhändler, deſſen Name mir entfallen iſt (er hatte, wo ich nicht irre, ſich zu Heidelberg geſezt) machte mir einen Plan, und erbot ſich zu Ausführung deſſelben, vermöge deſſen das Philanthropin eine eigne Buchhandlung er-

richten, und durch äusserst herabgesezte Preise, die halbe Welt an sich ziehen solte. Der Mann schafte wirklich einen ganzen Lastwagen vol Bücher ins Schloß, und zeigte Ernst. Er machte sich anheischig die Verlagskosten mit mir gemeinschaftlich zu bestreiten, und dazu eine hinlängliche Summe herbeizuschaffen. Er verpfändete so gar schriftlich sein Lager dafür, welches bereits im Schlosse war. — Mit der Buchhandlung solte auch eine eigene pädagogische Zeitung verbunden werden. — Das alles wurde dem Publikum im hohen Posaunenton verkündet.

So bald die Nachrichten in die Welt waren, machte Kühl den ruhigen Zuschauer, und ließ mich nun nach Gutdünken schalten und walten. Er hatte versprochen, sogleich eine schriftliche Urkunde auszufertigen, in welcher der Fürst Schloß, Garten, und alles, was er mir verheissen hatte, rechtskräftig zusichern solte: aber er zögerte mit dieser Urkunde, von einem Monate zum andern, und ich — war so eifrig mit meinen Vorbereitungen beschäftiget, daß ich den Verzug nicht achtete. Zuweilen erinnerte ich ihn wol, aber ich bezeigte

mich jedesmal ruhig bei der Antwort, daß er ehestens alles zu Stande bringen werde.

Ich kündigte jezt vor allen Dingen eine neue Ausgabe meiner berüchtigten Ueberseżzung des N. Testaments an, und bot diese um die Hälfte des Preises aus, welchen die erste gekostet hatte. Zugleich meldete ich, daß der ganze Gewin dieses Werks zum Besten des neuen Instituts verwendet werden solte. Dies gelang. Der geringe Preis von einen Thaler, der so viele reizte, die das Buch längst gerne besessen hätten, und die pia causa, dafür das Geld verwendet wurde, zog ein erstaunend großes Publikum herbei. Ich fieng ohngefähr zu Michael an, zu arbeiten — verbesserte meine Uebersezzung fast auf allen Seiten, merzte viel anstössig gewesenes z. B. das Wort Fabel u. d. aus, schuf den Brief an die Römer ganz um, — und vollendete dies Geschäft gegen Weinachten: wo ich alle Lieferungen der Handwerksleute bestelt hatte, die für das Institut bestimt waren. Und siehe, ich hatte schon am Neujahrstage über 500 Gulden beisammen, und der ganze Gewin, den ich zu Ostern berechnen konte, belief sich nahe an 5000 Gulden.

Aber die Ausgabe, die ich hatte, war dennoch weit grösser als mein Kapital, das mir von der Vorsehung so unerwartet groß beschieden worden war. Ich brauchte vor der Hand 60 Bettstellen, eben so viel Madrazzen von Pferdehaaren, eben so viel mit Baumwolle gefülte Küverts von Kattun, wenigstens viermal so viel Bettücher und Ueberzüge zu den Kopfküssen. — Ich brauchte in allen Zimmern Mobilien, Tische, Stühle, Spiegel, Schränke ꝛc. — Ich brauchte eine ungeheure Menge Tischzeug, Handtücher, Zinn, Messer und Küchengeräthschaften. — Ich mußte die Küche umschaffen, und einen neuen Heerd mit Kastrollen von Eisenguß machen lassen, und die eisernen Kochtöpfe anschaffen. — Es waren Pferde zur Reitbahn nöthig. Ich mußte ankommenden Lehrern Reisekosten, und Vorschüsse zahlen. Ich hatte die philanthropinischen Spiele, Kegelbahn, Karossel u. d. einzurichten. Da giengen ziemlich in dem ersten halben Jahre 10000 Gulden drauf, die ich theils baar ausgab, theils auf Waaren schuldig blieb.

Gleich anfangs, ehe die Pränumeranten-Gelder im Fluß kamen, gerieth ich durch den Buchdrukker

drukker Gegel in Frankenthal in Verlegenheit, welcher die obgedachte Ausgabe meiner Ueberseʒzung des N. T. gedrukt hatte, und vor Ablieferung derselben, die volle Zahlung mit Ungestüm foderte, mit der Drohung, daß er kein Exemplar eher herausgeben werde, bevor er sein Geld erhalten habe. Ich wandte mich an einen Amtmann im Speierschen, den ich vor kurzem als einen biedern und edeldenkenden Mann hatte kennen lernen, und fragte bei ihm an, ob er mir, auf mein ehrlich Gesicht, ohne weitere Sicherheit, 400 Gulden borgen wolle. Der brafe Cramer schikte das Geld — was mir nie wieder ein Freund gethan hat — und riß mich aus dem Bekümmernis. Zu Ostern zahlte ichs ihm wieder.

Siebentes Kapitel.

Glük und Unglük bei Errichtung des Philanthropins zu Heidesheim.

Alles schien anfangs meine Wünsche zu begünstigen. Ich bekam leicht verdientes Geld. Ich fand Freunde, die mir in Frankfurt Kredit machten. Ich erhielt alle Wochen neue Anmeldungen von Lehrern und Zöglingen.

Meinen Heres, so nuzbar er mir gewesen seyn würde, hatte ich nicht zum Lehrer des Instituts bestimt, weil ich ihn nicht aus einem festen Brode in ein unsicheres versezzen wolte. Erst dann, wenn mein Philanthropin in seinem völligen Flore seyn würde, solte er eine Zierde desselben werden.

Der erste Lehrer, der sich meldete, war ein gewisser Weinmann, oder, Weidmann. Er war Rektor an einer kleinen Stadtschule. Ich kan mich an den Namen des Orts nicht mehr erinnern. Der Brief, in dem er sich mir anbot, war schön und rührend geschrieben. Er karakterisirte einen verdienstvollen und geschikten Schul-

mann, einen natürlichen und biedern Freund, einen hellen und aufgeklärten Kopf, einen unermüdeten Arbeiter, und was für mein Herz das fühlbarste war, einen Unglüklichen, den Verfolgung und äusserste Armuth niederbeugte, und schon fast bis an die Gränzen der Verzweiflung gebracht hatte.

Ich zitterte vor Freuden bei Lesung dieses Briefes. O, wie die Vorsehung es fügt! dacht ich bei mir selbst. Da muß sich nun selbst ein Mann melden, der im Schulstaube gelebt, und sich geübt hat — ein Mann von Kopf und Erfahrung — der des ganzen Schulwesens kundig ist ꝛc. Da kanst du nun schon mit einem tüchtigen Schulmanne die obersten Klassen besezzen, wo der Geist der Römer und Griechen ausgegossen werden sol. Da hast du, einen Gehülfen, der in deiner Abwesenheit die Maschine regiren kan. Auf andern Philanthropinen müssen sie sich mit Jünglingen behelfen, die erst Pädagogik lernen wollen: dieser Mann versteht sie schon, und ist durch Alter und Stand den Zöglingen respektabel. Und — welch ein Glük! du kanst zu eben der Zeit, wo du dem Institut einen würdigen Mann zum Lehrer giebst,

einen Unglüklichen retten, und die Seligkeit genieſſen, Thränen von seinen Augen zu troknen, und ihn für so viele Leiden zu entschädigen, die er bisher erduldet hat. Wie wird der Mann dirs danken, wie wird sein Herz an dir hängen, wie wird er dir und seinem Amte so treu seyn, wie wird er sich dem Institut mit ganzer Seele widmen, aus Dankbarkeit, daß du ihm frohere Tage hier schufst.

Ich antwortete dem Mann in einem Tone, der diesen Gesinnungen entsprach, und offerirte ihm alles frei, nebst 200 Guiden Gehalt. Und war sein erster Brief rührend gewesen, so war der zweite, in welchem er mir für seine Annahme dankte, so herzangreifend, daß man hätte weinen mögen. Er bestätigte alle Hofnungen, die ich mir von ihm gemacht hatte.

Nach diesem folgte der Prediger in Bechtolsheim, Sigmund. Sein Brief war minder elegant, als der Weinmansche, aber in einem biedern Tone geschrieben, welcher mich einnahm. Er erbot sich zum Lehrer der Religion und Moral und zeigte sich zugleich bereit die Direktion der Oekono-

mie zu übernehmen. Er sprach wie ein alter erfahrner Oekonom, der Akkerbau, Brauerei, Brandeweinbrennerei und alles verstund, was damit zusammenhängt. Seine Finanzen beschrieb er so, daß ich einsehen solte, daß nicht Wunsch nach Verbesserung seiner Umstände ihn antrieb, mir seine Dienste anzubieten, sondern Enthusiasmus für mein Institut, und — meine Person. Ja er war so weit entfernt, eigennüzzige Absichten zu zeigen, daß er vielmehr selbst bei 2000 Gulden zu inferiren versprach, und mir zwei Handlungsartikel zeigte, die er mit eignem Verlage bearbeiten, und für Rechnung des Instituts debitiren wolte. Der eine bestund in einer Lichtgiesserei, deren Produkte alles übertreffen solten, was man ähnliches hatte. Der andere Artikel, war die bekante Nürnberger grüne Wagenschmiere, welche er in der größten Volkommenheit verfertigen zu können versicherte. Er verpfändete, wie der Buchhändler, seine Illata, für die Sicherheit seiner Verheissungen. Was wolte ich mehr?

Ich freute mich, den Theologen und Oekonom des Instituts in einer Person vereinigen zu können,

und zugleich kleine Handlungsvortheile vor Augen zu sehen, deren ersterer um so wichtiger schien, da er sich mit dem vielen Schlachtvieh kombinirte, welches die Konsumtion des Instituts erfoderte, und dessen Talg-Ertrag nuzbar machte. — Er ward also auch angenommen.

Der dritte Anmeldende war Herr Junker, ein privatisirender Gelehrter von Heidelberg. Dieser schikte mir eine seiner Schriften, welche etwas Genie, Wiz, glükliche Laune, eine lebhafte Imagination, und einen ziemlich reinen und geschmeidigen Ausdruk mir zeigte. Er sprach von seinem Enthusiasmus für Erziehung: versicherte ganz der sanfte, duldsame, liebevolle philanthropinische Mann zu seyn, den ich brauchte; kündigte sich als einen Virtuosen in der Deklamation an. — Hier hatte ich also den schönen Geist des Philanthropins!

Lange blieb ich verlegen um einen Lehrer, welcher Lektion in französischer Sprache zu geben im Stande war, weil es mein Plan erfoderte, daß zum Behuf der französischen Sprache einige Klassen waren, in welchen französisch docirt wurde. Und auch dieser kam mir von selbst entgegen. Es schrieb ein

junger Mann aus Geneve an mich, welcher im Begrif war, als franzöſiſcher Prediger angeſtelt zu werden und mich verſicherte, daß er alle Ausſichten mit Freuden aufopfern wolte, wenn er im Philanthropin mit mir verbunden werden könte. Er verſprach zwei reiche Schweizer mit zu bringen. Ich freute mich über dieſe Acquiſition.

Bald darauf erbot ſich der jezige Profeſſor der Naturgeſchichte in Frankfurt, Herr Borowsky, der damals ſchon Profeſſor an einer Militärſchule war, in meinem Philanthropin dieſe Wiſſenſchaft zu lehren. Auch mit dieſem ward ich eins.

Ihm folgten zwei würdige junge Männer Geiger und Reinhold, welche beide jezt Prediger ſind, der erſte in der Pfalz, der andere in Saalbrükſchen. Sie wurden für die untern Klaſſen beſtimt, um in der lateiniſchen Sprache, in der Hiſtorie und Geographie und in der Religion Unterricht zu geben.

Auch der Lehrer derer fand ſich von ſelbſt, welche ſich der Kaufmanſchaft widmen wolten.

Er hatte schon in Hamburg vor der Höhe eine Kaufmansschule errichten wollen, und war als Avanturier schon an mehrern Orten merkwürdig worden. Er war aus Danzig gebürtig, erschien bei mir unter dem angenommenen Namen Thomson, nahm durch große Versprechungen mich ein, und ward hernach einer der schändlichsten Stöhrer meiner Ruhe. Sein rechter Name war Ibbeken.

Und nun fehlte mir noch ein Lehrer für katholische Zöglinge und ein Buchhalter, der so wol die Rechnungen des Instituts führen, als auch die Zöglinge, die es verlangten, in der doppelten Buchhaltung unterrichten solte. Den lezten fand ich an Herrn Giro, welcher dem Eisenhammer in Bünden vorstand, dessen ich oben B. 2. Kap. 29. erwähnt habe. Dieser ist der einzige Mann, den ich selbst eingeladen habe. Er übernahm diese Stelle, und zog mit seiner Frau, welche die Wäsche des Instituts zu besorgen versprach, aus der Schweiz nach Heidesheim.

Der katholische Lehrer meldete sich selbst und ward hernach — der Stifter meines Unglüks. Es

war der Pfarrer Weimar in Bokenheim. Dieſer Mann hatte mir ſeither ganz auſſerordentlich geſchmeichelt, und mich genöthiget, wenn ich in Bokenheim Kirchenviſitation hielt, bei ihm zu übernachten. Seine Phiſionomie war die eines Lipstullian, aber ſeine Worte und Geberden glichen denen des ehrlichſten Mannes, und des treuſten Freundes. — So bald dieſer Menſch die Nachricht erhielt, daß in Heidesheim ein hochgräflich Leiningiſches Erziehungsinſtitut errichtet werden ſolte, in welchem Zöglinge von allen Religionen Aufnahme zu erwarten hätten, ſchrieb er einen äuſſerſt höflichen, und beinahe kriechenden Brief an mich, und bat auf das dringendſte, daß ich ihm, als dem einzigen katholiſchen Pfarrer in den Leiningiſchen Landen, eine Profeſſur geben, und als den Religionslehrer den katholiſchen Zöglingen ankündigen möchte. Ich hielt es der Klugheit gemäß, bei Beſezzung dieſes Poſtens nicht delikat in meiner Wahl zu ſeyn, und mir einen Pfaffen zum Feinde zu machen, der dem Inſtitut ſo nahe war. Daher antwortete ich ihm, daß ich bereit ſey, ihn zum Lehrer anzunehmen, ſo bald ſich katholiſche Zöglinge melden würden.

Der Mann schien, nach Erhaltung dieses Versprechens, mein wärmster Freund geworden zu seyn. Er besuchte mich in Türkheim, und gieng in den Bezeugungen seiner Verehrung so weit, daß er mir die Hand küßte. Er erbat sich die Erlaubniß, für die neue Ausgabe meiner Uebersezzung des N. T. Pränumeranten sammeln zu dürfen. Er brachte über hundert Exemplare unter. Er posaunte mich unter seinen Glaubensgenossen, als den gelehrtesten und bravsten Mann, der welt und breit gefunden werden könte. Er ward in Worms bei dem Weihbischof und Reichsbücherkommissarius, Baron v. Scheben, mein Lobredner, und brachte diesem Manne (der sich auf Austern und Champagner besser verstand, als auf Gelehrsamkeit) so große Begriffe von mir bei, daß er begierig wurde, mich kennen zu lernen. Er übernahm es selbst, den lutherischen Superintendenten bei dem Weihbischof einzuführen. Er brachte es dahin, daß ich von Sr. Hochwürden Gnaden förmlich zur Tafel eingeladen wurde. Ja, er schloß eine Art von Freundschaft zwischen mir und dem Herrn von Scheben, welche in eine wechselseitige Vertraulichkeit übergieng.

Mein Herz dachte nicht daran, daß je katholische Zöglinge kommen würden, und folglich eben so wenig daran, daß der Pastor Weimar jemals die ihm versprochne Professur antreten würde. Er indessen betrieb die Sache weit ernstlicher. Er kam in Maynz förmlich ein, und bat um Erlaubniß, diese Lehrstelle annehmen zu dürfen. Und er nahm, nachdem er Koncession erhalten hatte, allenthalben Gratulation an, und ließ sich vorläufig mit dem Professortitel von jedem begrüssen, welcher Lust hatte, dem eiteln Narren etwas angenehmes zu erzeigen.

So kam alles mir entgegen. So drang man sich von allen Seiten zu der Ehre Heidesheimscher Professor zu werden. — Und doch hatte kein Professor mehr als 150 Gulden nebst Wohnung und Kost. — Für die Reitbahn fand sich ein Officier, der ausser Diensten war. Und zum Inspektor meldete sich ein alter preussischer Officier, der gewisser Ursachen halber nicht in sein Vaterland zurükdurfte, und um Gotteswillen um Dienste bat, bei denen er sich satt essen könte.

Zulezt kam noch ein Schulmeister, welcher einen recht guten Dienst verließ, blos weil er sich für seine Talente einen bessern Wirkungskreis wünschte. Er war wirklich Genie: hatte sehr viel gelesen: hatte theoretische Philosophie zu seinem Lieblingsstudium gemacht, und sich bis zum Atheisten gegrübelt. Er war insonderheit ein gründlicher Mathematiker, und verfertigte nachher in Heidesheim einen Globus von zehn Schuhen im Durchmesser, welchen kein Kenner tadeln konte. Er war schon ein alter Mann, aber demohngeachtet war seine Laune nie verstimt, und seine Sitten hatten nichts von dem Steifen und Pedantischen, was Leuten seines Standes, die den Gelehrten machen, eigen zu seyn pflegt. Er war ein munterer und bescheidener Mann, welchen die Zöglinge schäzten, und dem ich täglich fünferlei Lektionen aufhalsen konte. Er sprach auch erträglich französisch.

Nachdem ich so mein Institut reichlich mit Lehrern besezt, das ganze Schloß meublirt, und alles veranstaltet hatte, zu Ostern das philanthropinische Einweihungsfest zu begehen, und die Lek-

tionen zu eröfnen, erschien endlich der Hofrath Kühl mit der längst versprochnen Urkunde, und legte nun auf einmal seine Maske ab.

Er zog eines Tages, da ich auf dem Konsistorio war, einen Aufsaz aus der Tasche, nahm eine Positur an, deren Anblik das ganze Kollegium in die gespanteste Erwartung sezte, und began, mit einer affektirten Mine vol Erhabenheit und Majeät, ohngefähr folgende Anrede:

„Herr Doktor! Sie haben von Sr. Hochgräfl. Gnaden, auf Ihr Ansuchen, die Erlaubniß erhalten, ein sogenanntes Philanthropin anzulegen, und diejenigen Stunden, die Ihnen von Ihren Amtsarbeiten übrig blieben, auf die Direktion desselben zu verwenden. Sie werden von selbst begreifen, daß der Herr Graf nicht gleichgültig dabei seyn kan, wie Sie sich dieser Erlaubniß bedienen, sondern daß er mit der nöthigen Vorsicht seine Landesherlichen Rechte so wol als seine Ehre vor dem Publikum wahren muß. Er hat zu dem Ende mir den Auftrag ertheilt, eine Urkunde zu entwerfen, in welcher Ih-

„nen dasjenige, was Sie der Billigkeit nach, von „der Gnade des Herrn erwarten können, zugesi„chert wird: aber in welcher auch Sie sich gegen „den Herrn Grafen über alle diejenigen Punkte „veversiren müssen, ohne deren genauste und „strengste Erfüllung, weder die ertheilte Erlaub„niß bestehen, noch die gestatteten Vortheile ihre „Dauer haben können ꝛc.“

Bei dieser Einleitung schlug mir das Herz, wie wenn ich auf den Richtplaz geführt werden solte. Denn ich war jezt schon, durch unzählige Relationen von in und auswärtigen Freunden, von dem satanischen Karakter des Mannes volkommen unterrichtet, und ich sahe den Augenblik, was ich wegen meines bisherigen ununterbrochen freundschaftlichen Umganges mit ihm, mir gar nicht hätte träumen lassen, daß sein tükisches Herz mir blos geheuchelt hatte, und daß ich, so gut wie alle andere, die Ausbrüche seiner Bosheit erfahren würde. Ich zweifelte schon nicht mehr, daß mir alle Versprechungen geleugnet, und alle Vortheile zurükgenommen werden würden. Und es stelten sich mir die schreklichsten Auftritte vor, die aus dieser Veränderung erfolgen mußten.

Er fieng an zu lesen, und die ganze Urkunde war ein Gewebe von den studiertesten Chikanen. Erstlich war vom ganzem Institut in offenbar verächtlichen Ausdrükken gesprochen, und alles so vorgestelt, als ob ich, ohne alle Veranlassung und Zuredung, aus eignem Kützel, dieses Unternehmen begonnen hätte, von welchem jeder Kluge ahnden müßte, daß es bald scheitern, und der Welt zum Gelächter werden dürfte. Daher würde ausdrüklich verlangt, daß ich im Publikum bekant machen solle, wie Sr. Hochgräfl. Gnaden nicht den mindesten Antheil an dem Institute nähmen, und dasselbe eine blosse Privatsache sey, welche ich für meinen Vortheil betriebe.

Schon bei dieser ersten Foderung sahe ich mich genöthiget, den Vorleser zu unterbrechen, und mich zu beklagen. Ich stelte mit aller mir möglichen Mässigung und Bescheidenheit dem Rühl vor, daß schon die Art des Ausdruks mir bedenklich vorkömme: daß derselbe eine Veränderung in den Gesinnungen des Grafen anzeige, und mir also betrübte Aussichten gebe: daß ich ohnmöglich die Sache als eignen Einfall vorstellen lassen könte, da

es ihm und dem ganzen Hofe bekant sey, daß der Graf die Aeusserungen des höchsten Wolgefallens an einem solchem Institute gegeben habe: daß ich mich genöthiget sähe, ihn selbst, den Kühl, an seine Zuredungen zu erinnern, durch welche allein mein Entschluß zur Reise gediehen wäre: daß ja das ganze Publikum das Vertrauen verlieren, und alle Lehrer muthlos werden würden, wenn ich jene gefoderte Ankündigung bekant machen müßte: daß es ungerecht sey, mich so viele Monate hindurch die Theilnahme des Landesherrn am Institut in Publikum verkünden zu lassen, und nun zu verlangen, daß ich diese Theilnahme wiederrufen solte u. s. w.

Aber alle diese Gegenvorstellungen waren wie ein Tropfen Wassers, wenn er auf einen glühenden Stein fält. Bei jedem Worte, was ich sagte, fuhr der Mann auf und perorirte, mit brüllender Stimme und geiferndem Munde, ein langes Gewäsch von Widerlegungen und geberdete sich dabei so erhizt, und zulezt so wüthend, daß alle Räthe und Sekretärs ihre Stühle abzogen, und sich auf die Flucht gefaßt machten, wenn es zur Schlägerei

kommen

kommen ſolte. Ich blieb zwar, durch die möglichſte Anſtrengung meiner Beſonnenheit in ununterbrochner Gelaſſenheit, ließ den tobenden Menſchen, der mir den Geifer ins Geſicht ſprüzte, jedesmal ganz ausreden, nahm immer mit dem ruhigſten Tone das Wort wieder, hat wiederholt, und allemal mit Ehrerbietigkeit, um Erlaubniß mich näher erklären zu dürfen, und dachte wenigſtens durch dieſes ſanfte Betragen den Unmenſchen zu beſänftigen, und zu einer anſtändigen Unterredung zu bringen. Aber meine Ruhe erhizte ſeinen Grim um deſtomehr. Er ſchrie und ſchäumte wie ein Raſender, und behauptete die dollſten Zumuthungen, welche kein Graf einem Gelehrten von meinem Range, welche nur ein Rühl einem verworfenen Betrüger antragen konte. Und er wiederholte es unzähligemal, daß ich mein Inſtitut transportiren könte, wo ich hin wolte, wenn mir das ſo nicht gefiele, wie ers da mir vorlas.

Die Theilnahme des Fürſten ward aber aufgehoben. Das Schloß Heidesheim war keinesweges für das Inſtitut beſtimt, ſondern ſolte mir, aus beſonderer Gnade, nur auf gewiſſe Jahre ein-

geräumt werden. Die Lehrer solten keine Hofnung zu Beförderungen haben. Die leerstehenden Häuser vor dem Schlosse solte ich nicht anders, als gegen Erlegung einer Miethe haben. Ich solte mich von allen Unterstüzzungen des Landesherrn lossagen. Das Philanthropin solte der Regierung unterworfen werden, und derselben in Absicht auf Lehrart, Disciplin, Kasse u. s. w. responsabel seyn, damit Herr Rühl mich ganz in seinen Händen haben, und mich nach Belieben auf die Folter legen konte. Ich solte alles Risiko übernehmen, wenn durch ohngefähre Unglüksfälle an dem weitläuftigen Schloßgebäude einiger Schade geschehen solte. Es solten nur einige Tage mir gestattet werden, wo ich das Institut besuchen könte, nicht aber volle Freiheit, mich da aufzuhalten, wann, und so lange ich es nöthig fände, und es ohne Verabsäumung meines Amts geschehen könte u. s. w.

So schreklich hatte dieser Mensch mich hintergangen. Ich mochte ihn erinnern, woran ich wolte: er leugnete alles ab, war frech genug, zu sagen, daß er nichts habe versprechen können, daß der Graf jezt es nicht anders haben wolle. Kurz, die glänzendsten Aussichten für mein Institut waren dahin.

Achtes Kapitel.

Sturm.

So glüklich ich im Kollegio meine Gelassenheit behauptet hatte, so war doch mein Unwille und innerlicher Gram auf den höchsten Grad gestiegen. Ich kam in der leidenschaftlichsten Gemüthsbewegung nach Hause. Meine Frau und meine Hausfreunde sahen an meinem blassen Gesicht und stieren Blikke, daß etwas ausserordentliches vorgefallen seyn müßte. Und mein Heres ahndete gleich, daß Rühl endlich auch mir die versteckten Klauen gezeigt habe. Die Mahlzeit wurde auf eine halbe Stunde verschoben. Ich erzählte die Geschichte. Eine Weile wurde gespukt und geschmält. Bald aber fiengen wir an, über den armseligen Wütrich wizzig zu werden und zu spotten. Es kamen Entwürfe zum Vorschein, wie die Sache ohne die Rühlische Protektion durchzuführen sey. Nach einer halben Stunde belachte ich den Vorfall, und genoß meine Mahlzeit mit heiterer Seele.

Nicht mehr in Hizze, aber eben so wenig mit ruhiger und reifer Ueberlegung, sezte ich mich nach Tische hin und schrieb dem Hofrath ein Billet, ohngefähr des Inhalts:

„Sie haben mir, mein lieber Herr Hofrath, „seither Merkmale von Achtung und Freund„schaft gegeben, welche mir um so schmeichel„hafter und angenehmer waren, jemehr ich „von allen Seiten her belehret wurde, daß „kein Mensch sich einer aufrichtigen und dau„ernden Freundschaft von Ihnen rühmen „könne. Aber heute haben Sie mir es be„wiesen, daß ich ein Thor war, da ich bei „Ihnen eine Ausnahme zu machen mir ein„bildete. Sie haben mich auf eine Art be„handelt, die eben so sehr unter meiner Wür„de ist, als dieselbe Sie selbst erniedrigt, und „zu der schlechtesten Menschenklasse Sie her„absezzen würde, wenn Sie fortfahren solten, „sie gegen mich zu behaupten. Ich komme, „diese Schmach von Ihnen abzuwenden, und „Ihnen meine Hand zur Aussöhnung zu bie„then. Wollen Sie die Urkunde zurüknehmen,

„und die Versicherungen noch erfüllen, die „Sie mir gegeben haben, und auf welche ich, „weil ich Sie bei aller Hizze Ihres Tempera„ments wirklich für einen Mann vom edeln „und festen Karakter hielt, meine ganze Un„ternehmung gegründet hatte; so sol unsere „Freundschaft unerschütterlich bleiben. Be„stehen Sie aber auf dem allen, was Sie „heute mir zugemuthet haben; so muß ich „Ihnen sagen, daß ich hinreichenden Muth „habe, Ihnen die Spizze zu biethen, und nun „gerade hier die einzige Ausnahme unter den „Tausenden zu machen, die vor Ihrer Macht „und vor Ihrem Zorn zu zittern pflegen. „Denn ich fühle mich zu sehr als Mann von „Werth und Verdiensten, als daß ich mich „von Ihnen tiranniſiren, und begeifern laſ„sen solte. Wählen Sie also jezt, ob ich Sie „verachten oder hochschäzzen sol. Mir sols „Freude seyn, wenn Sie eine Freundschaft „fortsezzen wollen, welche mir, ich gestehe „es Ihnen, bisher wahres Vergnügen ge„macht hat, und auf die ich gerade darum „so stolz war, weil ich allein mich derselben

„rühmen durfte. Auf Ihre Antwort wird „es beruhen, ob ich ferner mich nennen „sol ꝛc.“

Dieses Billet sandte ich aufs Schloß, und harrte begierig auf eine Gegenschrift. Aber sie blieb aussen. Und ehe drei Stunden vergangen waren, erscholl schon in der ganzen Stadt das Gerücht, daß das ganze Schloß in Feuer und Flammen stehe. Kühl war bei Lesung desselben aufgesprungen, wie ein Rasender. Sein gränzenloser Stolz hatte aufgelodert, wie eine Hölle. Er war mit schäumendem Munde, und einem wahren Tigerblik zum Fürsten gelaufen, hatte gleich um seine Dimission angehalten und erklärt, daß er neben mir in seinem Dienste keinen Augenblik mehr verbleiben könne.

Der Lärm war unbeschreiblich. Der ganze Hof war zusammengelaufen. Man hatte das wütende Thier aus dem Zimmer des Fürsten bringen müssen. Die Schwester und Kinder des Fürsten hatten ihn auf seine Stube begleitet, und waren beschäftiget, mit Thränen und Händeringen ihn

zu begütigen, und seine Wuth zu mildern. Man fürchtete, es sey Ernst, daß er den Herrn verlassen würde, welcher ohne Rühlen nicht bestehen zu können (damals noch) wähnte. Denn der schlaue Wütrich hatte sich in einem schriftlichen Kontrakte mit dem Grafen 1000 Gulden Gehalt ausbedungen, die ihm lebenslang gezählt werden mußten, wenn er seinen Dienst aufzugeben sich genöthiget sehen solte.

In der Stadt war die Erschütterung noch heftiger. Es war, als wenn der Fürst in Lebensgefahr sey. Kein Mensch getraute sich, auf den Gassen stehen zu bleiben, und mit jemanden zu sprechen. Nur in den unerforschbarsten Winkeln der Häuser wagte mans, von der Sache zu reden. Alles war in ängstlicher Erwartung des Ungewitters, welches der Donnerer Rühl über mich und über das ganze Land ausbrechen lassen würde.

In meinem Hause war nicht minder Zerstöhrung. Mein Weib jammerte. Mein Heres fuhr auf mich los, wie eine Furie, da er von mir hörte, daß mein Billet diese Flammen angezündet hatte.

Er schalt mich unüberlegt. Er weissagte meine Absezzung. Kurz es war Sturm auf allen Seiten, und ich allein blieb gelassen. Ich schloß mich in meine Studierstube ein, um den Vorwürfen und Lamenten zu entgehen. Ich dachte über die Sache ruhig nach. Ich bereute, daß ich das Billet geschrieben hatte. Aber ich fand übrigens nichts, was mir neuen Kummer machen konte. Denn durch Rühls Tükke war einmal schon alles verscherzt, was ich für mein Institut zu gewinnen geglaubt hatte. Und nun schien mir es gleichgültig zu seyn, ob das Wetterglas des Rühlischen Grimmes funfzig Grad höher steigen oder fallen wolte.

Aber je ruhiger ich bei mir selbst war, desto empfindlicher peinigten mich meine Freunde. Ich hatte kaum eine Stunde in meiner Einsamkeit zugebracht, als mein Zimmer förmlich belagert wurde. Alle, die es nur einigermaßen mit mir gut meinten, hatten sich in mein Haus geschlichen, und mit meinem Weibe und Hausgenossen sich vereiniget. Ich mußte aus meiner Klause heraus, und mich drein ergeben, von Vorwürfen und Jammerklagen bestürmt zu werden. „Gott, was haben

„Sie gemacht. Ach das, unglükliche Billet! Der „Fürst wil nichts mehr von Ihnen hören. Sie „müssen hinauf und sich dem Fürsten zu Füssen wer„fen. Sie müssen Rühlen Abbitte thun. Sie sind „zeitlebens unglüklich. Das Philanthropin stürzt „zusammen, ehe es seinen Anfang nimt." So schrie alles auf mich hinein. Und ich mußte geduldig es hören. — Unbegreiflich war allen meine Gelassenheit. Sie nenntens Leichtsin. — Ich ließ die Hizze verrauchen, welche Liebe zu mir und Besorgniß meines Verderbens hervorgebracht hatte.

Des andern Tages ließ ich auf dem Schlosse mich melden. Der Fürst nahm mich an, empfieng mich aber mit der äussersten Kälte. Er war auf einen derben Wischer gefaßt. Aber ich ließ ihm nicht Zeit, ihn an den Mann zu bringen. Mit dem feurigsten Blikke trat ich ihm unter die Augen, und mit dem männlichsten und entschlossensten Tone verlangte ich, daß er gerecht seyn, und auch mich erst hören möchte, ehe er ein Urtheil über mich fällte. „Ich weiß, gnädigster Herr, daß ich „angeklagt bin, und daß Sie, bei der Voraus„sezzung, daß mein Kläger die Warheit auf seiner

„Seite hat, Ursache haben, auf mich zu zürnen.
„Aber ich versichere Sie vor dem Angesichte Got-
„tes, daß ich nicht nur in der Hauptsache unschul-
„dig bin, sondern daß ich auch selbst auf die
„schnödeste Art gekränkt, und gemißhandelt wor-
„den bin. Ich rede mit einen Fürsten, der Men-
„schenfreund ist, und dem Gerechtigkeit heilig ist.
„Und das macht mich beherzt, Ihnen alles frei-
„müthig zu sagen, was ich auf meinem Herzen
„habe." Hier holte der Fürst Odem, sein stieres Auge senkte sich, er trat einige Schritt zurük, und sagte ganz gelassen: daß ich mich sezzen solte. Ich fuhr fort.

„Gnädigster Herr! Ich erkenne und schäzze
„die Verdienste, welche der Hofrath Kühl um das
„fürstliche Haus hat, und ich war vom Anfange
„an stolz auf seine Freundschaft. Mit dem sorg-
„fältigsten Benehmen suchte ich sie zu erhalten.
„Und Sie wissen selbst, wie achtungsvoll er gegen
„Sie bisher von mir gesprochen hat. Aber sie
„kennen auch, aus tausend Erfahrungen, seinen
„unbeständigen Karakter und seine ungestüme
„Hizze, mit welcher er den besten Freund aufzu-

„opfern pflegt, wenn seine Laune einmal verstimt „worden ist. Es kan Ihnen also nichts unerwar„tetes seyn, wenn ich Ihnen sage, daß mich der „Hofrath Rühl erst selbst, durch wiederholte Ver„sicherungen, daß mein Institut Ihnen Vergnü„gen machen würde, zu diesen Unternehmungen „beredet hat — daß er mir freiwillig das — „das — das — versprochen hat — und daß er „nun, (nachdem ich fünftausend Gulden aufge„wandt, und über 5000 Gulden Schulden auf „mich geladen habe) das alles zurükgenommen, „und Sie bewogen hat, in der mir vorgelesenen „Urkunde Zumuthungen zu machen, welche nicht „nur meiner Ehre nachtheilig sind, (indem Sie „mich meinen Lehrern, die ich angenommen habe, „und dem ganzen Publikum als einen Prahler „und Betrüger darstellen) sondern auch meine „ganze Unternehmung zu vereiteln, und mich da„durch an den Bettelstab zu bringen drohen: end„lich — daß der Hofrath Rühl gestern, bei vol„ler Versamlung des Kollegii, da er diese Urkunde „mir vorlas, meine bescheidendsten Gegenvorstel„lungen theils verlacht, theils mit den gröbsten „Ausdrükken verworfen, und auf eine solche ro-

„bende und ungestüme Art mich behandelt hat,
„welche der geringste Schreiber selbst von seinem
„Fürsten nicht dulden würde, wenn noch einiges
„Ehrgefühl in ihm übrig wäre. Und nun erst,
„gnädigster Herr, urtheilen Sie, nach den un-
„trüglichen Gefühlen der Billigkeit und der Ge-
„rechtigkeit, ob ich etwas verbrochen habe, was
„eine Strafe verdient?"

Der Fürst war sichtbar verlegen. Noch fühlte er den Schauder, den der tobende Rühl in ihm erregt hatte. Und doch sahe er jezt, daß mir offenbar unrecht geschehen war. Seine Furcht vor dem Stürmer, und seine unbegränzte Liebe zur Gerechtigkeit kämpften. Endlich sagte er mit Güte: „Herr Superintendent, ich sehe, daß die Sache
„Ueberlegung verdient. Mir ist von alle dem noch
„nichts zu Gesicht gekommen, worüber Sie sich
„beklagen. Der Hofrath hat mir die Urkunde so
„wenig vorgelegt, als ich bis jezt weis, was er
„Ihnen versprochen hat. Ich werde nie zugeben,
„daß Ihnen unrecht geschehe. Verlassen Sie sich
„darauf, und halten sich ruhig. Alles, was nur
„irgend möglich ist, und was zur Aufnahme des

„Philanthropins gereichen mag, sol Ihnen bewil„liget werden.“

Mit innigster Beruhigung verließ ich jezt den guten Fürsten und freute mich, eine so schöne und unverkenbare Probe seines vortreflichen Herzens erhalten zu haben. Triumphirend erzählte ichs meinen Freunden, und sie alle waren erstaunt, daß die Sache, wider alles Vermuthen, einen so leidlichen Ausgang zu gewinnen schien.

Aber auswärts erhob sich ein desto grösseres Ungewitter. Der Pastor Hartmannus, der bei aller Freundschaftlichkeit, die er mir bezeugte, doch ein wenig Eifersucht gegen mich empfand (sintemal er vor mir vom Fürsten war zur Sontagstafel geladen worden, und seit meiner Ankunft nicht mehr verlangt wurde) mochte sich heimlich darüber kützeln, daß der Hofhimmel sich über mir zu trüben begann, und schrieb daher nach Manheim und einigen Orten Relationen von dem Donnerwetter, welches Jupiter Rühl gegen mich erregt hatte. Und diese Relationen breiteten sich aus, wie ein Lauffeuer. Den Rhein und den Mayn hinauf

und hinunter erscholls: „Das Bayrdtische Philan„thropin ist dahin! der Doktor ist mit dem Für„sten zerfallen!"

Da sank allen Eltern der Muth, die ihre Söhne mir zugesagt oder bestimt hatten. Da entfiel allen Lehrern das Herz, die meine Professuren verlangt und erhalten hatten. Da kamen Briefe von allen Orten und Enden, welche die ängstlichsten Anfragen und Bedenklichkeiten enthielten, und in denen jeder um wie viele Schritte von mir zurükzutreten schien. Und doch — ward ich nicht muthlos. Es war einmal mein Wahlspruch: tu contra audentior ito!

Neuntes Kapitel.

Etwas helleres Wetter, aber eine schwarze Wolke in der Tiefe des Horizonts.

Einweihung des Philanthropins.

Der Fürst war besänftigt. Bei einer guten Stunde faßte er den Hofrath. „Thun Sie mir „den Gefallen und machen die Urkunde so, daß „der Mann bestehen kan. Meine Theilnahme kan „ja in so weit bleiben, daß ich die Professores „vocire, und Ihnen Beförderung zusage, wenn „sie sie verdienen. Das Institut selbst wollen wir „dem Superintendenten überlassen. Die Regie„rung muß sich nicht drein meliren." — — So instruirte er die Urkunde.

Ich freute mich herzlich, daß ich wenigstens zum Theil obgesiegt hatte: ob ich gleich vorhersahe, daß ich nun an Rühlen einen beständigen Feind behalten, und tausend Bedrükkungen ausgesezt seyn würde. Und schon die neue Urkunde belehrte mich, daß ich Ursach hatte, die Freude über meinen Sieg zu mässigen.

Sie enthielt zwar die obgedachten Hauptpunkte, aber mit einer Menge Verklausulirungen, die den hämischen Koncipienten sichtbar genug machten. Und alle übrigen ehedem verheissenen Vortheile und Unterstüzzungen waren dahin. Ich erhielt nichts, als das Schloß und den Garten — auf zehn Jahre nebst dem Rechte, als Direktor des Instituts von der Regierung unabhängig zu handeln, und alle die Zeit in Heidesheim zuzubringen, welche mir von meinen Amtsarbeiten übrig bleiben würde.

Ich nahm vorlieb und eilte nun, das herannahende Einweihungsfest zu veranstalten. Ich schrieb an alle Lehrer und Eltern, daß es falsche Gerüchte gewesen wären, die sie beunruhiget hätten: die Sache behalte ihren ungehinderten Fortgang, der Fürst sey Freund und Beschüzzer des Instituts, u. s. w. Ich ließ die Vokationen für die Lehrer ausfertigen. Ich beschied sie, acht Tage vor dem Einweihungsfeste sich einzufinden. Ich brachte selbst, mit meiner Familie, meine ganze Zeit in Heidesheim zu, und fuhr blos des Sonnabends nach der Stadt (welche drei starke Stunden

ent-

entfernt war), um meine Amtspredigt zu halten. Des Sonntags Nachmittags aber fuhr ich schon wieder hinaus, und war unabläſſig beſchäftiget, alles im Schloſſe ſo einzurichten, daß Lehrer und Zöglinge Ordnung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit finden möchten.

Das Publikum wurde wieder beruhigt, auſſer, daß hier und da feindſelige Leute die Weiſſagung im Gange zu erhalten ſuchten, daß das Philanthropin doch nicht lange beſtehen würde, weil Kühl einmal mein unverſöhnlicher Feind geworden ſey.

Alle Wochen liefen Briefe ein, in welchen neue Zöglinge angemeldet wurden. Und ich genoß das entzükkende Vergnügen, das Inſtitut gleich mit etlichen und Zwanzig Eleven anfangen zu können, und beinahe eben ſo viel in petto zu haben, welche noch im nächſten Sommer ankommen ſolten.

Sämtliche Lehrer und Zöglinge trafen acht bis vierzehn Tage vor dem Feſte im Schloſſe ein: und dies ſezte mich in den Stand, ſie alle vorher neu zu kleiden, und ſie den Zuſchauern in ſchönen Uniformen aufzuſtellen. Die erſte Sommerkleidung, die ich ihnen gab, war von braunrothem

Barkan mit blauen atlaßnen Aufschlägen und Stahlknöpfen. Sie bestand aus einem braunen Kollet, blauer Weste, und braunen Hosen. Dazu gab ich weisse runde Hüte mit blauen Federbüschen. — Es war fürs Auge. Und das liebe Publikum sieht ja leider mehr auf solche Dinge, als auf die Realitäten. — Nach gründlicher Lehrart, fruchtbarer Methode moralischer und physischer Erziehung fragten wenige, weil wenige sie verstunden, und eben so wenige sie für wichtig genug hielten. Wenn die Kinder hübsch aufgefuttert, und gepuzt aussahen, war man zufrieden.

Das Einweihungsfest kostete mich schweres Geld und lastende Sorgen. Ich hatte alles allein auf meiner Schulter. Ich mußte für die vielen Eltern sorgen, die ihre Kinder brachten, und für die zahlreichen Gäste, die als Zuschauer sich anmeldeten. Alle mußten mit Quartier und Schlafstätte versorgt werden. Alle wolten gespeiset und bedient seyn. Viele lebten für ihr Geld, manche aber auch, wo es Verbindlichkeiten oder engere Freundschaft erfoderte, auf meine Kosten. — Ich wil an den Sturm gedenken, der in meinem Kopfe

war. Und doch befand ich mich heiter und fröhlich dabei. Jeden Tag ermüdete ich mich, mit Laufen und Bestellen und Briefschreiben bis zum Umsinken, und des Abends legte ich mich doch, froh wie ein König, zu Bette. Die Aussichten ermunterten mich.

Ich wil meine Leser mit Beschreibung des Festes nicht aufhalten. Das Schloß war voller Fremden, von Speier, Heidelberg, Manheim, Kreuznach ꝛc. und viele waren auf die nächsten Dörfer einquartirt. Von Worms, Grünstadt, Frankenthal, Kirchheim bei Bolanden, Dürkheim und den umliegenden Dorfschaften kamen eine Menge Menschen erst noch an dem Tage an, wo das Fest beginnen solte, weil die genanten Orte so nahe lagen, daß sie des Abends wieder nach Hause fahren konten. So wimmelte alles von Menschen.

Ich hatte in einem Winkel des Schlosses eine große Kanzel errichtet, auf welcher ich die Einweihungsrede halten wolte. Denn die Menge Menschen in einen Saal zu bringen, war nicht möglich. Das Auditorium mußte unter freiem

Himmel mir zuhören. Es drohte mit Regen. Aber um zehn Uhr, da der große Hof voller Volk, und alle Fenster mit Zuschauern besezt waren, brachen sich die Wolken, und die Sonne begrüßte das Fest. Ich trat auf, hielt eine Rede über die philanthropinische Behandlungsart der Kinder, in Absicht auf physische und moralische Erziehung, und bezauberte Vornehme und Geringe; daß sie gern alle ihre Söhne hergegeben hätten, wenn es ihr Beutel hätte verstatten, und die folgende Gesinnung dem ersten Enthusiasmus hätte gleich bleiben wollen.

Des Mittags speisete das Philanthropin zur Schau. Und für die Gäste waren vier große Zimmer voller Tafeln. Ich hatte bei 120 Fremde zu bewirthen. Die Einnahme aus der Gastwirthschaft betrug diesen Tag an 500 Gulden. Das Publikum war zufrieden.

Nachmittags solte es Herr Junker mit einer Vorlesung über den Einfluß der schönen Wissenschaften auf die Erziehung amusiren. Es wolte aber nicht behagen. Die Materie war nicht un-

terhaltend ausgeführt, und seine hochbelobte Deklamation war zum Einschlafen. Meine Freunde kamen daher und weckten mich aus dem Mittagsschlafe: denn ich hatte wegen Müdigkeit mich weggeschlichen, um ein wenig zu ruhen, und baten mich dringend, den misvergnügten Haufen wieder umzustimmen. „Treten Sie nur auf und sagen, was „Sie wollen. Wenn die Leute Sie nur sehen. „Der Junker hat alles verdorben. Es schleicht „sich eins nach dem andern fort. — Sie behalten auf morgen keinen Gast mehr. Sie müssen „warlich auf die Kanzel." So redeten alle auf mich los und trieben mich vor sich hin. Ich wusch mir den Schlaf mit frischem Wasser aus dem Gesichte, preßte den Ideenschlauch zusammen, trat auf, perorirte eine Viertelstunde, und — alles kam wieder herbei, und der Haufe war wieder ganz — philanthropinisch!

Die Fremden wurden im Schlosse herum geführt, und bewunderten die Menge der Zimmer, die schönen Wohnungen der Zöglinge, die Ordnung und Reinlichkeit, welche überall auffallend war ꝛc. Am stärksten war die große Tabelle um-

lagert, welche ich selbst verfertiget und in schöner Abschrift aufgehangen hatte, und wo auf jedem Tag alle Stunden der Zöglinge von früh um fünf Uhr bis abends um neun Uhr vertheilt waren, wo folglich zu sehen war, was jeder Zögling in jeder Stunde lernte, oder zu seinem Vergnügen unter Aufsicht eines Lehrers vornahm. Man erstaunte über die Sorgfalt, mit welcher die Zöglinge in beständiger Beschäftigung und Aufsicht erhalten, und doch zugleich durch den angenehmsten Wechsel der Lehr- und Spielstunden vergnügt wurden.

Die Gäste verliessen das Schloß mit der größten Zufriedenheit, und für mich blühte die schmeichelnde Hofnung, daß ich in kurzem nicht Raum genug haben würde, die Zöglinge zu beherbergen. Und wirklich kam ich noch im ersten Sommer auf achtzig Betten, die ich für Lehrer und Zöglinge aufstellen muste.

Indessen so hell und reizend mein philanthropinischer Himmel in diesen Tagen war, so gab's doch unten am Horizont einen Streif von einer pechschwarzen Wolke, welche ein fernes Ungewitter drohte.

Zehntes Kapitel.

Pfaffenkabale.

Der katholische Pastor in Bokenheim mit der Lipstullianspyhsionomie hatte mich einige Wochen vor dem Einweihungsfeste, da ich auf einer Kirchenvisitation abermals bei ihm übernachtete, wegen der Professur wieder angeredet, und alle meine Bemühungen, ihm auszuweichen und das Gespräch abzukürzen, waren vergeblich gewesen. Mit einem wahren Banditenblik, der selbst seine Schmeicheleien jezt furchtbar machte, drang er auf mich ein, und zwang mich, ihm Red und Antwort zu geben.

Er. Ew. Hochwürden, werden ja in wenig Wochen das Philanthropin einweihen. Es wird also hohe Zeit, daß wir unsere Sache aufs reine bringen. Es wird nöthig seyn, daß ich in Maynz den Antritt meines neuen Amts anzeige, und meine Funktionen so wol, als Emolumente einberichte.

Ich. Aber warum eilen Sie so, lieber Freund, wir haben ja noch keine katholischen Zöglinge?

Er. O die werden Haufenweis kommen. Ich habe das Philanthropin überall aufs beste empfohlen. Und ich muß Ihnen sagen, daß ich vieles vermag. Ich habe hohe Patrone. Sie wissen selbst, wie viel der Weihbischof auf mich hält. Und solcher vielvermögenden Herren hab ich mehrere. Ueberall heißt es, ja wenn ich erst Professor wäre, so würde man katholischer Seits Vertrauen zur Sache gewinnen.

Ich. Ja, mein Gott, ich kan doch eher keinen Professor für katholische Zöglinge anstellen, bis ich dergleichen wirklich im Schlosse habe! Wie würde ich zum Gelächter werden, wenn der Professor da wäre, und keine Zöglinge erfolgten? Und das ist doch ein sehr möglicher Fall?

Er. (prozzig) Und ich sage Ihnen, wenn ich nicht Professor werde, so wird aus Ihrem ganzen Philanthropin nichts. Glauben Sie, ich kan schaden und nüzzen.

Ich. Ei, Sie sollens ja werden. Schaffen Sie doch nur erst zwei bis drei Scholaren für Ihre Stelle. Wenn Sie so viel Ansehn und Kredit haben; so wird man Ihnen ja wol glauben,

wenn Sie schreiben: „ich bin Professor, und ich „trete die Stelle an, so bald katholische Kinder „da sind."

Ex. Nein, erst muß ich mein Amt antreten. Denn es ist nöthig, daß ich die Vokation nebst meinem Besoldungsetat nach Maynz einschikke, und darüber Approbation erhalte.

Ich. Ich denke, Sie haben es schon gemeldet, und Erlaubniß erhalten.

Ex. Vorläufig. Aber man wil wissen, was ich für Geschäfte und Einnahme habe. Und ich dächte, es wäre Zeit, daß ich das selbst erführe.

Ich. (äusserst verlegen — und voller Besorgniß, einen giftigen Pfaffen mir zum Feinde zu machen.) Freund, Sie wissen, daß mein ganzes Institut noch auf schwachen Füssen steht, daß ich auf 10000 Gulden aufgewandt habe, ohne noch zu wissen, ob die Sache Bestand haben wird: daß ich jezt noch zusezzen muß, daß überall Sorge und Geldmangel mich drükken — Sie werden also selbst so menschlich und billig denken, und vor anfangs keine grossen Vortheile von mir erwarten,

Er. Ja, ich muß doch leben können.

Ich. Bester Mann, Sie haben Ihre schöne Pfarre, und Sie können im Philanthropin doch nicht mehr thun, als die wenigen Lektionen, die Ihnen als katholischem Lehrer obliegen, wöchentlich abwarten: solten Sie da mehr von mir verlangen wollen, als was ich allen meinen Professoren gebe?

Er. Wie viel ist das?

Ich. Sie haben alles frei, und 150 Gulden baares Geld.

Er. (mit Stolz) O das darf ich dem Kurfürsten gar nicht melden. Man würde es übel nehmen, wenn ein katholischer Pastor so schlecht besoldet würde. Unter 500 Gulden zugesicherte Besoldung erfolgt gar keine Approbation meiner Obern.

Ich. Ich bitte Sie ums Himmelswillen Freund, wie können Sie von einem armen Mann, der selbst noch für seine unbeschreiblichen Arbeiten, und Sorgen keinen Heller Gewinn bezieht, eine solche Summe fodern? Glauben Sie gewiß, daß

ich Sie schäzze, und Ihren Eifer für das Institut vor allen andern belohnen werde, wenn ich nur erst das Institut so in den Stand habe, daß ich einigen Aufwand machen kan. Ich habe die herlichsten Aussichten. Und vieleicht kan ich in kurzem alle Ihre Wünsche befriedigen. (Ihn umarmend) Sie sind ja mein bester Freund, und werden nicht verlangen, daß ich Ihnen etwas heute schon zusichern sol, wenn ich nicht weiß, ob ich vermögend seyn werde, es zu erfüllen. Haben Sie das geringste Vertrauen zu mir, so beruhigen und gedulden Sie sich — vieleicht nur wenige Tage. Ich erwarte täglich die erfreulichsten Briefe und Anmeldungen. Ich hoffe alle Ihre Wünsche zu befriedigen.

Mit diesen Liebkosungen besänftigte ich endlich den zudringlichen Menschen, dessen heftiges Betragen, und stieren Blikke mich wirklich in eine Art von Aengstlichkeit versezt hatten. — Ich war froh, da ich aus seinem Hause war und beschloß, es nie wieder zu betreten. Mein Wille wars, ihm die Professur zu geben, wenn katholische Zöglinge sich melden solten. Aber eher wolte ich auch durchaus mich nicht mit ihm befassen.

Er aber blieb in der Voraussezzung, er sey schon wirklich Professor, und erschien daher den Montag nach volbrachtem Einweihungsfeste, da alle Lektionen ihren Anfang nahmen, im Schlosse. Zum Unglük war ich selbst nicht da. Ich mußte meines Amtes halber in Türkheim seyn, und hatte vorher alle Lehrer instruirt, nach Masgabe der aufgehangenen Tabelle, ihre Lektionen anzufangen. Der Pastor Weimar trat in den Saal und rufte im Tone eines Befehlshabers: nu, wo ist der Lektionskatalog? wir müssen heute unsere Stunden anfangen. Herr Reinhold stund ihm eben am nächsten, und wuste nicht, was er zu diesem Aufrufe sagen solte, da er noch nie davon gehört hatte, daß Weimar zum Philanthropin gehöre. Er führte ihn indessen mit Höflichkeit an den Ort, wo die Tabelle aufgehangen war, und fragte ihn ganz bescheiden: werden der Herr Pastor auch Lektionen bei uns haben? Dem Pfaffen trat hier Feuerröthe ins braune Zigeunergesicht. Versteht sich, mein Herr. Ich bin Professor.

Herr Reinhold machte ihm eine Verbeugung und gieng. Andere blieben von ferne stehn. Der

Pfaffe trat an die Tabelle, sahe, daß bei allen Lektionen der Name des Lehrers stund, der sie gab, fuhre also auch seinen Namen, und suchte natürlich umsonst. Da er lange gesucht und nichts gefunden hatte, drehte er sich mit ergrimtem Blikke um: wo ist der Herr Doktor? Ich wil doch wissen, warum ich als angestelter Professor nicht mit auf der Tabelle stehe? Herr Geiger übernahm es, ihm zu antworten. „Ich habe noch nicht gewußt, „daß wir die Ehre haben, Sie als unsern Mitleh„rer begrüssen zu dürfen. Es ist mir daher gänz„lich unbekant, warum unser Herr Fürsorger „Sie in der Tabelle nicht mit aufgeführt hat. „Aber vermuthlich ist es wol darum geschehen, „weil wir bis jezt noch keine katholischen Zöglin„ge haben, für welche der Herr Doktor Sie bestimt „haben wird." — „Ei, was! erwiderte der „Pfaffe, ich kan so gut, wie Ihr Herren, auch „für Protestanten Lektionen geben. Ich versteh „auch Latein. Ein katholischer Pastor ist nicht „auf den Kopf gefallen. Das merkt euch nur." — Herr Geiger versicherte dem ungestümen Menschen sein grösztes Vertrauen zu der Volkommenheit seiner Professorkentnisse, und gestand, mit Achselzuk-

ken, daß er diese Sache dem Fürsorger anheim stellen, und indessen ohne sich an andere Befehle zu kehren, die erhaltenen Vorschriften befolgen müsse. Und damit gieng er nach seiner Klasse und ließ den Pastor stehen.

Der Mensch gieng jezt erbost und mit glühendem Gesicht im ganzen Schlosse herum, beschlich alle Stuben und Kammern bis auf die Abtritte, beroch und beschnarchte jeden Winkel, zog bald den, bald jenen Bedienten auf die Seite, und besprach sich mit ihm, entließ einige mit den Worten: ich wünsche, daß er sein Brod hier lange noch finden möge: kam in die Lektionszimmer, behorchte jeden Lehrer und blieb endlich, ungebeten, zum Mittagsessen. — Die algemeine Klugheit, die in der Pfalz beobachtet wird, einen katholischen Pfaffen nicht zu seinem Feinde zu machen (weil diese Menschenrace für die allergefährlichste gehalten wurde) verursachte, daß sich ihm nicht nur kein Mensch widersezte, sondern daß ihm vielmehr jederman mit der größten Höflichkeit begegnete, und — daß mein Hausmeister so gleich eilte, ein Kuvert für ihn aufzulegen.

Aber hier ereignete sich ein neuer Zufall, welcher die Erbitterung des Pfaffen aufs höchste trieb. So wie man sich zu Tische sezte, nahm jeder Lehrer nach der von mir gemachten Rangordnung seinen Plaz ein, ohne an den Pastor weiter zu denken. Und dadurch geschahe es ganz zufällig daß der Pfaffe unter den Lehrern den lezten Plaz bekam, und zwar gerade neben dem Fechtmeister, welcher durch seine etwas armselige Kleidung, und noch mehr durch sein etwas entstelltes Gesicht sich auszeichnete: denn der Mensch sahe schwarzbraun wie der Pfaffe, und hatte nur ein Auge. Diese karikaturartige Nachbarschaft hielt der Pfaffe für absichtliche Veranstaltung. Er glaubte, man hätte ihm diesen Plaz mit Fleiß übriggelassen, um ihm zu zeigen, daß er noch unter dem einäugigen Fechtmeister gehöre. — Er aß und trank indessen, was da war, und ließ, seines Grimmes ohngeachtet, sichs herzlich schmekken. Denn er war ein Vielfraß, der auch da, wo er verachtet wurde, nicht wich, so lange die Schüsseln noch ergiebig für ihn waren. Aber nach Tische ergrif er gleich seinen Hut, und sagte im abschiedlosen Weggehen: ich wills Eurem Doktor schon eintränken. —

Diese Geschichte wurde mir des folgenden Tages einstimmig erzählt. Ich erschrak ein wenig: dachte aber nicht, daß dieser armselige Pfaffe mir sonderlichen Schaden thun könte. Verleumdungen, Ausstreuungen, das war alles, was ich ihm zutraute. Und katholische Zöglinge hatte ich mir ohnehin nie vermuthet, und — wirklich auch, um mancherlei Ursachen willen, nicht gewünscht. Ich dachte also bei mir selbst — laßt den Pfaffen laufen!

Eilftes Kapitel.

Fortsetzung.

Aber Weimar gieng noch desselben Tages nach Worms zum Weihbischof, um Gift zu kochen. Er trat ihm mit der Mine des reuigen Sünders unter die Augen. Er rang seine Hände, und wischte sich die Augen, als ob eine Bußthräne sich her-

hervordrängte. „Ach Gott, ich habe mich schwer„lich an Ew. Hochwürden Gnaden versündigt. „Ich habe einen Mann in ihr Haus gebracht, „welcher ein wahres Werkzeug der Hölle ist. Ich „habe ihn und seine gottlose Schriften so vielen „katholischen Christen empfohlen, und das entsez„lichste Gift dadurch unter sie ausgebreitet. Le„gen Sie mir eine Busse auf. Ich schäme mich „unter Ihre Augen zu treten, bis ich alles das „Böse abgebüßt habe, was durch meine Unbeson„nenheit gestiftet worden ist.“ —

Der fromme Weihbischof erschrak über diese Anrede eben so sehr, als er durch die Gestalt des bußfertigen Sünders gerührt und erbaut wurde. Ei, was ists denn? Was haben Sie denn böses gethan. — „Ach, fuhr der arglistige „Pfaffe fort, ich habe dem verfluchtesten Men„schen Ihre Freundschaft zu wege gebracht, ich „habe die größten Gotteslästerungen, die seine „Uebersezzung des N. Testaments enthält, ver„breitet. Ich weis vor Gewissensangst nicht, „was ich anfangen soll. Mit christlichem Ver„trauen hab ich mich von dem leutseligen und

„freundlichen Wesen des ruchlosen Menschen ver-
„blenden lassen. Ich habe sein böses Herz nicht
„gekant. Ich habe sein Buch nicht geprüft.
„Und nun — sehe ich zu spat, mit Schrekken
„und Entsezzen, daß er der gröste Böswicht ist.
„Ich habe diese Woche erst das Buch gelesen
„und Gotteslästerungen darin gefunden, bei
„denen mir die Haare zu Berge gestanden sind.
„Auch habe ich leider jezt erst in Erfahrung ge-
„bracht, daß die angesehendsten protestantischen
„Theologen schon vor wenigen Jahren öffentlich
„diese Gotteslästerungen gerügt haben. Ich ha-
„be da eine Schrift vom Senior Götze, die Ew.
„Hochw. Gnaden mit Entsezzen lesen werden.
„Ach sagen Sie, wie ich meine Sünde büssen
„soll!“

Der gute Weibischof stand da, wie versteinert. Er war der Mann gar nicht, der sich auf dergleichen Untersuchungen einlassen konte. Er spielte sein L'homberchen und verstand sich auf ein Glas lieb' Frauen-Milch oder Johannisberger: aber Bücher und gelehrte Streitigkeiten lagen gänzlich ausser seiner Sphäre. So

wie also dieser Pfaffe ihm von Gotteslästerung sprach, wendete sein Eingeweide sich um, und es begann ihm schwarz vor den Augen zu werden. — Um Gotteswillen, bringen Sie mir den Menschen nicht wieder ins Haus. Er hat mir das verfluchte Buch selbst überschikt. Da nehmen Sie es mit, daß es aus meinem Hause komt.

Weimar. Aber das Seelenheil so vieler christkatholischen Leser bleibt doch nun in der grösten Gefahr. Wenn Ew. Hochwürden Gnaden ohnmaßgeblich nur darauf Rükſicht zu nehmen geruhen wolten, das verfluchte Buch ihnen aus den Händen zu bringen und sie den Klauen des Satans zu entreissen. Es ist das einschleichendste Gift, was der gottlose Bahrdt in dieser Uebersezung verborgen hat.

V. Scheben. Ja, da wäre es wohl gut, wenn es konfiscirt würde. Ich wils dem Kapitel vortragen.

Weimar. O das thun Ew. Hochw. Gnaden. Es sind doch über hundert Exemplare, die ich unglücklicher Mensch allein untergebracht habe. Ach, ich werde in meinem Gewissen nicht

ruhig, so lange ich so viele Seelen dadurch in Gefahr sehen muß. Aber solte man denn den gottlosen Verführer der Seelen so ungestraft hingehen lassen? Ew. Hochw. Gnaden sind ja Reichsbücherkommissarius.

V. Scheben. Ja, als Kommissarius kann ich doch nur sein Buch verbieten: aber seine Person steht nicht unter meiner Jurisdiktion.

Weimar. Schadet nicht, Ew. Hochw. Gnaden. Eine fiskalische Klage beim Reichshofrath, die sollte doch wohl etwas ausrichten. Es ist ein kleiner ohnmächtiger Reichsstand, unter welchem der Bahrdt steht. Mit dem wird man nicht viel Umstände machen.

V. Scheben. Sie haben Recht, ich will das Ding überlegen.

Der Pfaffe ging. Die Konfiskation erfolgte. Ich — erfuhr von einem Wormser Prediger, der mein Freund war (ich habe eine merkwürdige Lebensgeschichte von ihm in Petto) daß der Weimar den Weihbischof aufgehezt, und die Konfiskation angezeddelt hätte. Er über-

schrieb mir den wesentlichen Inhalt des obgedachten Gesprächs, welches er aus dem Munde eines Domherrn haben wolte, der dabei gewesen war. Ich war willens die Schnurre in meiner pädagogischen Zeitung dem Publikum aufzutischen. Meine Freunde widerriethen mirs. Indessen wurde die Konfiskation publicirt, und ich sezte sogleich in die besagte Zeitung als eine mein Philanthropin interessirende Neuigkeit: „Es „hat dem Hochwürdigen Kapitel zu Worms ge„fallen, die neue und verbesserte Ausgabe der „Bahrdtischen Uebersezzung des N. Testaments in den bischöflichen Landen zu konfisciren !!!!!! ? ? ? ? ? ?“

Diese spöttische Anzeige verzieh ich mir, weil ich die Konfiskation eines Buchs für etwas altägliches und unbedeutendes hielt und in meinem Leben nicht gehört hatte, daß unter den viel tausend protestantischen Schriftstellern, deren Bücher man in katholischen Landen konfiscirt und dem Catalogo librorum prohibitorum einverleibet hatte, einem einzigen ein Haar darüber gekrümt worden sey. — Ich hielt die ganze Sa-

che für eine Kinderposse, die auf mich, als den Diener eines protestantischen Reichsstandes, nie einigen Einfluß haben konte.

Aber Weimar machte sich meinen Spott weislich zu nuzze. Er lief sogleich mit dem Zeitungsblatte nach Worms und machte dem guten Weihbischof eine so gräßliche Auslegung von meinen sechs Exklamations- und Fragzeichen, daß sich das glükliche Phlegma des frommen und sanften Mannes in die tobendste Koleram verwandelte, und den Entschluß bei ihm zur Reife brachte, eine Reichsfiscalische Klage gegen mich zu veranstalten.

Der Pfaffe bewunderte den Eifer des Weihbischofs für die Ehre Gottes und seine heilige Kirche, und schmeichelte seinem Ehrgeize dabei so sehr, daß er mit der lebhaftesten Betriebsamkeit die Sache behandelte und in wenig Wochen die Klage unterzeichnet war.

Man schrieb, auf Anrathen und mit Beihülfe des Anstifters überal herum, um Zeugnisse gegen meine Kezzerhaftigkeit aufzutreiben. Unter andern mochte man gehört haben, daß der D. Ben-

ner in Gieſſen ehmahls gegen mich geſchrieben habe. Man wandte ſich daher an ihn ſelbſt und erſuchte ihn um Bericht von meinen ehemahligen geführten Streitigkeiten. Und D. Benner ergrif mit tauſend Freuden dieſe Gelegenheit, mir noch einen Nikfang zu verſezzen, ſchikte dem Weihbiſchof alle ſeine Programmen, die er inſonderheit gegen meine bei Varrentrapp verlegten Predigten geſchrieben hatte, nebſt der Vorſtellung, welche er bei Hofe gegen mich eingegeben hatte, und allen den Reſcripten, die bereits darüber ergangen waren, um ihn zu überzeugen, daß ich ein bereits anerkanter Kezzer ſey, und in Gieſſen auf dem Sprunge geſtanden hätte, meiner Irrlehren halber kaſſirt zu werden.

So bald dieſer treuherzige Bericht eines proteſtantiſchen Theologen gegen einen proteſtantiſchen Theologen, zum Behuf einer katholiſchen Inquiſitionsſache eingelaufen war, ſchrieb man nach frankfurth und erhielt vom Hofrath Deiner (der ſelbſt gleich nachher Reichsbücherkommiſſarius wurde) auſſer einigen wohlgemeinten Zeugniſſen von meiner Verdammungswürdigkeit, mei-

ne von ihm verlegten Predigten, welche denn, irriger Weise, statt der Varrentrappischen, zu den Akten genommen, und als Beilagen zur Klage nach Wien versendet wurden.

Ich erhielt zu der Zeit, da diese Kabale gegen mich in Gange war, nur wenig und unvollständige Nachrichten. Der Wormser Prediger, welcher mir jene erste Nachricht gegeben hatte, meldete mir blos, „daß der Bokenheimer Pfaffe „jezt öfter, als sonst, bei dem Weihbischofe sey, „und dem Vernehmen nach, halsbrechende Dinge „inkaminire.“ Ein anderer Freund meldete mir bestimmter, daß es auf eine Reichsfiskalische Klage angelegt sey. Die ausführlichere Relation erhielt ich erst im folgenden Jahre, da meine Feinde schon alles zur Reife gebracht hatten.

Meine Arbeiten waren zu der Zeit zu weitläuftig und überhäuft, als daß ich auf solche Nachrichten meine Aufmerksamkeit hätte verwenden können. Und zu dem hielt ich es in der That für unmöglich, daß eine katholische Parthei gegen einen protestantischen Theologen etwas entscheidendes wirken solte, so lange sein Landesherr ihn

schüzte, und seine Gemeine mit seiner Lehrart zufrieden wäre. Und so wandelte ich, um die Machinationen des Pfaffen unbekümmert, meines Weges fort und war zufrieden, wenn ich durch die Lasten mich durcharbeiten konte, welche mein Institut mir verursachte.

Zwölftes Kapitel.

Nachwehen oder Philanthropinische Bildergalerie.

So groß meine Freude war bei der Geburt meines Philantropins, welche ich im siebenten Kapitel beschrieben habe, so empfindlich waren die Nachwehen, die auf diese Geburt erfolgten: der größte Theil meiner Lehrer, von denen ich mir so viel süsse Hofnungen gemacht hatte, war mir misgerathen. Schöne Versprechungen und Vorspiegelungen hatten mich getäuscht. Ich fand, statt würdiger Männer, äusserst verdorbene Menschen. — Man kan meine Lage nicht kennen lernen, wenn

ich diese nicht zeichne. — Gott gebe, daß ich keinem, der noch lebt, damit Schaden thue. — Mich bindet der Eid, den ich vor den Altären der Wahrheit im Angesicht des Publikums abgelegt habe, meine ehemahligen Verhältnisse volständig zu schildern, wie sehr auch einer und der andere sein Gesicht darüber verzerren und auf Rache denken wird. Tausend noch lebende Zeugen werden mich rechtfertigen, wenn Einzelne über mich Schmähungen ausgießen solten.

Geiger, Reinhold, Borowsky und der alte Schulmeister waren die einzigen, welche mit muzbaren Kentnissen und Lehrergaben ausgerüstet waren, und dieselben zum Besten des Instituts mit Treue, Eifer und Rechtschaffenheit anwendeten: die einzigen, welche nie von ihren Pflichten abwichen, nie bei ihren Geschäften Nachlässigkeit zeigten, nie in ihrer Freundschaft gegen mich wankten, nie an den Kabalen der übrigen Antheil nahmen: die einzigen, welche ich unaufhörlich geliebt und hochgeschäzt habe, und bei denen mirs zuweilen geheimen Kummer verursachte, wenn ich sie, wegen Unvermögenheit, nicht so belohnen konte,

wie es mein Herz sehnlichst wünschte, und ihre Verdienste um mich, und das Institut es erheischten. — Die übrigen alle haben mir tausendfältige Aergernisse oder wenigstens Sorge verursacht.

Der Rektor Weidman zeigte mir leider gleich in den ersten Stunden seiner Ankunft, daß ich mit ihm betrogen war. Schon seine ganze äusserliche Person verursachte, beim ersten Anblik, daß mir der Muth entfiel. Er war eine ungeheure lange Figur, und so dürre dabei an Körper und erdfahl von Gesicht, daß man ihn hätte mahlen müssen, wenn man die Gestalt des Hungers hätte aufstellen wollen. Sein Auge war trüb, seine Stirn niedrig, und sein Mund breit genug, ein Pfennigbrod ganz zu verschlingen. Doch das äusserliche schrekte so sehr mich nicht, weil ich Lavaters Glauben nicht habe. Aber da ich mit ihm von Pädagogik anfing zu sprechen, da überfiel mich Angst und Bangigkeit. Ich fand auch nicht einen verdauten Gedanken in ihm. Bald kam ich auf Römer und Griechen und er verstand sie nicht. Des andern Tages gab ich ihm

meinen Entwurf zur Lektionstabelle und bat ihn, zu meiner Erleichterung, den aufs reine zu bringen: und da er drei ganzer Tage darüber gebrütet hatte, erschien er endlich mit einer Tabelle, in welcher auch nicht ein einziges Fach richtig und mit den andern übereinstimmend war. Und nun sahe ich, daß der Mann kaum in den untersten Klassen zu gebrauchen war. — Ich will meine Gemälde vollenden. — Das Institut hatte noch gar nicht lange seinen Anfang genommen, so hörte ich schon überal von den verdorbensten Sitten dieses Mannes munkeln. Man hatte auf seiner Stube Brantwein bemerkt. Man hatte ihn zu verschiedenen Zeiten taumeln gesehen. Endlich hatte ihn gar ein erwachsener Schüler im Garten mit einer Dirne in der vertraulichsten Stellung erblikt. — Man denke sich meinen Kummer. Ich mußte selbst anfangen, ihn auszukundschaften, um nicht durch Verleumdungen hintergangen zu werden. Und leider fand ich alles noch schlimmer, als man mirs berichtet hatte. Der Mann hatte sich würklich an den Trunk gewöhnt, und das gute Leben bei mir, hatte seine Gesundheit und Kräfte in solchen Ueberfluß ver-

sezt, daß er fast täglich Bedürfnisse hatte, welche er an diesem Orte nicht ohne einen nachtheiligen Eklat befriedigen konte. Ich mußte nach verfluß eines halben Jahres, um das Institut nicht zu beschimpfen, eine Person abfinden, welche Ansprüche an ihn machen wolte und konte doch damit nicht verhüten, daß nicht meine Feinde die gehässigsten Ausstreuungen machten, und mich mit samt meinen Lehrern eines ärgerlichen Betragens beschuldigten.

Herr Junker war ein Herzensguter Mann, von unbestechlicher Rechtschaffenheit. Aber — er hatte studieret, wie jezt leider viele junge Leute studiren, welche sich einbilden, Genie's zu seyn, ihre Kollegia vernachlässigen, den ganzen Tag Romanen und Verschen lesen, bald auch selbst anfangen, schriftstellerische Kontrebande zu liefern und mit einem von allen eigentlichen Wissenschaften leergebliebenen Kopfe in die Welt treten. Er war ein schöner Geist d. h. er konte über einzelne Gegenstände allerlei zusammentragen, konnte das in einem geblümelten Style vortragen, und ein erträgliches Gedichtchen machen. Und das war

alles. Seine Deklamation war erbärmlich. Er hätte nur wenig Töne und war von Natur heisch. Und so bestand sein Deklamiren in einem verdrehten Auge, und einer affektirten Herauswörgung des Tons, und — war nicht zu geniessen. Er war fast in keiner Klasse mit Nutzen anzustellen. Im Umgange mit Kindern war er gut. Er wußte ihre Liebe zu gewinnen. Aber er that auch den Schaden, daß er Zöglinge, welche nur einige Weichheit des Herzens hatten, zur Empfindelei verführte, die ihm selbst eigen war.

Siegmund — hatte mich am meisten getäuscht. Er hatte eine blökende Diskantstimme, die das Ohr so empörte, daß jeder Fremde davon lief, so bald er ihn reden hörte. Seine Sitten waren völlig roh und er besaß dabei eine Zudringlichkeit und Unverschämtheit, die eben so sehr verscheuchte, wie seine Stimme. — Seine vorgeblichen 2000 Gulden Illata schränkten sich auf sein Ehebette, ein halb Duzzend Stühle und Tische, einige Schränke, und etliche Faß Brantwein ein. Die Lichter, die er goß, waren denen gleich, die wir längst schon gegossen hatten.

Seine grüne Wagenschmiere war gut: aber da wir sie nach Frankfurth brachten, fand sie keinen Debit, und man bot so wenig drauf, daß am Fasse ein Thaler verloren wurde. Das alles hätte noch hingehen mögen. Aber der Mann besaß einen Grad von Ignoranz, der ihn zu allen Arten der Lehrstunden untauglich machte. Ich mußte ihn in die Oekonomie stekken und, ob er da gleich erträglich that, was zu thun war, so ward mir doch dies auf einer andern Seite wieder verbittert, indem er sich und sein liebes Weib so wohl bedachte, daß ich hätte an seiner statt vier tüchtige Lehrer unterhalten können. Sein Karakter war Faulheit, Impertinenz und niedrige Habsucht. Uebrigens war er im ganzen Schlosse der rechtglaubigste Mensch, der an den symbolischen Büchern keine Sylbe bezweifelte, und sich für die Existenz des Teufels und die ewigen Höllenstrafen bis zum Schlagen herumzankte. Ich weis auch keinen Menschen, der so algemein widrig und unausstehlich gewesen wäre, als er.

Der reformirte französische Kandidat aus Genève trug nicht wenig bei, mein Institut in schlech-

ten Ruf zu bringen und meinen persönlichen Feinden Gelegenheit zu geben, die Sitten meiner Lehrer und Zöglinge auf meine Rechnung zu schreiben oder bei ihren Anekdoten meinen eignen Namen unterzulegen. Ich kan ihn nicht besser skiziren, als wenn ich sage, er war ein kompleter junger Franzos. Ein Mensch von drei und zwanzig Jahren, gut gewachsen, ein schönes Gesicht, mit einem blühenden Roth und schwarzen Bart, die Gesundheit selbst und nun — faselhaft, wizzig, drolligt, verliebt, dem Putze ergeben, unverschämt, sich über alles hinwegsezzend und — zu allen ernsten Arbeiten verdrossen. Früh war er nie mit den Zöglingen aus dem Bette zu bringen. Keine Lektion wartete er mit Pünktlichkeit ab. Beim Essen und Trinken war er der rascheste Bachart. Sitten und Wohlstand achtete er nicht, wenn seine Laune Ausnahme erheischte. Kein hübsches Frauenzimmer durfte sich vor ihm sehen lassen. So wie etwas von der Art im Schlosse sichtbar wurde, ließ er alles stehen und liegen, kleidete sich wie ein Adonis und drängte sich herzu, und das mit so sichtbaren und unverholnen Zeichen der verliebten Raserei, daß es den kleinsten Zöglingen auf-

fal-

fallend wurde. Des Abends konte man ihn gewöhnlich in den Armen einer feisten Bauerndirne finden, und er war nie gewohnt, den Ort des Rendern mit Delikatesse zu wählen und den Zöglingen auszuweichen. Sein Vergnügen war, sich auszuzeichnen und so genante Genieſtreiche zu ſpielen. So ließ er ſich z. B. einſtmalen von weiß und blau geſtreiftem Zwillig einen Matroſenhabit machen und fuhr in dieſer Hanswurſtkleidung auf einem Kahne in dem Schloßgraben herum, und gab ſich den Zöglingen und dem Publikum zur Schau. Auch für ihn hab ich eine Abfindung übernehmen müſſen, die mich etliche funfzig Gulden gekoſtet hat. Ich that alles, um die Ehre des Inſtituts zu ſchonen und böſe Gerüchte zu unterdrükken. Aber ich mußte dieſen Menſchen endlich doch fortſchaffen und mir aus ſeiner Gegend dadurch manchen Zögling verſchlagen, weil alle meine Verſuche, den Mann durch freundſchaftliche Vorſtellungen zu beſſern oder wenigſtens bei ſeinen Thorheiten vorſichtiger und verborgner zu machen, fruchtlos blieben.

Dreizehntes Kapitel.

Fortsezzung der Galerie.

Thonson (sonst Ibbeken genant) that mir nie durch seine Sitten, destomehr aber durch seine Intrigen Schaden. Er war ein Mann, der sich äuserlich vortreflich zu benehmen wußte. Seine Kentnisse waren in allem Betracht seicht: aber er wuste sich ein Air zu geben, als ob er der erste Mann in seiner Art sey. Hingegen sein Kopf wimmelte von groſsen Projekten, und er war dabei niederträchtig genug, Pflicht und Freundschaft aufzuopfern, sobald er Hofnung sahe, eines derselben durchsezzen zu können. Unaufhörlich strebte er darnach, in meinem Institute die dirigirende Person zu werden: wenn ihm das nicht gelingen wolte, das Institut zu stürzen, und aus dessen Trümmern eines neues zu errichten, welches er allein kommandiren könnte. Ich würde viele Bogen füllen, wenn ich die vielfältigen Kabalen erzählen wolte, welche der Mensch gespielt hat, um zu diesem Ziele zu gelangen. Aeuserlich schmeichelte er mir beständig, aber in keiner andern Ab-

ſicht, als mein Vertrauen zu gewinnen und mich dahinzubringen, daß ich ihm eine Art von Mitdirektion übergeben möchte. Da Schmeicheleien nicht helfen wolten, verſuchte er es durch Verſprechungen ungeheurer Vortheile, welche er mit romanhaften Erzählungen von ſeinen geheimen Verbindungen und Verhältniſſen in Deutſchland und England zu unterſtüzzen wuſte. Als er ſahe, daß ich zu vorſichtig war, und mich nicht eher auf eine angetragene Aſſociation mit ihm einlaſſen wolte, bis ein Theil der Summe, die er mir vorgeſpiegelt hatte, herbeigeſchaft, oder durch unverdächtige Zeugen unter ſeinen geheimen Freunden in England beglaubiget ſey, ſchlug er den Weg der Verhezzung ein. Mit der Mine des Bekümmerten kam er von Zeit zu Zeit und theilte mir die traurigſten Entdekkungen mit, die er an meinen übrigen Lehrern gemacht haben wolte. Einige hatten Schein. Ich ward mistrauiſch. Und er, hofte auf dieſe Art mich und alle Lehrer nach und nach an einander zu hezzen, und mich mit Argwohn und ſie mit Verdruß über mein verlornes Zutrauen zu erfüllen. Endlich da auch dies nicht durchgreifend wirken wolte, ohngeachtet tauſend kleine

Verdrüßlichkeiten vorfielen und wirklich eine allgemeine Gährung der Gemüther entstand, bei welcher keiner mehr dem andern traute und auch zu mir den alten Muth nicht mehr hatte, suchte er sich einige heraus, die er zu einem förmlichen Komplot brauchbar hielt. Siegmund war darunter, so viel erinnere ich mich genau. Mit diesen kam er des Nachts zusammen, spiegelte ihnen die große Summen vor, die er heimlich besizzen wolte, versprach ihnen goldne Berge, und that den Vorschlag, daß sie gemeinschaftlich noch einige der besten Lehrer an sich ziehen und dann plötzlich alle auf einmal mir ihre Dienste aufsagen und auch in einer Stunde abreisen wolten. Wenn dann mit einemmal mein Institut ohne Lehrer wäre; so wolte er in seinem Namen eine Nachricht ins Publikum ergehen lassen, mich als einen unmoralischen Mann schildern, dazu er bereits durch verschiedene Ausstreuungen den Grund gelegt hatte, und das Publikum einladen, ihm die Kinder anzuvertrauen, welche in allem Betracht bei mir hätten verderben müssen. Vorher aber wollte er sich eines Plazzes versichern, wo er sogleich die Zöglinge aufnehmen könte, welche zu ihm übergehen würden. Dabei wurde denn

auch beschlossen, daß man die Zöglinge, durch vertraute Gespräche, bei einsamen Promenaden, gegen mich einnehmen, gewisse schlechte Streiche der Lehrer (um mich verächtlich zu machen) mir schuld geben, ihnen meine strenge und eigensinnige Behandlung zuwider machen und durch Schilderungen eines weit angenehmern Zustandes, der sich vielleicht bald ihnen darbieten würde, sie geneigt machen wollte, auf den ersten Wink an ihre Eltern zu schreiben und sich ihre Versezzung in das neue Thomsonsche Philanthropin zu erbitten. — Zu meinem Glück entdeckte mein Reinhold diese nächtlichen Zusammenkünfte und benachrichtigte mich davon. Wir fanden beide für rathsam, die Sache mit Vorsicht zu behandeln. Reinhold mußte den Thomson aufsuchen und einige Klagen gegen mich bei ihm anbringen. Dieser ward gleich vertraut und sagte ihm, daß er ein Thor sey, wenn er sich von einem Mann, wie ich, der so wenig Ursache hätte, auf etwas stolz zu seyn, so despotisch behandeln liesse. Kurz, Reinhold beschleicht sein Herz und gewinnt sein Vertrauen dergestalt, daß er ihn selbst zu den nächtlichen Zusammenkünften einladet. So bekam ich alle Protokolle, welche die Komplotir-

ten dabei zu führen pflegten, und welche die Punkte enthielten, worüber sie sich nach und nach vereinbaret hatten, durch Herrn Reinhold in meine Gewalt; und konte meine Masregeln nehmen, die Konjuration in der Stille, (denn so wohl um des Publikums als um des gefährlichen Thomsons willen durfte ich nicht öffentlich und mit Sturm agiren) zu zerstören und das ganze Projekt zu vereiteln. Die meisten komplotirten kamen auch, so bald sie merkten, daß sie bei mir verrathen waren, als busfertige Sünder uud baten um Gnade: und Thomson selbst wußte so fein sich zu benehmen, daß ich seine Reue für Ernst hielt und seine Verstossung wenigstens aufschob.

Noch hatte ich einen Arzt im Philanthropin, einen gewissen D. Fries von Strasburg, welcher mir manche schlaflose Nacht erzeugte. Er hatte sich gegen Johannis mir angetragen und war, durch seine Verwandte in Grünstadt, mir ausserordentlich empfohlen worden. Und ich muß gestehen, daß er meine Erwartungen als Lehrer und Arzt des Instituts nicht blos erfüllt, sondern noch übertroffen hat. Er war ein überaus geschikter

Mann. Ich bin gewiß, daß er in der größten Stadt brillirt haben würde. An vielen meiner Zöglinge und selbst an einem meiner Kinder habe ich Gelegenheit gehabt, seine gründliche Beurtheilung der Krankheit, seine geschikte Wahl der Heilmittel, seine erstaunende Aufmerksamkeit auf die kleinsten Veränderungen des Patienten, und dabei seine unermüdete Sorgfalt und Treue zu bewundern. Er würde auch bald in der ganzen Gegend bekant, und würde durch seinen guten Ruf von entfernten Patienten aufgefodert worden seyn, wenn nicht ein an sich unbedeutender Umstand seiner Reputation auf einer andern Seite Schaden gethan hätte. Er mochte in Strasburg mit einem Mädchen in Verbindung gerathen seyn, welche ihn, wie sie vorgab, bei seinem Studiren unterstüzt hatte (denn er war sehr arm) und von ihm schwanger geworden war. Diese Person, in deren Betragen ich in der That keine schlechte Dirne bemerkbar fand, kam ihm bald nach, und verlangte die Erfüllung seines Versprechens, sie zu heirathen. Der Mann betrug sich mit möglichster Vorsicht. Er sahe die Unmöglichkeit, sie ins Philanthropin zu nehmen und von seinem Gehalt mit

ihr zu leben. Er beredete sie zum Abzug. Aber sie kam wieder und brachte das Kind mit. Man sahe sie täglich ums Schloß herum gehn und ihren Geliebten aufpassen. Endlich miethete sie sich gar auf einem benachbarten Dörfe ein. Und nun verbreiteten sich gleich, durch Zuthun meiner betriebsamen Feinde, die schändlichsten Anekdoten, deren immer eine die andere an Abentheuerlichkeit übertraf. Kurz die Ehre des armen Doktors ward mit der meinen zugleich auch dadurch angegriffen und vielfältig gebrandmarkt.

Vierzehntes Kapitel.

Fortsezzung.

Der Theure Sigismundus hatte mir statt der 2000 Gulden Illata einen Hausmeister zugeschanzt, der ebenfals jenem elenden Gesindel Stof gab, welches sich damit beschäftigte, von mir und dem Institute Teufeleien zu verbreiten, und alle Eltern abzuschrekken, welche ihre Kinder uns an-

vertrauen wolten. Es war ein Mensch, der an Geschiklichkeit seines gleichen suchte, aber auch, wie ich glaube ein ausgelernter Galgenvogel. Ich hörte auch sehr bald allerlei Gemunkel, daß er in einem benachbarten Lande Streiche verübt hatte, und vieleicht nur durch die Flucht, dem obrigkeitlichen Würgengel entgangen war. Indessen leistete er mir sehr gute Dienste. Er war der arbeitsamste und unverdrossenste Mensch, den ich in meinem Leben gesehen habe. Er schlief nur wenige Stunden. Früh war er der erste auf, und Abends der lezte im Bette. Alles, was ich verlangte, konte er. Er war der perfekteste Koch. Er verstund Weinbehandlung, Viehzucht, und allel, was in eine Wirthschaft gehört. Er war ein volkommer Drechsler, Tischer, Hafner ꝛc. Er verfertigte die künstlichsten Werkzeuge. Kurz, er war ein Originalkopf und sonach einer von denjenigen Menschen, welche bei einer bessern Erziehung und Anführung wirklich grosse Menschen geworden wären, so wie er jezt, bei seiner schlechten Erziehung, auf dem Wege zum Galgen sich befand. Dieser Mensch diente mir als Koch und Hausmeister zugleich und verrichtete sein Amt zu mei-

ner volkommensten Zufriedenheit. Er arbeitete leicht und mit Geschik. Und er leistete, was kaum drei Mann gewöhnlich zu leisten pflegen. Und bei aller seiner unermüdeten Thätigkeit war er äuserst genügsam. Er begnügte sich, ein Stük trokken Brod aus der Tasche zu essen, wenn meine Geschäfte es erforderten, daß er die Mahlzeit aussezte. Sein einziger Fehler war, daß er gerne schnapste. Er übernahm sich zwar nicht leicht so, daß mans ihm ansah, oder daß seine Geschäfte litten. Aber einigemal fanden wir ihn doch in der Pfüzze. — Dieser Mensch kam einst und eröfnete mir, daß er ein Geheimniß besizze, ein silberfarbigtes Metall hervorzubringen und zu verarbeiten, welches sich zu den feinsten Gefässen benüzzen liesse, und er that mir den Vorschlag, vorerst, für meine Wirthschaft, Messer, Löffel, Leuchter u. dgl. zu verfertigen, und alsdann, wenn mir die Probe gefiele und von Andern für Silberarbeit angesehen würde, die Sache ins Grosse zu treiben und mit diesem weißen Metall einen Handel anzufangen. Ich warf diesen Vorschlag nicht weg, weil ich aus andern Proben ihn schon als einen raffinanten Kopf kante. Es wurde also das Be-

nöthigte angeschaft, um eine Probe zu machen. Aber die Versuche misriethen. Ich sahe wohl, daß der Mensch vom Zusehen, allerlei Kentnisse von Verbindung und Trennung der Metalle erhascht hatte: aber daß er die Sache doch nicht gründlich verstund. Wir arbeiteten in der Stille, ohngefähr drei Wochen, und da bei weiderholten und veränderten Versuchen das nicht zum Vorschein kam, was er versprochen hatte; so schlug ich die schmelztigel entzwei und gab die Arbeit auf. — War es nun, daß er selbst im Trunk sich verrathen hatte, oder daß durch Spionerien des Thomson oder eines andern Menschen etwas entdekt worden war, kurz, es fingen an Mährchen herumzuschleichen, daß ich Alchymie triebe und mit Goldmacherei mich abgäbe, um meine verfallne Aktien auf diesem Wege wieder herzustellen.

Noch machte mir auch mein Giro manche Noth durch seine Kränklichkeit. Dies war einer der rechtschaffensten Männer, mit dem ich je in Verbindung gestanden habe. Er war ein geübter Kaufmann und führte meine weitläuftigen ökonomischen und merkantilischen Rechnungen so vol-

kommen, als sie gewiß in keinem ähnlichen Institute noch geführt worden sind. Aber er kam leider schon mit der vollen Schwindsucht nach Heidesheim. Es vergieng keine Woche, daß er nicht einen Tag oder mehrere bettlägerig war: dadurch wurden alle Augenblik Lehrstunden versäumt, die er in der doppelten Buchhandlung zu geben hatte. Dadurch wurde oft die richtige Fortsezzung der Rechnungen unterbrochen, bis ich selbst von ihm die doppelte Buchhaltung begrif, und im Nothfall seine Stelle vertreten konte. Dadurch endlich wurde mancher Verdruß für mich erzeugt, wenn ich alle Augenblik die ungezognen Zöglinge in Ordnung bringen mußte, die in seinen Lehrstunden unfolgsam waren, um ihn nicht durch Aergerniß wieder bettlägerig werden zu lassen. Denn er war äusserst empfindlich und eigensinnig dabei, und es gab beständig Fälle, wo seine Schüler ihn reizten, weil er theils immer von verstimter Laune war, theils wegen Engbrüstigkeit nicht laut und vernehmlich mit ihnen sprechen konte.

Funfzehntes Kapitel.

Uebermenschliche Lasten, und Leiden.

Ich habe in den vorigen Abschnitten meinen Lesern Gemälde meiner Lehrer aufgestellt: aber in der That zugleich die Geschichte meiner Trübsale in ihr stärstes Licht gesezt. Und doch — ist ihnen noch nicht der zehnte Theil von den Lasten und Leiden bekant, welche das liebe Philanthropin mir auferlegt hat. Gewiß, sie überstiegen beinahe alle menschlichen Kräfte.

Der Buchhändler hielt so viel Wort, wie Siegmund. Der Lastwagen voll Bücher war das erste und lezte, womit er einigen Ernst bezeigt hatte, seine Versprechungen zu erfüllen. Er that anfangs zwar sehr eifrig. Er kam alle Wochen auf etliche Tage nach Heidesheim und besorgte die Handlung. Er betrieb das Wesen mit solcher Hizze, daß ich mich von ihm bereden ließ, noch immer auf seine verheißnen Gelder rechnend, eine eigne Drukkerei anzulegen. Ich widmete ihr eines

der Häuser, welche vor dem Schlosse lagen, und mir vom Fürsten zur Miethe überlassen waren. Ich wendete ein paar hundert Gulden auf die nöthigen Reparaturen. Ich schloß mit dem Buchdrukker Gegel in Frankenthal, der sich selbst dazu anschmeichelte (denn der Mensch konte kriechen und grob seyn, wie ers nöthig fand) einen Akkord, in welchem er sich anheischig machte, zwei Pressen nach Heidesheim zu schaffen, sie mit den nöthigen Arbeitsleuten zu versehen, die erforderlichen Schriften, Papiere, Farbe u. s. w. herbei zu schaffen ꝛc. Dagegen machte ich mich verbindlich, diese beiden Pressen stäts mit Arbeit zu versorgen (denn wir hatten ausser meinen eignen Schriften, Schulbüchern, Ausgaben lateinischer und griechischer Autoren, Auszüge aus nüzlichen Schriften u. d. im Sinne) und diese Arbeiten nach einem festgesezten Preise halbjährig zu bezahlen. Diese Sache kam in so weit zu Stande, daß Gegel die Pressen und Arbeiter transportirte. Ich fing gleich die pädagogische Zeitung an. Ich besorgte eine neue Ausgabe meines marschlinzer Erziehungsplans, welchem ich meine in Heidesheim gehaltene Einweihungsrede uud den Plan

meines neuen Instituts beifügte. Ich fing an, Lehrbücher für die verschiedenen Klassen zu schreiben. Ich kaufte die besten Ausgaben der Klassiker, um einen wohlfeilen Abdruk zu veranstalten. Und da alles in der feurigsten Thätigkeit war, fing mein Buchhändler an, ausser zu bleiben. Anfangs kam er noch auf einzelne Stunden, that geschäftig, vertröstete auf Geld und endlich — blieb er ganz weg und ließ mich im Stiche.

Man denke sich die unbeschreibliche Last, die mir jezt auf dem Halse lag. Ich mußte das Waarenlager in Obacht nehmen, aus welchem fast täglich, bei der Menge der Fremden, die uns besuchten, etwas verkauft wurde. Ich muste in der Drukkerei den Faktor machen, und den Sezzern und Drukkern ihre Arbeit zutheilen und Aufsicht halten: weil Gegel nur einen Tag wöchentlich herunter kommen konte. Ich mußte unablässig selbst arbeiten, und Manuscript schaffen, um die Sezzer und Drucker nie müssig zu lassen. Ich mußte alle Korrekturen besorgen, da unter meinen Lehrern kein einziger sich fand, der die Zeichen verstand und Akkuratesse genug hatte, alle

Fehler zu bemerken und eine gleichförmige Rechtschreibung zu behaupten. Ich mußte die Zeitung wöchentlich schreiben, da auch für sie kein einziger Lehrer mir Hülfe leisten konte, ausser Herrn Junker, der zuweilen etwas lieferte, das gewöhnlich seicht und ungenießbar war. Bei Gott, es war oft zum Verwirrt werden, wenn bald der, bald jener Sezzer Arbeit foderte, bald das Manuscript zur Zeitung noch nicht ausreichte, bald in der Drukkerei Zank und Uneinigkeit zu schlichten war, bald Käufer mich foderten, die ein Buch aus dem Laden haben wolten, bald Gegel um Vorschuß mich plagte ꝛc. Und diese Bestürmungen meines armen Kopfes nahmen täglich um destomehr überhand, jemehr die Arbeit von Gegeln gefördert wurde, und die Vorräthe zum Druk abnahmen. Zulezt mußte ich alles zusammenwerfen, und Gegeln mit all seinem Volke verabschieden, wobei der ehrenfeste Mann eine Rechnung von 2000 Gulden gefälligst überreichte, welche ich ihm in einer Zeit von fünf Monaten schuldig geworden seyn solte. Indessen verstand ich mich sehr gut darauf, ihm seine Sachen zu taxiren und die erschlichnen Rubriken zu entdek-

dekken. Er nahm zulezt mit einer ganz kleinen Summe vorlieb und trollte sich.

Während dieser Drukkerei Epoche fügte sichs, daß ich sogar von Berlin aus bombardirt und in meinem Schlosse geängstet wurde. Ich hatte, von unzählichen Menschen aufgefodert, es unternommen, aus Nikolai's algemeinen deutschen Bibliothek einen Auszug der theologischen Artikel derselben zu veranstalten, womit ich denen zu stätten kommen wolte, welche sich nicht im Stande befanden, diese ganze Bibliothek sich anzuschaffen. Herr Nikolai konte dabei gar nichts verlieren. Und Auszüge aus Büchern zu machen und sie dem Druk zu übergeben, schien mir eine so gewöhnliche als rechtmässige Sache zu seyn, daß ich mirs gar nicht träumen ließ, mit jemand darüber in Krieg verwikkelt zu werden. Ueberdem dünkte es mir ein äuserst wichtiges und nuzbares Unternehmen zu seyn. Denn es ist unleugbar, daß die algemeine Bibiothek eine Hauptquelle der Aufklärung in Deutschland gewesen ist, und das meiste dazu beigetragen hat, eine liberale Denkungsart unter der Nation zu verbreiten.

Ich hofte also ein recht gutes Werk zu thun, wenn ich ein Bächlein dieser Quelle abstach und es auf alle diejenigen leitete, welche unvermögend waren, die ganze Quelle zu benuzzen. Aber Herr Nikolai dachte: mit nichten! wer die ganze Bibliothek nicht kaufen kan, sol gar nichts davon schmausen. Er donnerte straks in einem gedrukten Fehdebriefe mich an, verschrie mich als einen scheuslichen Nachdrukker, nannte mich einen Kolporteur oder Bücherhöker, drohte mit gerichtlicher Klage, schrie das Publikum an, einen Räuber seines Eigenthums nicht zu begünstigen und begann einen Lärm, als ob die Sündfluth kommen und mich mit samt dem Philanthropin ersäufen müste.

Herr Rühl ließ das Toben des Berliner litterarischen Jupiters nicht unbenuzt. Er überredete den Fürsten, daß meine Ehre geschändet sey. Und es erfolgte durch seine Veranstaltung ein Reſcript, in welchem mir der fernere Druk der Auszüge aus der Bibliothek untersagt wurde. Ich hatte bei der Sache erstaunenden Verdruß, sezte aber doch die Arbeit im Stillen fort, um das halbe Duzzend Stükke vollzumachen und trat dann — von dieser

Zankbühne ab. — Ich habe indessen doch bei der Gelegenheit ein paar hundert rechtgläubige Pfarherren und Kirchendiener im Reiche, durch diese Auszüge, in Odem gesezt und einige Schuppen ihrer Orthodoxie ihnen von den Augen gerissen, daß sie den Weg des eignen Nachdenkens über Religion einschlagen lernten. — Das freut mich!

Sechszehntes Kapitel.

Fortsezzung.

Zu diesen Lasten und Bekümmernissen gesellte sich sehr bald der leidige Geldmangel. Ich hatte das Institut gleich anfangs auf einen alzuguten Fuß gesezt. Ich hatte zu viele Lehrer angestellt und sie zu reichlich besoldet, in der guten Absicht freilich, dem Publikum Volkommenheit zu zeigen und den Lehrern selbst Bequemlichkeit und Aufmunterung zu verschaffen, daß sie desto redlicher ihre Pflichten erfüllen solten. Hiezu kam das verunglükte Pro-

jekt der Drukkerei und Buchhandlung, dazu mich der Heidelberger Windbeutel verführt hatte, und welches mich in schwere Kosten versezte, ohne einen proportionirten Gewinn abzuwerfen. Endlich — und was die Hauptsache war — hatten sich anfangs fast lauter Zöglinge aus der Pfalz eingefunden, deren Eltern sich meistentheils in sehr mässigen Glükumständen befanden. Da geschahe es denn, daß die meisten Väter mir ihre Söhne unter der Bedingung anboten, daß ich für einen geringern Preis sie annehmen solte. Der eine bot statt funfzig 30, der andere 25, bis 18 Louisdor. Und meine Freunde riethen, was auch wirklich rathsam schien, anfangs nicht alzuspröde zu seyn, sondern die Kinder anzunehmen, um nur erst das Philanthropin zu stiften und — darauf zu rechnen, daß man künftig, wenn erst die Sache in Ruf und Flor gebracht seyn würde, auf den gesezten Preis fest halten und sich alsdann seines Schadens erholen könte. Ich hatte daher unter vierzig bis funfzig Zöglingen, welche in der Mitte des Sommers beisammen waren, kaum sechse, welche die volle Zahlung leisteten. Jeder Vater, dem ich auf sein dringendes Ansuchen einen Theil der

gesezten Pension erließ, versprach mir heilig, dies zu verschweigen, und niemanden durch diese Wilfährigkeit zu gleichen Zumuthungen zu verleiten, gegentheils aber dahin bedacht zu seyn, durch Anwerbung volzahlender Pensionisten mir meinen Verlust zu vergüten. Aber kein einziger beinahe hielt Wort. Die Sache ward ruchtbar. Jeder glaubte nun, daß ich unter funfzig Louisdor's bestehen könne: daß es nur an meinem guten Willen liege, leidlichere Bedingungen zu machen: daß ich bei weniger Pension doch noch ein reicher Mann werden könte u. s. w. Und so kam es, daß ich viele Kostgänger und wenig Einnahme hatte. Man forderte überal Erlaß der Pension, aber man gab mir nicht den geringsten Erlaß von meinen Versprechungen. Ich mußte Kost, Unterricht, Kleidung, Verpflegung, in der Volkommenheit liefern, wie ichs einmal zugesagt und bereits geleistet hatte. Ja diejenigen, die die schlechtesten Pensionen zahlten, waren gewöhnlich die intolerantesten. Sie hatten, wenn sie uns besuchten, tausend Dinge zu tadeln. Jedes Flekchen an der Kleidung warfen Sie mir als Bruch meiner Zusage vor, die Kinder stäts proper zu halten. Kurz, man

hofmeisterte mich gerade desto ärger, je wohlfeiler man es bei mir haben konte. —

Diese Umstände waren die Quellen vieler Verlegenheiten, in welche ich in kurzer Zeit gerieth, und welche mich oft bis an die Gränzen der gänzlichen Muthlosigkeit trieben. Ich kam zwar nie so weit, daß es an Nothwendigkeiten im Schlosse fehlte oder daß ich den Lehrern ihre Besoldung vorenthalten mußte, aber es ging doch immer mit der Kasse so ängstlich her, daß schlaflose Nächte mich verzehrten und ewige Sorgen meine Heiterkeit minderten.

Zu dieser Noth kamen die häufigen Verwirrungen, welche die Lehrer durch ihre Mishelligkeiten mir verursachten. Nie waren alle Lehrer, wie es in Philanthropinen seyn sol, ein Herz und eine Seele. Bald dünkte sich der eine mehr Arbeit zu haben, als der andere. Bald klagte einer, daß er schlechter wohne, als sein Kollege. Bald stritten sie unter einander um die Rangordnung. Bald wolte einer bequemere Stunden zu seinen Lektionen haben, und beschwerte sich, daß

ein anderer sie nach seinem Sinne sich gewählt hätte. Bald ward ein Mädchen oder eine hübsche Frau Ursache der Eifersucht. Bald wurden bei Tische die bessern Schüsseln dem einen hingesezt, welchen der andere beneidete. Bald ging einer dem andern zu galant und einem dritten zu salop ꝛc. Bald hingen die Schüler dem einen zu sehr an, und schienen den andern minder zu lieben oder zu achten. Bald distinguirte ich einige zu sehr, und ward von den andern beschuldigt, daß ich sie vernachlässigte: so viel ich auch mir Mühe gab, die möglichste Gleichheit zu beobachten und allen Schein des Unterschieds, in Absicht auf mein Zutrauen und meine Neigung, zu verhüten. Daher war ewiger Neid, ewige Klatscherei, ewige Verhezzung, ewige Stichelei: daher entstund oft — der lauteste Zank, wo ich dazwischen treten und meine kostbarsten Stunden hingeben muste, um die Partheien zu verhören und mit einander auszugleichen. Und zuweilen mußte ich dabei von groben, oder hämischen, oder einfältigen Menschen heftige Ausfälle, oder bittere Sotisen, oder lästige Albernheiten einschlukken und durch heimlichen Aerger mich vergiften lassen.

Hatte ich zuweilen von den Kabalen und Streitigkeiten der Lehrer Ruhe; so quälten mich die dummen Streiche der Zöglinge. Denn ich hatte mit unter Leute von achtzehen, zwanzig und so gar einen von acht und zwanzig Jahren, welche die Welt schon zum Theil kanten und so voller Intrigen waren, daß mehr als Argusaugen dazu gehörten, sie zu übersehen. Ein gewisser Herr v. Fr * * * der natürliche Sohn des Fürsten * * * machte mir das meiste zu schaffen. Seine Projekte, Geld zu erlangen, was ihm immerdar mangelte, und sich der Aufsicht zu entziehen, um dem Trunke und den Mädchen nachzugehen, waren wirklich zahllos. Hundertmal täuschte er mich, und machte mir nicht nur Aergerniß, sondern gab auch Gelegenheit, daß meine Feinde das Institut verschreien und die scheuslichsten Anekdoten auf meine Kosten debitiren konten.

War ich einmal mit einem muthwilligen, oder schweinischen, oder diebischen oder wollüstigen Buben in Ordnung, so mußte ich noch einen Nachkampf mit den Eltern beginnen, welche mir über meine Disciplin, die ich warlich al-

lemal nach gepflogener sorgfältiger Ueberlegung mit meinen besten Lehrern einrichtete, oft die bittersten Vorwürfe machten, und das Söhnchen gegen seinen Mentor in Schutz nahmen. Ich bin einmal einige Tage bettlägerich geworden, vor Aergerniß über einen solchen Brief. Ich hatte einen jungen Menschen, von guter Familie, welcher sich schon einiger Diebereien verdächtig gemacht hatte, endlich einmal vollkommen ertappt und überführt. Und ich fand nöthig, weil es der erste Diebstahl war, welcher publik wurde, denselben auch mit einer gewissen Publicität zu bestrafen. Die Strafe war mehr beschämend, als grausam. Er bekam, bei öffentlicher Versamlung, zwei Schläge, und ich hielt eine Anrede an die Zöglinge, in welcher ich das Häßliche, Entehrende und Folgenreiche des Diebstahls anschauend machte, in der Hofnung, recht heilsame Eindrükke hervorzubringen. Nachdem die Strafe volzogen war, und ich meine Zöglinge alle durch meine väterliche Ermahnungen gerührt sahe, versöhnte ich den Bestraften wieder feierlich mit mir und seinen Mitschülern, und nahm ihm so alle Entehrung wieder ab: so daß er keine erniedrigende Folge

weiter zu tragen hatte. Dieses so überlegten Verfahrens ohngeachtet, erhielt ich von den Eltern einen Brief vol der bitterstén Vorwürfe, mit der Erklärung, daß sie den Sohn mit dem Ende des halben Jahres abholen würden. Dergleichen Fälle begegneten mir beständig. Begingen die Kinder böse Streiche; so klagten die Eltern über schlechte Zucht. Strafte ich sie; so schrien sie über harte Behandlung. Und ich blieb überal der geplagte Mann, der bei den sauersten Arbeiten und eifrigsten Bestreben, alle Menschen mit sich zufrieden zu machen, nur wenige ganz aufgeklärte und billige Beurtheiler auf seiner Seite behalten konte.

Siebzehntes Kapitel.

Plagen von allen Seiten.

Fortsezzung des Vorigen.

Gern dulde ich Strapazen und Sorgen und selbst Verfolgungen, wenn sie blos meine Person betreffen, und meine individuelle Lage verschlechtern, und ich habe nie gefunden, daß sie meine Heiterkeit sonderlich gestört oder meine Kräfte und Gesundheit angegriffen haben: aber Verminderung und Zerstöhrung meiner Nuzbarkeit, durch boshaften Tadel meiner Handlungsweise und aus der Luft gegrifne Lästerungen meines besten Eifers fürs Gute, kan mich zuweilen ganz niederbeugen und an meinem Leben nagen.

In der That gab es in der Pfalz eine Race von Menschen, welche diese Kunst zu peinigen recht eigentlich studieret zu haben schienen. Sie bestrebten sich recht absichtlich, jeden nuzbaren Mann zu verunglimpfen. Sie stellten die allermühsamsten Spionerien an, um nur alle Augen-

blik eine Kleinigkeit von ihm aufzutreiben und die einzelne Baquatelle auf die ganze Art von Dingen anzuwenden und die Laufbahn seiner Verdienste auf jedem Schritte zu beflekken. Kurz, sie thaten alles, um wo möglich entweder ihn selbst zu ermüden oder sein Publikum von ihm abwendig zu machen und ihn aller Unterstüzzung zu berauben.

Ich bin von diesen giftigen Insekten ganz vorzüglich heimgesucht und gequält worden. Es verging keine Woche, wo nicht die schändlichsten Anekdoten im Umlauf waren, — keine Woche, wo nicht Fremde im Schlosse sich herumschlichen oder auch öffentlich einfuhren und mir die gröbsten Komplimente machten, welche blos in der Absicht kamen, zu spioniren und einzelne Tadel (von dem ja kein Sterblicher unter Gottes Sonne frei ist) zu ganzen Gattungen von Schändlichkeiten umzuschaffen.

Meine beständige Sorge war der möglichste Grad von Reinlichkeit, und jeder unpartheiische wird mir das Zeugniß geben müssen, daß ich

für diesen Zwek alles mögliche geleistet habe. Aber nun durfte ein einzigesmal eine nicht blank gescheuerte Schüssel ins Auge fallen, welche der Hausmeister in der Geschwindigkeit ergriffen hatte, oder der spionirende Fremde durfte etwa früh um acht Uhr, neun Uhr die Schlafzimmer durchwandern und da noch nicht gekehrt und gesäubert finden (denn vor zehn Uhr konten die dazu bestelten Leute in dem weitläuftigen Schlosse nie herumkommen) so wurde die Einzelheit für die Gattung genommen, und man erzählte nun überal, nicht: „Ich habe eine unreine Schüssel gese„hen — nicht:" ich habe früh um acht Uhr einzelne Zimmer noch nicht gesäubert gefunden — sondern: Das Philanthropin ist ein Schweinestall: keine Zimmer werden gefegt: keine Schüsseln werden gereiniget: die Kinder müssen im Schmuz umkommen." Das war die pfälzer Methode zu verleumden.

Ich hielt eine besondere Frau und ein eignes Zimmer, wo alle Zöglinge wöchentlich zweimal von ihr durchgekämt werden mußten. Wie viele Eltern gebrauchen so viel Sorgfalt? Und war es

bei dem allen wohl zu verhüten, daß nicht demohngeachtet einmal ein lästiger Haarbewohner zurückblieb oder wieder aufgerast wurde, zumal unter einer solchen Menge von Kindern, darunter es natürlich immer einige vorzüglich nachläßige und unreinliche Knaben giebt? Und wenn denn ein Schnifler im Schlosse ein solches Thierchen erblikte, das unglücklicherweise gerade auf der Stirn eines Zöglings promenirte; so erscholl schon den folgenden Tag das Gerücht, die Kinder werden in Heidesheim von den Läusen gefressen, und ich — erhielt ein Duzzend Briefe von den erschroknen Eltern, die mich zu besserer Aufsicht ermahnten. — Möchte ich nur alle die Briefe abdrükken lassen können, die solche Schuriegeleien enthielten: man würde sich vor der Ehre eines solchen Fürsorgeramts kreuzzen und segnen.

Mein Tisch war täglich so beschaffen, daß sehr viele einsichtsvolle Beurtheiler ihn zu gut fanden. Aber ein gewisser Herr von * * * bekam einmal ein Haar zu sehn, das im Zugemüse sich verstekt hatte, und er verschrie in seiner ganzen

Gegend die philanthropinische Kost, daß sie schlecht und unreinlich sey.

Meine Zöglinge waren regelmässig keine Stunde ohne Aufsicht. Aber dennoch war es möglich, daß ein Knabe sich einmal wegschlich und ausser dem Schlosse sich sehen ließ. Sahe ihn ein solcher Spion, so erscholls überal: „Es ist keine „Aufsicht: die Kinder laufen herum, wie sie „wollen."

Ein junger Edelmann hatte sich mit einem andern Knaben gekampelt, und rante mit unbändigem Geschrei nach meinem Zimmer, um mich um Rache anzuschreien. Er fiel meine Treppe herauf und schlug sich ein Loch. Ein Fremder war eben zum Besuche bei mir. Der Knabe war boshaft genug, seinen Gegner zu beschuldigen, daß er selbst ihm das Loch geschlagen habe. Der Fremde schlich sich fort und erzählte den folgenden Tag in Manheim, daß schwache Kinder ihres Lebens nicht sicher wären. NB. Der Fremde war ein Edelmann und — ein Narr auf seine feixe Quarrées.

Ich habe nie gelitten, daß die Lehrer im Schlosse besondere Gesellschaft haben durften, an welcher meine Zöglinge nicht Antheil nahmen, und am wenigsten habe ich es gestattet, daß Personen weiblichen Geschlechts, wenn sie auch von Stande und in allem Betracht unverdächtig waren, auf ein Wohnzimmer geführt werden durften. Aber das konte ich nicht hindern, daß zuweilen ein Lehrer mit Frauenzimmern, auch wohl mit schlechten Dirnen, ausser dem Schlosse gesehen wurde. Und es gab dennoch Leute, welche Heidesheim wie ein Bordel beschrieben.

Und diese Medisanse fand gewöhnlich eine neue Nahrung, wenn des Donnerstags, wo öffentlich angekündigte Assemblee war, bei welcher alle Fremde sich einfinden konten, sich Damen aus der Nachbarschaft zeigten, die der Ruf minder, als andere, respektabel gemacht hatte. Denn da konte ich es auf keine Weise verhindern, daß solche Damen sich so gut, wie die keuschesten Susannen, in den Saal mit hinsezten und, wenn getanzt wurde, mit tanzten. Und nun ward ohne Barmherzigkeit der Stab gebrochen und das Philanthropin

zum

zum Schandhause gemacht, wo die Zöglinge verführt und verdorben würden.

Aber dieses lezte Beispiel von unverschuldeten Verläumdungen führt mich auf eine andere Art von Leiden, welche sich mit jenen vereinigten und mich fast täglich folterten. Mein liebes Weib fieng jezt, wo täglich Fremde bei uns einsprachen und vornehmlich Donnerstags die männliche und weibliche Nachbarschaft sich einfand, mehr als gewöhnlich an, ihre Krankheit zu fühlen und um meine Liebe bekümmert zu werden. Denn da ich theils als Herr von Hause die Fremden empfangen, theils wegen der Aufsicht über meine Zöglinge beständig unter der Gesellschaft bleiben mußte; so war es natürlich, daß theils meine Lebhaftigkeit und Freundlichkeit, mit welcher ich in der Gesellschaft jeden zu unterhalten und das schöne Geschlecht insonderheit zu behandeln pflegte, theils die verschiedenen nachtheiligen Ideen, die sie sich von dem und jenem Frauenzimmer in specie gemacht hatte, sie in state Aufmerksamkeit sezte, und ihre Eifersucht rege machte. Und da sie nie bedachte, daß gerade in solchen öffentlichen Gesellschaften,

wenn auch wirklich die allerliederlichsten Personen da gewesen wären, gar nichts böses vorgehen kan, und daß sie ausser dem beständig um mich war, da sie gegenseitig nur immer an meiner Mine, an meinen Blikken, an meiner Galanterie hieng, welche ich wirklich jeder Dame ohne Unterschied (und absichtlich den alten wie den jungen) erzeigte — da ihre Phantasie, neben diesem meinem Feuer im geselschaftlichen Leben, sich immer gewisse Frauenzimmer aus der Geselschaft als die verschlagensten Buhlerinnen vorstelte, welche gerade deswegen gekommen wären, ihr das Herz ihres Mannes zu stehlen, oder doch einen Theil seiner Gunstbezeugungen zu genießen — so kan man leicht begreifen, wie unvermeidlich ihre Krankheit zunehmen und in die schädlichsten Ausbrüche übergehen mußte.

Wirklich that sie jezt, was sie in Giessen gethan hatte, weit häufiger, weil sie einen grössern Schein des Rechts auf ihrer Seite hatte. Denn sie sahe jezt wirklich zuweilen verliebte Thörinnen in Menge, welche meine Lehrer und manche auch der erwachsenen Zöglinge ins Feuer sezten. Sie er-

blikte gewisse Mädchen, die mit ihren Küssen ziemlich freigebig waren. Sie sahe fast täglich eines benachbarten alten Pastors erst erheirathetes, junges, schönes, wildes Weib, welches die ganze Gegend mit dem Rufe ihrer Wilfährigkeit erfüllte und doch als die Frau Pastorin tolerirt werden mußte. Kurz, sie lebte nun mitten unter Gegenständen, welche sie beunruhigen mußten, sobald sie einmal keinen festen glauben an ihren Gatten mehr hatte, und an dem Feuer seiner Liebe zweifelhaft worden war. Und so geschah es, daß sie so manchen lastvollen Tag mit einem traurigen Abende endigte, und statt der nöthigen Ruhe, mir und sich durch Vorwürfe Unruhe machte. So kam es, daß sie jeder Freundin, die in ihrer Einbildung eine Heloise war, ob sie gleich oft heimlich dasselbe that, was andere nicht genug verbargen, ihre Klagen ausschüttete und ihr dadurch Stof in Menge gab, daß sie an Koffetischen sich von mir unterhalten und durch die selbst gehörten Klagen meines Weibes die Aussagen meiner Feinde bestätigen konte. Daher entstand es, daß sich ihre Laune immer mehr verstimte, ihr Umgang immer ungenießbarer, ihre Nörgelei immer

grämlicher, und sie eben so für die Welt, wie die Welt für sie immer lästiger wurde. Daraus erfolgte es endlich, daß in eben dem Grade, in welchem sie mir bei aller wirklichen Güte ihres Herzens und Redlichkeit Ihrer Liebe — blos aus Intoleranz und Eifersucht — täglich mehr geheimen Kummer und mehr öffentlichen Leumund machte, auch nach und nach meine Liebe zu ihr abnahm und selbst mein äuserliches Betragen frostiger wurde — bis endlich das Uebel so überhand nahm, daß ich oft blos um meines Hauskreuzes willen, des Lebens satt und überdrüssig wurde: denn es war gerade für mein frölliches Temperament dies die größte unter allen Martern, die mich treffen konte, daß ich mit einer Gattin leben mußte, bei welcher ich einen unaufhörlichen Wechsel von lauten Klagen oder stillen Seufzern und nie, ganz — eigentlich nie einen Einklang für die Stimmung meiner fröhlichern Laune fand. — Ich erfuhr die Wahrheit des Satzes: daß oft die zärtlichste Liebe die Quelle des größten Elendes ist.

Und nun bitte ich meine Leser neben diesen vielfältigen Uebeln, welche meine Gemüthsruhe

bestürmten, noch folgende Lasten und Strapazen zu erwägen, welche meine Kraft zur Thätigkeit und Duldsamkeit aufzehren halfen.

Achtzehntes Kapitel.

Beschluß.

Man berechne einmal die tausend Artikel, welche in eine solche Haushaltung gehören, in welcher alle Tage zwischen sechzig und achtzig Menschen gespeiset, getränkt, und mit Kleidung, Wäsche, Reinlichkeit und Aufwartung versorgt werden müssen, und denke sich, daß ich alle diese Artikel im Kopfe haben, und dafür sorgen mußte, daß an keinem Dinge Mangel war, daß alles zu rechter Zeit eingekauft, alles gehörig verwahrt, alles ordentlich verbraucht und angewendet wurde, daß jeder in dem Maße und der Zeit das bekam, was er zu finden berechtiget war, daß jedes Glied dieser grossen Maschine in seinem

Gange erhalten, jeder Arbeiter angewiesen, jeder Bediente in Obacht genommen und überal dahin gesehen wurde, daß keiner seine Pflicht verabsäumen und die erhaltenen Aufträge vernachlässigen durfte.

Man erwäge dabei die Menge der Geschäfte und die Größe des Zeitverlusts, welchen mir ausser meiner ordentlichen Oekonomie die Gastwirthschaft insonderheit verursachte. Denn ich war darauf eingerichtet, daß Fremde, welche das Institut besuchten, und vornehmlich die Eltern und Verwandten meiner Zöglinge, in Schlosse logirt und für ihr Geld bewirthet werden konten. Und es ist bekannt, daß wir oft Tage gehabt haben, wo zwanzig Kutschen im Schlosse stunden, und 50, 60, 80 Personen gespeiset werden mußten. Selten waren wir, wegen der alzunahen Nachbarschaft der obgenanten Städte, ganz ohne Besuch. Wenn auch zuweilen Mittags kein Gast da war, so war des Nachmittags der Saal desto voller. Alle diese Fremden, wenn sie von Stande waren, und die Eltern und Verwandten von Zöglingen ohne Ausnahme, muß-

te ich empfangen, sie, wenn sie das Institut kennen lernen wolten, überal herumführen, sie, so lange sie da waren, unterhalten, und für ihre Einquartirung und Bewirthung Sorge tragen. Es war nichts, was ich nicht selbst beordern und dann auch noch nachsehen mußte, ob es auch ohne Tadel volzogen war: weil jeder Fehler meiner Leute, immer auf meine Rechnung kam.

Nicht weniger Last und Plage verursachte mir die Versorgung der Zöglinge mit Unterricht. Aber davon können nur wenige Leser sich einen Begrif machen, was es sagen will, funfzig Zöglinge, unter denen sich siebenjährige Kinder und etliche und zwanzigjährige Jünglinge befanden, und die dabei so verschiedenen Unterricht genossen hatten, — in zwanzigerlei Unterrichtsarten, so in einander zu schichten, daß jeder in jeder Art des Unterrichts in seine ihm angemessene Klasse zu stehen kam, daß jeder in jeder Art des Unterrichts gerade das zu lernen bekam, was er brauchte. Warlich, das war das sauerste unter allen Geschäften, das ich in meinem Leben erfahren habe. Ich habe oft Angstschweiß

vergossen, wenn ich meine vielen Lehrer mit so viel Stunden belastet hatte, als ich ihnen nur zumuthen konte, und dann doch keine Möglichkeit sahe, alle Klassen zu versorgen und alle die verschiedenen Zöglinge mit allen Arten des versprochnen Unterrichts gehörig zu versehen. Drei Wochen saß ich oft über einer Lektionstabelle, (welche sich alle halbe Jahre veränderte) und hatte doch, wenn ich alles mein Nachdenken an ihr erschöpft hatte, das ganze halbe Jahr hindurch an ihr zu flikken und abzuändern, weil alle Augenblik ein Lehrer zu klagen hatte, daß sich wieder der und jener Zögling in seiner Klasse nicht passen wolle, und entweder zu viel oder zu wenig wisse, um mit den andern gleichen Schritt halten zu können.

Man sezze zu diesen Bestürmungen meines Kopfs noch die erstaunende weitläuftige Korrespondenz, die ich theils als Gelehrter mit Gelehrten unterhielt, theils als Fürsorger des Instituts nicht nur mit den Eltern und Vormündern führen mußte, welche mir ihre Kinder und Mündel anvertraut hatten, sondern auch

mit andern, welche erst noch damit umgingen und vorher tausend Anfragen thaten, ehe ihr Entschluß zur Reife gediehe. Es reichten wöchentlich keine funfzig Briefe dieser Art. Und die meisten waren halbe und ganze Bogen lang, weil des Fragens dieser und des Klagens jener kein Ende war. Es ist unglaublich, was oft die vornehmsten Personen für albernes und sinloses Zeug in ihre Erkundigungen mischten, wie sie oft Dinge fragten, die in den gedrukten Nachrichten auf das deutlichste schon erklärt waren, was sie zuweilen für Zumuthungen mir machten, über welche der Mann von Gefühl erröthen mußte. Und wenn man vollends die Briefe lesen solte, in welchen die Eltern die Klatschereien meiner Feinde und die Klagen ihrer Kinder mir berichteten, und mir bald Vorwürfe machten, bald um Aufschluß baten, bald Abstellung verlangten, bald Gründe und Ursachen meines Verfahrens angegeben wissen wolten, bald Vorschläge zur Verbesserung meines Instituts thaten, und in Dinge sich mischten, die sie gar nicht verstunden, auch wohl gar die Realisirung ihrer hochweisen Räthe zur Bedin-

gung machten, unter welcher sie die Pension fortzahlen würden; so würde man sagen müssen, daß übermenschliche Geduld erfodert wurde, eine solche Korrespondenz ordentlich zu führen, und eben so übermenschliche Duldkraft, um nicht verwirrt dabei zu werden.

Und nun füge man noch zu dem allen die zahllosen Machinationen des obgedachten Rühls bei Hofe hinzu, welcher unablässig geschäftig war, alle Klatschereien aus dem Schlosse und der Nachbarschaft auf das sorgfältigste zu sammeln, alle kleine Anekdoten aufzuhaschen, alle Klagen meines Weibes, meiner Zöglinge, ja sogar meiner Domestiken ingeheim zu protokolliren und den willigen Ohren des Fürsten im Tone des seufzenden Gerechtigkeitsfreundes vorzutragen, und urtheile, was für eine Hölle es für mich seyn mußte, wenn ich alle Woche mitten in meinen Arbeiten und Sorgen Nachricht von neuen Unzufriedenheiten des Fürsten erhielt, und dann alles stehen und liegen lassen mußte, um selbst den Fürsten anzutreten und mich zu rechtfertigen — und das warlich oft über Dinge, die so unbedeutend oder so

unglaublich waren, daß ich mich ärgern mußte, ein Wort darüber verlieren zu sollen.

Neunzehntes Kapitel.

Oekonomische Geselschaft.

Neue Gestalt des Philanthropins.

Ich hatte in Dürkheim zwei Freunde, welche bisher mit Rath und That mir vielfältig beigestanden hatten. Ihnen verdankte ich so manchen Zögling, der durch ihre Betriebsamkeit mir war zugeführet worden. Sie hatten mir in Frankfurth bei Grundlegung des Instituts Kredit gemacht. Sie hatten, als eifrige Freunde, überall mich vertheidigt und manche Klatscherei und böses Gerücht unterdrükt. Sie hatten endlich zu Zeiten, wenn das Gewirr der ökonomischen Geschäfte meine Kräfte übersteigen wolte, mich berathen und selbst auch mit Hand angelegt, wenn

meine Leute nicht hinreichend waren, alles zu bestreiten.

Diese Freunde, der Stadtschreiber Koch und der Gasthalter Specht, thaten mir jezt, in Verbindung mit dem Kaufmann Schellenberg aus Frankfurth, den Antrag, eine ökonomische Gesellschaft zu errichten, durch welche die mir unerträglich werdende Last der Geschäfte getheilt und die Direktion dieser alzugroßen Maschine erleichtert werden solte.

Ich war äusserst erfreut, eine Gelegenheit zu erblikken, durch welche ich meines Lebens wieder froh werden zu können, Hofnung hatte. Ich willigte in das Anerbieten, und machte mir dies zur Hauptbedingung, daß ein schriftlicher Kontrakt aufgesezt und dem Fürsten zur Bestätigung vorgelegt werden sollte. Dies ward beliebt.

Die wesentlichen Punkte waren folgende. Die besagten drei Männer wolten sich mit mir in Absicht auf Oekonomie associiren, und in gewisser Maaße, Gewinn und Verlust mit mir theilen. Das In-

stitut solte, in Absicht auf Unterricht und Behandlung der Zöglinge, ganz allein von mir abhängen, so wie die Wahl und Anstellung der Lehrer. Alles, was ich den Lehrern und Zöglingen zu leisten versprochen hatte, solte pünktlich von der Gesellschaft erfült und öffentlich garantiret werden. Die drei mit mir Verbündeten solten für die Befriedigung meiner Kreditoren sorgen: solten das Gros der Oekonomie ganz allein übernehmen, die nöthigen Vorräthe anschaffen, das Gesinde anstellen und dirigiren u. s. w. Die Kasse solte gemeinschaftlich verwaltet, und nichts, ohne gemeinschaftlichen Beschluß, verwendet werden. Neue Zöglinge, welche weniger, als die gesezte Pension betrug, bezahlen wolten, durften nicht anders als mit Einwilligung der ganzen Gesellschaft angenommen werden. Einer der Gesellschaft solte stäts in Heidesheim seyn. Das Publikum solte von Errichtung dieser Gesellschaft benachrichtiget, und dadurch, wegen aller aus den Ausstreuungen meiner Feinde entstandenen Besorgnisse, beruhiget werden.

Dieser Kontrakt wurde aufgesezt. Wir unterzeichneten ihn. Der Fürst bestätige ihn. Das

Publikum erhielt Nachricht davon und zwar unter fürstlicher Autorität.

Daß die besagten Männer sich auf solche Art mit mir verbanden, war ohnstreitig Folge von Freundschaft und Herzensgüte. Sie schäzten mich. Sie hatten Mitleid mit mir, wenn sie mich unter meinen Lasten seufzen hörten. Sie liebten das Institut und wünschten dessen Erhaltung.

Aber die edelsten Absichten schlossen darum das algemeine Triebwerk nicht aus, von welchem der weise Rousseau behauptet, daß es alle menschliche Handlungen und Unternehmungen erzeugen helfe. Diese Freunde sahen zwar, wie kümmerlich ich mich durchwinden, wie ängstlich ich mit meiner Kasse umgehen mußte, wenn ich alles bestreiten wolte. Aber sie glaubten auch, daß durch die zu grosse Menge der Dinge, die durch meinen Kopf und Hände gehen mußten, eine ganz volkomne Verwaltung der Kasse bisher unmöglich geworden sey, und daß dnrch schärfere Aufsicht und weisere Berathung manches, was im Gewirr verloren ging, erhalten, manches vortheil-

hafter eingekauft, manches gespart, und so die Kasse ausreichender gemacht werden könnte. Sie urtheilten ferner, daß ich im Ganzen genommen zu generös handelte und manchen Zögling zu wolfeil aufgenommen, manchen Lehrer zu fett besoldet, manches zu überflüssig geliefert hätte. Sie hoften entlich, mit Zuverlässigkeit, daß, wenn das Publikum wegen eines gefürchteten Bankeruts des Philanthropins beruhigt und von einer künftig volkomnern ökonomischen Einrichtung desselben überzeugt werden würde, sich ungleich mehr Zöglinge finden und folglich — mit der Zeit ein ecklekticher Gewinn für die Herren Administratoren abfallen dürfte. Und mit diesen angenehmen Aussichten verband sich denn auch noch der schmeichelhafte Gedanke, daß sie in dieser Verbindung, vor dem Publikum so wohl, als im Angesicht der Eltern und Vormünder meiner Pensionisten, die ehrenvolle Gestalt der Mitdirektoren eines Philanthropins erhielten, und zugleich, durch die Theilnehmung an den geselschaftlichen Freuden des Instituts, für ihre Mühe entschädigt werden, und (was auch geschahe) so manchen vergnügten Tag und gute Mahlzeit genieſſen würden.

Das ganze Unternehmen war gut gemeint, aber es ward nicht von den erfreulichen Folgen gekrönt, welche ich mir versprochen hatte. Meine Last wurde nicht gemindert. Die Unordnungen wurden nicht gehoben. Die Wirkungen des Neides und der Verleumdungssucht wurden nicht gehemmt.

Die Hauptabsicht war, den Credit des Instituts wieder herzustellen, und diese ward darum nicht erreicht, weil die drei neuen Mitdirektoren sämtlich keine sehr begüterten Männer waren, und folglich auf ihre Garantie nicht sonderlich reflektirt zu werden schien.

Die Lehrer des Instituts verloren im Grunde nichts, aber sie wurden dennoch durch die ökonomische Gesellschaft mismüthiger, als sie gewesen waren, theils weil die Herren Mitdirektoren in der Oekonmie allerlei Einschränkungen machten, welche ihnen nicht gefielen, theils weil sie wirklich zuweilen über die Gränzen ihrer ökonomischen Direktion hinausgingen und sich es herausnahmen, dem und jenem eine moralische Wahrheit

heit zu sagen, welche er allenfals nur von mir anzuhören willens war.

Ich selbst bekam in einigen Stükken Erleichterung und Ruhe, aber ich ward auf einer andern Seite durch ein gewisses Mistrauen desto empfindlicher beunruhigt, welches die Herren Oekonomiedirektoren nur zu oft gegen mich blikken liessen, weil sie jezt die Kasse als ihren Beutel betrachteten, und daher jede meiner ökonomischen Handlungen auf die Goldwage legten, und jede Möglichkeit, wo etwas für meinen Nuzzen verwendet seyn konte, zu einem Grunde des Argwohns machten, als ob das gemeinschaftliche Interesse verlezt würde.

Die Herren waren dabei so überflüssig besorgt für dieses gemeinschaftliche Interesse, daß sie so gar die Entfernung meiner Frau von aller Theilnahme an der Oekonomie verlangten, welche ohnehin sehr gering gewesen war. Und diese Foderung (welche ich, um alles Mistrauen zu zernichten, herzlich gern bewilligte — zumal da ihre Hypochondrie ihre Einmischung ak-

lerdings beschwerlich machte) wurde durch nichts wichtigeres veranlaßt, als daß meine Frau eines Abends in der Küche eine Eierkreme bestelt hatte, welches die Herren Mitdirektoren mit schelen Augen betrachteten und als einen Ueberfluß ansahen, der meiner lieben Frau nur zu gute kam (denn sie assen alle drei keine Kreme) und der Kasse Abbruch that.

Und doch konten sie, bei aller ihrer Attention auf das gemeinschaftliche Interesse der Gesellschaft, das Interesse des Instituts nicht behaupten. Sie leisteten dem Institut die Vorsorge bei weitem nicht, die sie versprochen hatten. Oft ließ sich in acht Tagen keiner sehen. Es fehlte bald an diesem, bald an jenem, weil ich in ihrer Abwesenheit nicht freie Hand hatte, es anzuschaffen. Ueberal entstunden Mängel und Klagen.

Wir wurden zulezt, da die Herren selbst es einsahen, daß in ihrer Abwesenheit Mittel übrig bleiben mußten, für Nothfälle Rath zu schaffen, darüber einig, daß ein Theil der Kasse, die sie unter ihrer Verwahrung hatten, in meinen oder des

Buchhalters Händen bleiben solte. Indem aber damit dem einem Uebel abgeholfen wurde, entstund das andere, daß ihnen tausenderlei nicht anständig war, wofür das zurükgelassene Geld verwendet wurde. Oft hatte es auch nicht zugereicht. Denn die Summe war auf zwanzig Gulden eingeschränkt, und konte daher nicht ausreichen, wenn die Herren lange abwesend waren.

Nachdem die Wirthschaft ein paar Monat so geführt worden war, erschien der eine der Herren mit der Nachricht, daß sich jezt ein Mann gemeldet hätte, welcher uns aus aller Noth erretten und durch Beibringung einer ansehnlichen Summe, dem ganzen Institut Festigkeit geben wolte. Dieser Mann sey bereit, mit seiner Familie und seinem Vermögen sich nach Heidesheim zu wenden, der Administration der Oekonomie sich zu unterziehen, und dafür nichts weiter, als seinen Unterhalt zu verlangen.

Wir freuten uns alle. Der Mann kam mit Weib und Kind und — da wirs beim Lichte besahen, wars ein Strasburger Bankerutteur, wel-

cher nicht einen Heller Geld, statt dessen aber ein hübsches und — empfindsames Weibchen hatte und nichts anders im Sinne zu haben schien, als im Philanthropin sich des Hungers zu erwähren, und sein armseliges Leben, in welches ihn die Strenge seiner Kreditoren versezt hatte, mit einem bequemen nnd angenehmen zu vertauschen. Er stend früh um acht Uhr auf, speisete zu Mittage so gut wie ich, und schlich am Tage ganz behaglich im Schlosse herum und spielte — den Administrator. Er kostete uns vieleicht einige hundert Gulden und zog nach einiger Zeit wieder ab.

Meinen alten obenbeschriebenen Hausmeister, der seine Fehler, aber auch seine grossen Meriten hatte, schafte die ökonomische Gesellschaft ab, und stelte einen andern an, welcher anfangs that, als ob er Berge versezzen könte, aber sehr bald als ein heimlicher Betrüger und Erzsaufhalz sich zeigte und doch — protegirt wurde. — Er hatte ein ganzes Kupferbergwerk im Gesicht und führte eine Nase und ein paar niedergeschlagene Augen, daß man die Taschen hätte vor ihm zuhalten mögen.

Ich sahe jezt, daß alle meine Hofnungen und Erwartungen getäuscht waren. Die Arbeiten, die mich überströmten, die Sorgen, die mich drükten, die Verdrüßlichkeiten, die mich verzehrten, der kranke und armselige Zustand des Instituts, der mich bekümmerte, wurden mir unerträglich. Der Verlust meiner Gemüthsruhe, meiner Gesundheit und meines Lebens war unvermeidlich. Ich sann auf Mittel, mich zu retten. Das Philanthropin muß in seinen höchsten Flor kommen, war mein Entschluß, oder es muß ganz zu Grunde gehen. Dieser Mittelzustand ist unleidlich. Was volkomnes oder — gar nichts!

Diese Betrachtungen erzeugten den, ich möchte sagen, desperaten Entschluß, eine Reise nach Holland und England zu unternehmen, und daselbst Zöglinge zu werben, welche besser bezahlten als die Pfälzer. Der Einfall schimmerte mir entgegen, wie eine aufgehende Sonne. Die Reise ward rasch beschlossen, und eben so rasch unternommen.

Die ökonomische Gesellschaft gab ihr Beifal. Sie bedachte, daß die englischen Guineen und holländischen Reuter besser behagten, als die pfälzischen Gulden. Wir wurden eins, daß die Mitdirektoren alles mögliche in meiner Abwesenheit thun wolten, das Institut zu erhalten, und daß ich — ohne die Kasse anzugreifen, diese Reise auf Gottes Barmherzigkeit unternehmen wolte.

Zwanzigstes Kapitel.

Heldenmüthige Abfarth.

Wer weis, ob einer von allen meinen Lesern so viel Entschlossenheit hätte, eine Reise mir nachzuthun, welche mit so vielen Schwierigkeiten und Gefahren umgeben war.

Alle meine Freunde, ausser den Herren ökonomischen Gesellschaftern, wiederriethen sie mir, und behaupteten einmüthig, daß aus so fernen Landen

gar keine Hofnung sey, Zöglinge zu erhalten, so lange nicht das Institut durch den höchsten Flor und die volkommenste Reputation sie selbst anlokken könte.

Mein Weib jammerte und weinte und meine Kinder fielen mir um den Hals und flehten mich, sie nicht zu verlassen. Sie bebten vor der Wuth der Wellen, die mich verschlingen könten. Sie zitterten vor Mangel und Noth, die in meiner Abwesenheit sie drüken würde. Und die Mutter — besorgte freilich dabei, daß eine englische Schönheit mich fesseln und entführen möchte. Es kostete meinem Herzen Kampf, bei diesem Gewinsel standhaft zu bleiben, und mich dabei über alle noch übrige Schwierigkeiten hinwegzusezzen.

Die größte war der Mangel der Reisegelder. Die philanthropinische Kasse durfte ich nicht angreifen, theils weil ichs der ökonomischen Gesellschaft versprochen hatte, theils weil es sich von selbst begreift, daß das Institut ohne Rettung verloren war, wenn ich die armselige Kasse noch schwächen wolte. Und andere Hülfsquellen hatte

und kante ich nicht. Verſezzen konte ich nichts, denn alle Geräthſchaften, die etwa dazu taugten, z. E. Silberzeug, waren im Gebrauch des Inſtituts. Auch war nichts von meinen Habſeligkeiten wichtig genug, um eine ſolche Summe herauszubringen, welche für eine ſo weite Reiſe erforderlich war. Und Kredit hatte ich jezt gar nicht. Wenigſtens hätte ich mich nicht unterſtanden, unter meinen vielen Freunden einen um hundert Gulden anzuſprechen. Denn ſie hielten mich alle für ſo arm und verſchuldet, daß ſie die Zumuthung für baare Erklärung angenommen haben würden, daß ſie mirs ſchenken ſolten.

Eine andere Schwierigkeit lag in der Unkunde der Sprachen. Ich verſtund weder holländiſch noch engliſch. Die lezterе Sprache konte ich nicht einmal leſen. Franzöſiſch konte ich auch nicht ſprechen, ohngeachtet ich ein Buch nothdürftig zu überſezzen vermochte. Und meine lateiniſche Sprache konte mich nicht durch die Welt bringen, weil ich erſtlich, bei meinem Vorhaben gerade am wenigſten mit Gelehrten zu thun bekam, und weil zweitens dieſe Sprache in En-

gland völlig englisch prononcirt wird, so daß ein Deutscher in England weder lateinredende versteht noch von ihm verstanden wird.

Ein drittes Hinderniß erzeugte der Mangel der Bekantschaft. Ich kante in Holland und England keinen Menschen (ausser einem gewissen Triest in Amsterdam) und wuste mir auch keine wirksamen Adreßbriefe zu verschaffen, weil ich gerade an den Adel und die Kaufmanschaft empfohlen seyn mußte, welches meine gelehrten Freunde in Deutschland nicht vermochten. Und kaufmännische Freunde, die dergleichen Empfehlungen mir mitgeben konten, wußte ich nicht zu finden.

Hierzu kam viertens meine Gesundheit im Verhältniß gegen die Jahreszeit. Ich war schwächlich und von Sorgen und Arbeiten entkräftet und solte gleichwohl im Spatherbst eine solche Reise wagen, wo Kälte und Seestürme mich zu ergreifen und meine morsche Hütte zu zerstören drohten. Zudem war ich wegen Armuth nicht vermögend, mir eine bequeme Reisemethode zu wählen oder mich, auf Fischerkähnen und Post-

wagen, mit hinlänglichen Kleidungsstükken zu verwahren. Ein Kreh war meine ganze Habseligkeit.

Nicht weniger bedenklich mußte der Zustand des Instituts mich machen, welches ich verlassen wolte. Unter den Lehrern war beständige Gährung. Kein Band der Eintracht und des Patriotismus hielt sie zusammen. Unter den Zöglingen waren unbändige Rosse, die ohne viele Autorität nicht zu zähmen waren. Und diese hatte kein einziger von den Lehrern. Thomson und ähnliche Komplotmacher waren noch vorhanden. Die Eltern und Vormünder hatten, so viel sie auch an mir aussezten, dennoch ein ausschliessendes Vertrauen zu mir, und glaubten, daß kein Mensch der Regierung der Maschine gewachsen sey, wenn ich ihr fehlte. Die ökonomische Gesellschaft sahe nur auf das Beste der Kasse, aber nicht auf die Erziehung der Kinder. Meine eigne Familie war unter fremder Gewalt und verlor ihren Beschüzzer.

Endlich — liefen überal Nachrichten ein, daß der Bokenheimer Jesuit unabläßig in Worms liege

und aufwiegle: es sey, hieß es, etwas gefährliches im Werke: man wolle mich durch den Reichshofrath stürzen u. s. w. Was konte in meiner Abwesenheit nicht alles geschehen? Wie weit konten meine Feinde es treiben, wenn alle meine Gegenwirkung aufhörte?

Und dem allen ohngeachtet blieb ich dabei, — zu reisen. Ich versammelte meine Lehrer, und wählte einige, welche mir die getreusten zu seyn schienen, als dirigirende Personen, damit sie in meiner Abwesenheit das, was Unterricht und Erziehung betraf, nach meinem Plane einrichten und alles besorgen solten, was ich bisher geleistet hatte. Ich schrieb an einige Freunde, insonderheit an den Kirchenrath Mieg, der in England gewesen war, und an den Prinzen Louis von Hessendarmstadt, welcher damals in traulichem Briefwechsel — mit mir stand, und bat um englische und holländische Adressen. Ich übergab die Oekonomie der Gesellschaft. Ich versammelte die Zöglinge und ermahnte sie zur Eintracht und Folgsamkeit. Ich umarmte mein Weib und meine Kinder und reisete — bei Gott! mit der fro-

besten und heitersten Seele und — zwei Gulden und funfzig Kreuzern — von Heidesheim ab.

In meinem Leben hatte ichs so oft schon erfahren, daß die Vorsehung ungesuchte und unerwartete Hülfe mir gerade in den Augenblikken gesandt hatte, wo ich ihrer am allerbedürftigsten war. In Leipzig hatte ein unbekanter Freund Bels und Gottscheds Grim besänftigt und mich von großen Demüthigungen gerettet. Eben daselbst mußte in dem Augenblikke, wo über mein Leben eine schrekliche Nacht sich verbreitete, mein ärgster Feind, Kloz, erwekt und das Werkzeug werden, durch welches ich die ehrenvolste Laufbahn begann. In Erfurt mußte, eben da ich nichts mehr hatte und sogar das Markgeld mir fehlte, das meine Frau verlangte, in derselben Stunde der Brief mit dreissig Dukaten anlangen, welche eine mir unbekante Hand zugeschikt hatte. In Giessen mußte mein Freund Koch einen unvermutheten Kanal entdekken, auf welchem er nach Pirmasens gelangen und mich von der öffentlichen Abbitte retten konte. In Bünden mußte, in den Augenblikken der Verzweiflung, eine Generalsu-

perintendentur mir angetragen und sonach eine Rettungsart veranstaltet werden, die ich für ganz unmöglich gehalten hatte. Beim Entstehen des Instituts mußte ein unglaublicher Gewinn von 5000 Gulden mir zur Anlage desselben gedeihen. Und so hatte ich schon unzähligemal bei kleinen Vorfällen und Verlegenheiten den Deus ex machina erfahren, und dachte also jezt — daß eben derselbe auch auf dieser Reise mich begünstigen würde.

Ich überließ mich dem Zufalle — gefaßt und — lebhaften Geistes genug, jeden kleinen Umstand zu benuzzen, der sich mir darbieten würde, meiner Geldlosigkeit zu statten zu kommen.

Also mit zwei Gulden und funfzig Kreuzern reisete ich aus, ließ mit meinen Pferden mich bis Frankfurth bringen, dahin ich eilf Meilen hatte, und träumte unter Wegens mir die reizendsten Aussichten.

Da ich nach Frankfurth kam, hatte ich noch einen Gulden und 25 Kreuzer. Den Gulden gab ich meinem Knechte zum Rükmarsch. Und so quar-

tirte ich mich im Hause des Herrn v. Reinek, dessen Kompagnion mein Freund Schellenberg war, ein, um eine Nacht und — vielleicht auch einen Tag, wenn ein Glüksfal es erfoderte, auszuruhen. Es war niemand zu Hause. Folglich entging mir hier schon eine der Möglichkeiten, auf die ich etwas gerechnet hatte. Allein es schrekte mich dies nicht, weil ich schon gewohnt war, daß das nie mir ward, was ich projektiret hatte, sondern daß allemal auf solchen Wegen mir der gewünschte Beistand kam, an die ich gar nicht gedacht hatte. Ich begnügte mich also, im Hause mein Quartier zu finden. Denn die Herren hatten schon ein für allemal Ordre gegeben, daß in ihrer Abwesenheit der Küper mich aufnehmen, mein Bette mir anweisen, mein Zimmer heizen, und von der Sorte alten Rheinweins, die ich verlangte, auf die Mahlzeit eine Flasche reichen solte.

Ich ließ mir demnach herzlich wohl seyn, genoß mein Abendbrod und trank des rheinischen Nektars so viel, daß meine Müdigkeit verschwand und meine ganze Seele neues Leben bekam. Das machte, daß ich noch auszugehen beschloß, ohn-

geachtet es schon acht Uhr war, um durch Bewegung mich desto aufgelegter zu einem guten Schlafe zu machen. Denn Schlaf war von jeher mein summum bonum unter allen so genanten irdischen Dingen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Providenz. Neuer Muth. Reise bis Maynz.

Siehe da — mein Glaube an Providenz kam mir wieder in die Hand. Ich ging heiter und sorgenlos auf der Straße und bemerkte, daß ohnweit der Post mir ein Mann zur Seite blieb, der mich zu beobachten schien. Ich sahe mich endlich um, blieb stehen und ehe ich ihn erkante, nahm er traulich meine Hand. „Ei sind Sie's denn, mein lieber Herr Superintendent? Ich dachte es doch gleich, da ich das kleine niedliche Stuzperükchen wiedersah, und doch wußte ich nicht, ob ich trauen

solte“ — „Ach, guten Abend, mein liebster Herr Löw Bar Isak. Ich freue mich, Sie noch wohl zu sehn.“

Er. Aber wie der tausend kommen Sie jezt nach Frankfurth? Sie haben gewiß wichtige Geschäfte. Kan ich mit etwas dienen

Ich. Wichtige Geschäfte freilich, liebster Freund, aber nicht in Frankfurth. Ich reise hier blos durch. Ich bin auf dem Wege nach England.

Er. (zurükfahrend) Gott behüt! in dieser Jahreszeit eine solche Reise! Wo denken Sie hin, bester Herr Superintendent. Sie müssen über See. Wissen Sie das? Und das sind g'rad die stürmischsten Monate. Um Gotteswillen bleiben Sie zurük. Was können sie in England thun? Sie haben ja das schöne Philanthropin, das ohne Sie nicht bestehen kan! S'wär Schad drum, wenns eingehen sollt!

Ich. Eben um es zu erhalten, und in beßre Aufnahme zu bringen, wil ich nach England. Und das ist so fest beschlossen, daß weder Sturm, noch sonst etwas mich abzuhalten vermag.

Er. Nun das muß etwas groſses seyn, was Sie sich da ausgesonnen haben. Jezt laß ich Sie nicht von mir: Sie müssen ein Glas alten Rheinwein mit mir trinken und mir Ihre Sache erzählen. Sie wissen, daß Sie in meinem Hause lieb und werth sind.

Der alte Löw Bär Isak drükte mir bei diesen Worten so herzlich und brüderlich die Hand, daß mirs ganz sonderbar ums Herz ward. Das ist der Mann, dachte ich augenbliklich, den der liebe Gott schikt. Was gilts? — Ich nahm die Einladung an.

Ich hatte nie mit diesem Mann viel bekantschaft gehabt. Ein paarmal hatt' ich ihn bei Schellenberg gesehn. Einmal hatte ich leichte Katune von ihm gekauft. Und einmal war ich in seinem Hause gewesen und hatte seiner schönen Tochter einige Artigkeiten gesagt, da sie mich zum Zeugen ihrer musikalischen Talente auf dem Flügel machte. Das war die ganze Freundschaft.

Ich trat in das Zimmer und begrüßte mit meiner gewöhnlichen Freundlichkeit das liebe Mäd-

chen, und ward so bieder, so liebevol aufgenommen, als wenn ich unter meinen besten Freunden mich befunden hätte. Der Alte ließ Semmel mit Kümmel und Salz auftragen und hohlte selbst eine Flasche aus dem Mutterfäßchen. Die Tochter aber eilte an ihren Flügel, weil ich ihr das lezztemal gesagt hatte, daß Musik eines meiner größten Labsale sey, und spielte so entzükkend, daß ich ihr einen Kuß gab, indem der alte Vater mir ein Spizglas reichte, und mich auf den Sofa zog.

Er. Nun, Herr Superintendent, müssen Sie mir ihr Projekt erzählen. Ich bin ein ehrlich Mann und habe Sie als einen großen und braven Mann so herzlich werth und lieb, daß ich alles in der Welt für Sie thäte, wenn ich Sie recht glüklich machen könte. Und wer weis kan ich, bei dieser Reise, gute Dienste leisten. Ich habe viel K'respondenz in die Lande.

Ich. Ja, Freund, mein Vorhaben ist auf nichts geringers gerichtet, als in Holland und England Zöglinge für mein Institut zu werben. Ich habe die Gabe zu sprechen. Ich hoffe, daß es

gehen wird. Die Pfalz kan mich nicht ernähren. Und ein verstümpertes Ding von Philanthropin mag ich nicht länger haben. Ich arbeite und sorge mich zu Tode und kann doch nichts volkommnes zu Stande bringen. Izt mag es biegen oder brechen, ich komme entweder glüklich, oder gar nicht wieder.

Er. Ei der Tausend, das heist Kurage. Wenn nur die Jahreszeit nicht so schlecht wäre. Doch — Sie haben recht gethan. Gerade in dieser Jahreszeit finden Sie die Leute zu Hause. Im Sommer sind die reichen Herrn alle auf ihren Landhäusern. Sie haben wirklich wol gethan. Der Gedanke gefält mir. Sie können ihr Glük machen.

Ich. Das hoff' ich. Nur ein Duzzend reiche Engländer und Holländer: die andern kommen hernach von selbst.

Er. Und die bezahlen, so wahr Gott ist, besser wie die Teutschen. Sie werden ein reicher Mann, wenn Sie Ihre Sache gut machen. Aber haben Sie auch gute Adreßbriefe? Ich werde

Ihnen einen an den reichen Boas mitgeben nach dem Haag. Das ist ein Millionär und — ein wahrer Menschenfreund.

Ich. Sie verbinden mich, Freund. Spannen Sie immer Ihre Freunde ein wenig an, daß sie helfen.

Er. Aber wie stehts um Ihre Equipage?

Ich. Wie Sie mich hier sehen. Wie ich geh und stehe, so reise ich.

Er. (die Achseln zukkend) Ja, lieber Herr Superintendent, das wird nicht gehen. Ich muß Ihnen sagen, daß in Holland besonders der Mann im schlechten Rokke keinen Werth hat. Erscheinen Sie da in der Gestalt der Armuth; so sieht Sie kein Mensch an. Der Holländer achtet nichts, als Geld. Und wenn Sie alle Gelehrsamkeit aus der weiten Welt beisammen hätten, so werden sie nicht geästimirt, wenn man Sie für eine armen Mann ansieht.

Ich. Das ist schlimm. Der bin ich. Und ich habe geglaubt, mich nicht schämen zu dürfen, es zu seyn.

Er. Hier in Teutschland findet man noch Leute, die den grossen Mann auch im schlechten Kleide ehren. Aber in Holland gelten Sie warlich nichts, wenn Sie nicht reicher scheinen als sie Sind. Sie haben keinen Kredit. Man vertraut Ihnen keinen Liar. Glauben Sie mir. — Wissen Sie was, Herr Superintendent, ich lasse Sie so nicht reisen. Wollen Sie mir e'mal folgen?

Ich. Warum nicht, lieber Isak? Sie sind ein guter Mann.

Er. Wohl. (zur Tochter) Laß mir einmal den Schneider * * * holen. — (zu mir) Es soll Ihnen nichts kosten. Wenn Sie einmal ein reicher Mann werden, so zahlen Sie mirs wieder. Ist's so recht?

Ich. Ich bin alles zufrieden: und vergelten — wirds der Liebe Gott.

Er. (nachsinnend) Wie wollen Sie von hier weiter reisen?

Ich. Das hab ich noch nicht resolvirt. Es gilt mir alles gleich. Die wolfeilste Gelegenheit die beste.

Er. Die wolfeilste und bequemste ist zu Wasser. Ich mache Ihnen heute noch ein Schif aus, mit dem Sie morgen nach Maynz reisen können. Und in Maynz finden Sie alle Stunden einen Kahn auf Kölln. Das ist die schönste Manier zu reisen. Ich schikke gleich nach dem Schiffe.

Ich. Sie sind zu gütig, lieber Isak. Wenn ich überal so einen Freund zu finden wüßte, so reisete ich noch hundert Meilen weiter.

Er. Es macht mir Freude, lieber guter Herr, wenn ich Ihnen etwas angenehmes erzeigen kan. Sie sind ein gar großer Mann. Ich hab' von einem gewissen gelehrten Herrn sagen hören, daß Sie noch vielen Ruhm in Teutschland erlangen würden. — Wie stehts denn um die Börse? (lächelnd) Ist sie auch in gutem Stande?

Ich. Sechs und zwanzig Kreuzer, liebster Freund, ist der Bestand. Ich finde überal Freunde, die mir weiter helfen.

Er. (mit einem Blik, der Rührung verräht, welche er zu verbergen sucht) Die finden Sie. Sie verdienen sie auch. — (Indem er das Glas mir reicht) Nun wir müssen auch eins trinken. Auf glükliche Reise. (Nachdem er getrunken) Bei Gott, Sie können Ihr Glük machen. So ein Mann — — Jezt Tochter spiele noch eins.

Die Tochter spielte und Löw Bär Isak ging in ein Nebenzimmer und blieb lange. Ich trank und hörte — in voller Andacht. Wein und Gesang und — alle Grillen schwinden! Und ich hatte ja schon keine mehr.

Nach einer Weile kam der Schneider. Der Alte nahm ihn allein. Ich hörte sie disputiren, und endlich eins werden. Der Schneider nahm mir das Maas zu Rok, Weste und Hosen. Ich ließ mit mir machen, was man wolte.

Der Schneider ging. Wir tranken und plauderten noch. Der Alte hat mich, morgen bei ihm zu frühstükken, und versprach, mich zu rechter Zeit zum Schiffer bringen zu lassen, mit dem ich nach Maynz reisen solte.

Ich erschien des andern Tages zu gesezter Zeit. So, wie ich eintrat, kam der Alte mit dem höchsten Ausdruke der innigsten Freude mir entgegen. Er nahm mich mit seiner rechten bei der Hand, und zeigte mit der linken auf einen Tisch. Nun, lieber Herr Superintendent, ich thue, was ich vermag. Gott schenke Ihnen mehrere Freunde, die auch etwas thun. Da liegt eine neue Kleidung für Sie und etwas Geld zur Reise und ein hübscher Ring zum Scheinen. Den Ring geben Sie mir wieder, wenn Sie glüklich zurükkomkommen, und das Geld, wenn Sie ein reicher Mann sind.

Gerührt von so viel Güte und entzükt über diese abermalige so unerwartete und ungesuchte Hülfe faßte ich seine Hand an und schlug mit meiner rechten ein. „Gott vergelt's Ihnen, biedrer Herzensmann *)!“ — Das liebe Mädchen saß am Flügel und — heisse Thränen rolten von ihren Wangen herab. — Nun spiel dein Abschiedsliedchen, sagte der Alte. — Sie spielte, sang, und

*) S. das Titelkupfer zum dritten Bande. Es ist dem Andenken dieses edlen Mannes gewidmet.

schluchzte. — Die Scene war herzangreifend. Ich umarmte Vater und Tochter wechselsweise und wußte vor Freuden mich nicht zu lassen. — Aber unendlich größer war das Wonnegefühl des Vaters und der Tochter. — O daß die Menschen all es wüsten, wie viel im Wolthun Seligkeit liegt!

Die neue Kleidung war von einem schönen violetnen Sammet mit mantuaner Taffet gefüttert. Darauf lag ein Beutel mit hundert Gulden. Der Ring war vier bis fünfhundert Gulden werth und prahlte ausserordentlich. Unterm Tische lag ein lederner Mantelsak, in welchem ich meine Wäsche und Kleidung verwahren konte.

Beim Kaffee gab mir der liebenswürdige Alte noch eine Menge guter Regeln, wie ich auf Reisen und in großen Orten, vor den und jenen Gefahren mich hüten, und die und jene Klasse von Menschen behandeln solte. Und so reisete ich, nach dem zärtlichsten Abschiede, von Frankfurth ab, und dachte unterweges tausendmal an die herrliche Scene beim Juden, und — fand bei der Gele-

genheit einen Gedanken, welcher erst nach einigen Jahren seine vollen Früchte trug.

Ich dachte bei mir selbst, „solte ein Jude, „der so denkt und handelt, dem lieben Gott nicht „so lieb seyn; wie ein Christ? Solte die Erkent„niß Christi und seine uns geoffenbarte Lehre vor „Gott einen ausschliessenden Werth geben? Sol„ten die Juden wirklich ihres Unglaubens wegen „verstossen seyn?“ — Diese und ähnliche Gedanken gingen wie Wellen durch einander und bewegten die ganze Ideenmasse meiner Seele — und mehr als einmal erschien unter ihr, aber dunkel, sehr dunkel, der kühne Gedanke: „sols „wohl mit der ganzen positiven Religion nichts „seyn, welche die Menschen von Menschen so schei„det? Sols wohl mit der ganzen Offenbarung „Täuscherei seyn?“ — Mich schauderte es, wenn ichs dachte, und doch kams immer wieder. So oft mein Herz die Gefühle der Freude wiederholte, welche dort beim Juden die Tugend erzeugte, und wobei mirs so helle wurde, daß Tugend nur erkenbare und fühlbare Seligkeit schaft, so oft stieg der Gedanke wieder auf: „was bedarfs

„denn also des positiven Krams? wozu denn Offen„barung, wenn die menschliche Natur den Stof „der Wahrheit und Seligkeit in sich selbst hat?“

Ich war weit entfernt, diese Betrachtungen aufs reine zu bringen. Es war der erste starke Stos, welcher meinen Glauben an Offenbarung zwar erschütterte, aber keinesweges vermögend war, das Gebäude desselben, welches die Erziehung befestiget hatte, ganz über den Haufen zu werfen. So ein Gedanke des Unglaubens, wenn er zum erstenmale zum Bewustseyn komt, widert der Seele, wie eine neue Speise dem Munde. Er muß oft aufgeregt, oft gedacht werden. Und es muß, wenn er schon oft wiedergekehrt war, doch eine Art von Empfindung ihm zu Hülfe kommen, wenn er in der Seele Festigkeit erhalten und als Wahrheit geltend werden sol. Das Geschah erst nach anderthalb Jahren: wie meine Leser im vierten Bande finden werden.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Aufenthalt in Maynz. Der Versucher.

Alles kan in der Welt nicht nach Wunsche seyn. Es war das schönste Wetter in meiner Seele, aber das schrecklichste ausser mir. Die ganze Nacht hindurch hatte es so sehr geregnet, daß die Gassen flossen: und dies Regenwetter, von Sturm und Kälte begleitet, dauerte den ganzen lieben Tag, den ich von Frankfurth nach Maynz zubrachte. Ich hatte einen großen Fischerkahn mit einer Plane, den mir mein Wohlthäter ausgemacht hatte, weil er schneller ging, als das Marktschif. Ich zahlte einen Gulden und dreissig Kreuzer.

Der Genuß der schönen Natur auf dieser Wasserfarth war mir verdorben. Ich hatte Noth, mich unter der Plane vor der Nässe zu schüzzen. Ans Umsehen war nicht zu denken. Und wär es nur bei diesem Uebel geblieben. Aber meinem Körper war dieser Auftritt zu neu. Es war mei-

ne erste Reise zu Wasser. Daher machte die kalte und scharfe Luft, die auf den Ströhmen stärker und durchdringender ist als zu Lande, die heftigsten Eindrükke. Ich bekam Schmerzen im Unterleibe, welche immer empfindlicher wurden. Und da ich nach Maynz kam, mußte ich mich augenbliklich zu Bette legen. Ich fing an zu frieren, daß ich klapperte und selbst im Bette mich nicht erwärmen konte. Darauf folgte Hizze: aber die Kolik ließ nach und ging in der Nacht in diejenige Erscheinung über, welche bei dem seligen Benner auf ein Aergerniß zu folgen pflegte. — Ich hatte mich im höchsten Grade erkältet.

Mein Puls blieb fieberhaft, und ich fühlte mich äußerst matt. Ich mußte beschließen, einen Tag in Maynz zu bleiben. Ich schmaußte den Vormittag eine Quantität Rhabarber, und hütete das Zimmer. Um aber auch aus diesem Uebel Nuzzen zu ziehen, schikte ich gleich früh zu den Herren Isenbiehl und Molitor und ließ sie, schon vorher mit ihnen bekant, um ihren Besuch bitten. Sie kamen, und wir ergossen uns in unterhaltende und lehrreiche Gespräche, und waren herzlich vergnügt.

Meine Existenz mochte in Maynz schon ruchtbar seyn. Nach Tische kam der Aufwärter und meldete einen Herrn, der mich zu sprechen verlangte. Ich ließ ihn hereintreten. Er hatte einen weissen Tuchrock mit schwarzer Garnirung an und eine runde Perüke auf mit dem Zeichen der Tonsur. Er nennte sich Rediger und gab sich den Titel Kanonikus. Ich zweifle aber, daß das sein rechter Name war. Sein äußerliches war einnehmend. Er sprach gut. Und in seinen Reden stach bald Wiz, bald philosophischer Geist hervor. Er machte den Freigeist.

Unendliche Freude war es ihm, Gelegenheit zu haben, einen Mann kennen zu lernen, welcher ihm schon lange in allem Betracht verehrungswerth gewesen war. Er versicherte, daß er mein Schüler sey, daß meine Schriften ihm das erste Licht angezündet hätten. Er sagte mir viel schmeichelhaftes über die Vorsicht, mit welcher ich in meinen Schriften die Vorurtheile geschont und doch den denkenden Leser in den Stand gesezt hätte, die Wahrheit zu finden. Er machte meiner Kanzelberedsamkeit Komplimente. Kurz, er gab

auf die gefälligste Art zu erkennen, daß er für mich im höchsten Grade eingenommen sey und mit mir übereinstimmend denke.

Nach einer Weile, da er mir genugsames Vertrauen gegen seine unbefangene Denkungsart eingeflößt zu haben glaubte, leitete er das Gespräch auf die Absicht meiner Reise. Ich gestand sie ihm. Ich erzählte ihm die ganze armselige Lage meines Philanthropins, und wie ich sie jezt zu verbessern gedächte. Er zukte die Achseln, beklagte mein mühseliges Leben und bedaurete mich wegen der schreklichen Strapazen, denen ich jezt mich unterziehen wolte. Wir geriethen in einen langen Streit. Er behauptete, daß ich vergeblich mich plagte: und ich vertheidigte meine betretne Laufbahn. Endlich wandte er das Gespräch auf seinen Zwek.

Er. Bester Mann, ich wundere mich warlich, daß sie sich für das Phantom von Gemeinnüzzigkeit so sakrifiziren.

Ich. Warum, Freund? Es ist ja ein freiwilliges Opfer. Und ich finde mich dafür belohnt. Ich strebe nach Nuzbarkeit. Jemehr mir dies Be-

streben gelingt, je mehr ich Gutes in der Welt schaffe, je größer die Summe dessen wird, was ich zur Bildung und Glükseligkeit der Menschen beitrage, desto höher steigt mein Stolz und meine Selbstzufriedenheit.

Er. Aber was haben Sie am Ende davon, wenn Sie ihre Gesundheit zugesezt, wenn Sie sich über ein undankbares Publikum zu schande geärgert und bei Ihrem Fleiße Ihre Kräfte aufgezehrt haben? Wollen Sie denn gar nicht an sich selbst denken? Ist Ihr Leben nur für die Welt, nicht für Sie selbst bestimmt? Sind Sie sich nie Zwek?

Ich. Ei, allerdings. Ich suche dabei nicht nur Nahrung und Unterhalt, sondern auch Genuß des Vergnügens.

Er. Wohl. Aber den finden Sie ja nicht. War nicht nach Ihrem eignen Geständnisse Ihr ganzes bisheriges Leben eine Kette von Strapazen und Verdrüßlichkeiten? Ist das Lebensgenuß?

Ich. Der wird schon auch noch kommen. Läßt Gott mir mein Vorhaben gelingen, und er läßt es gewiß; so bin ich ein geborgner Mann.

Denn

Denn wenn mein Institut holländische und englische Zöglinge erhält, so steigen meine Aktien augenscheinlich so hoch, daß ich jährlich einige tausend Gulden erübrigen kan. Und was fehlt mir dann an Bequemlichkeit und Freudengenuß?

Er. Armer Mann, wie Sie von süßen Träumen sich täuschen lassen. Wie alt sind Sie?

Ich. Noch lange nicht vierzig.

Er. Nun! Bald vierzig Jahr und noch erst aufs Ungewisse los projekturen, um — vielleicht im funfzigsten, wenn die Lebenskraft verzehrt und die Empfindung abgestumpft ist, einen matten Lebensgenuß zu beginnen? Kan ein so großer Philosoph, wie Sie, so unphilosophisch handeln? Kan der das nahe liegende Glük verkennen und auf solche leere Möglichkeiten Jagd machen, die, auch durch die unwahrscheinliche Kombination der Umstände realisirt, ihm nur einen späten und halben Genuß versprechen?

Ich. Was verstehen Sie unter dem nahe liegenden Glük?

Er. Darf ich offenherzig mit Ihnen sprechen?

Ich. Warum nicht? Sie nennen mich ja einen Philosophen. Was könten Sie denn dem sagen, das ihm unverdaulich wäre?

Er. Sie haben recht. — Sagen Sie mir in aller Welt, ob es Ihnen denn noch nie eingefallen ist, daß Sie, als Mann von einer so ungeheuren Reputation, bei unserer Kirche ihr Glük machen könten? Ein Mann, der so interessant ist, dessen Name in den entferntesten Gegenden genant wird, auf welchen das ganze Publikum so aufmerksam ist: ein solcher Mann müßte unser närrisches Ding von Kirche bis zur Raserei verliebt machen und sich die kleine Mühe, sie durch eine Gunstbezeugung zu äffen, mit ungeheuren Summen bezahlen lassen können.

Ich. Mein Herr, Sie scherzen.

Er. Bei Gott, nicht. Ich sage Ihnen, daß eine Schnurre dieser Art Sie — in einen Lebensgenuß versezt, welchen Sie nie erlangen werden, wenn Sie noch hundert Jahle lang mit dem unsäglichsten Fleisse ihn zu erlangen strebten.

Ich. Wenn Sie im Ernste mit mir reden, so muß ich Sie bitten, dies Gespräch sogleich abzubrechen. Denn ich sage Ihnen, daß ich das, was Sie bereits gesagt haben, für die Zumuthung der größten Niederträchtigkeit ansehe.

Er. Bester, vortreflicher Mann, gerathen Sie nicht über die wohlgemeintsten Aeuserungen ihres wahresten Verehrers in Unwillen. Wie können Sie eine Sache Ihrer Ehre nachtheilig halten, welche mit Ihrem moralischen und bürgerlichen Werthe in gar keiner Verbindung steht? Ist aber wohl die äuserliche Religion (ich rede mit einem Philosophen) etwas anders, als eine Handwerksinnung? Kans Schande mir seyn, von einer Innung zur andern zu gehen, wenn ich mich bei der andern besser befinde? Oder halten Sie Ihr Lutherthum für so ausschliessend göttlich, daß Sie — doch diese Frage würde Sie beleidigen. Ich weiß, daß Sie zu aufgeklärt denken, als daß Sie irgend einer Sektenreligion irgend einen, geschweige einen ausschliessenden Werth beilegen solten. Wie ist es also möglich,

daß Sie eine so unbedeutende Veränderung, Ihrer Ehre nachtheilig finden?

Ich. Ich weis es so gut wie Sie, mein Herr, daß Sektenreligion Kinderposse ist, welche die Pfaffen erfanden, um sich von ihr zu mästen. Aber eben darum finde ich es niederträchtig, mich dieser Pfafferei gleich zu stellen und von dem verächtlichsten Dinge unter dem Monde meinen Lebensgenuß zu erbetteln, welchen ich schlechterdings gar nicht haben oder, allein meinem Fleisse und meinen Verdiensten zu verdanken haben wil.

Er. Sie denken erhaben, aber nicht vortheilhaft für sich selbst. Ich gestehe Ihnen offenherzig, daß ich, diesen philosophischen Stolz zu fassen, nicht hinlängliche — sol ich sagen Stärke oder Schwäche? — besizze. Mir wäre doch warhaftig eine fette Pfründe von jährlichen tausend Dukaten auch wohl Louisdor's, die ich im Augenblik haben könte, lieber, als wenn ich sie erst mit Aufopferung meiner Ruhe und Gesundheit erringen müßte.

Ich. Sie machen die Vergleichung fein auffallend. Sie thun, als wenn die tausend Louisdor's-Pfründen, wie die wilden Kastanien wüchsen.

Er. (hastig) Herr Doktor! — Gott sol mich verdammen, wenn Sie nicht in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden eine haben, wenn Sie einen einzigen Wink mir geben wollen. Es kostet mich einen einzigen Gang, ein einziges Wort; so steht des Kurfürsten Wagen vor Ihrer Thüre und Sie geniessen eine Ehre, die noch keinem Manne Ihres Standes wiederfahren ist. Sie wissen noch gar nicht, wie interessant Sie sind. Sie gleichen einem Rosse, das seine Kraft nicht kennt, und das blos darum so duldwillig sich zusammenreiten läßt. Sie könten der freiste, der geehrteste, der glüklichste Mann seyn, wenn Sie mehr sich fühlten.

Ich. Scherzen Sie nicht, mein Herr! Ich bin ein freier, ein nothdürftig geehrter und glüklicher Mann. Und auf dem Wege, auf welchem ich das angefangen habe zu seyn, wil ich

fortfahren, es noch mehr zu werden. Und einen andern Weg werde ich nie gehen. — Und meinen Sie denn, daß Ihr Kurfürst und Ihr Domkapitel mich ehren kan, wenn die ganze ehrbare Welt mich verachtet? Meinen Sie, daß ich die Achtung der Edlen der Nation, die ich habe, für eine katholische Pfründe verkaufen wil, die Sie mir vorspiegeln? Bei Gott nicht.

Er. Herzensmann, wie ein Schatten Sie täuscht! Was ist denn Ehre, was ist denn Unsterblichkeit des Namens? O des armseligen Phantoms, dem Sie den Genuß des Lebens aufopfern. Sagen Sie doch, was Sie davon haben, wenn sie Ihr Leben verarbeitet und für die sogenante Ehre und Nuzbarkeiit es aufgezehrt haben und dann sterben? Ist das auch ein Gut zu nennen, was ich nicht schmekken kan?

Ich. Mein Herr, lassen Sie uns das Gespräch enden, Es würde uns zu weit führen, wenn ich Ihnen aus meinem bischen Philosophie sagen wolte, wie ich noch nach meinem Tode meinen Nachruhm zu schmekken gedenke. Ge-

nug, ich verkaufe ihn nicht. Und diesen Vorsaz werden Sie nie mir wankend machen.

Er. Es thut mir leid, daß ein Mann, der's so sehr verdient glüklich zu seyn, so vorsäzlich sich der wahresten Glükseligkeit berauben wil. Und ich bedaure Sie um soviel mehr, da ich Sie auf einer Laufbahn erblikke, auf welcher, statt gehoften Genusses, die bittersten Leiden Sie erwarten.

Ich. Ich fürchte nichts.

Er. Und ich sage Ihnen, Sie haben viel zu fürchten. (traulich) Ich rede warlich als Freund mit Ihnen. (leise) Haben Sie nichts gehört, was der Wormser Weihbischof gegen Sie vor hat?

Ich. Ich habe etwas gehört. Aber darüber lache ich. Was hat der Mensch mir zu befehlen?

Er. Glauben Sie mir, Sie werden einen Stand mit ihm bekommen und Ihr Philanthropin wird mit allen Ihren schönen Aussichten von

ihm zu Grabe getragen werden. Jezt wäre es Zeit, dem Unglük vorzubeugen und — —

Ich. (einfallend) Ich verstehe Sie, mein Herr: Sie wollen jezt durch Furcht das zu erzwingen suchen, was Ihnen durch vorgehaltene Hofnungen nicht gelingen wolte.

Ich brach jezt das Gespräch mit gewalt ab, und alle erneuerten Versuche des Redigers, dasselbe wieder anzuspinnen, waren vergeblich. Er blieb wohl noch eine Stunde, sprach von der vortreflichen Denkungsart des Kurfürsten, von der angenehmen Freiheit, die jezt Männer von aufgeklärter Denkungsart geniessen könten, schilderte mir das glükliche Leben der hohen Geistlichkeit — und mußte endlich, da ich durchaus allen fernern Angriffen standhaft auswich, seinen Abzug nehmen.

Ich war der ekelhaften Unterhaltung herzlich müde. Mein Kopf war wüste. Ich legte mich aufs Bette und dachte nach, wie ich es möglich machen wolte, auf das schleunigste aus Maynz zu kommen. Denn es kam mir wirklich

der Gedanke ein, daß mein gegebner Korb Erbitterung erregt haben könte. Nach meinem anscheinenden Krankheitszustande mußte ich noch einen Tag liegen bleiben. Aber ich ließ den Aufwärter kommen und befahl ihm, sich nach einem Schifferkahn zu erkundigen, der nach Köln mich bringen solte. Ich hatte dem vorgeblichen Kanonikus gesagt, daß ich übermorgen erst abreisen würde: und destomehr betrieb ich es, morgen zu verschwinden. Der Aufwärter brachte die Nachricht, daß ich für drei Dukaten und ein Trinkgeld einen eignen Kahn haben könte, mit dem ich in zwei Tagen in Köln zu seyn Hofnung hätte. Ich ließ den Schiffer holen und machte den Handel richtig. Die Abfarth wurde früh um fünf Uhr bestelt.

Was ich mit meinem Fieber machen solte, wußte ich nicht. Mit Medikamenten war in so kurzer Zeit nichts zu erzwingen. Endlich ließ ich mir den Wirth kommen und bat ihn inständig, mir eine Butelje ächten Achtundvierziger zu verschaffen. Er brachte sie, und ich muste zwei Gulden funfzig Kreuzer dafür bezahlen. Ich ließ mir Saedellen und Semmel dazu bringen,

und wolte eben meine Kur anfangen (es war gegen sieben Uhr des Abends) als der Aufwärter mir folgendes Billet brachte, welches ich noch im Original besizze und zum Andenken aufhebe:

Hochwürdiger Herr Doktor!

Es ist Drang des redlichsten Herzens, welches von Verehrung und Freundschaft gegen Sie glüht, wenn ich Ihnen noch einmal das Ende aller Ihrer Beschwerlichkeiten und Gefahren, mit dem reichsten Genusse aller menschlichen Glükseligkeit, anbiete. Von hoher Hand habe ich den unmittelbarsten Auftrag, Ihnen ein Einkommen von 5000 Gulden zuzusichern, wenn Sie einen Ihrer Philosophie gemäßen Entschluß fassen wollen. Es steht blos bei Ihnen, die Art der Volziehung desselben vorzuschreiben. Erdenken Sie sich selbst die allerstrengste Methode, nach welcher Sie sich alles vorher sichern mögen. Man verlangt nicht den geringsten Schritt von Ihnen eher, bis Ihnen alles

erfült worden ist, was Sie selbst Punkt für Punkt vorzeichnen wollen. Sie können alles fodern und alles verbitten, selbst die Abschwörung. Sie können ganz nach den eigensinnigsten Grundsäzzen verfahren. Es wird Ihnen alles bewilligt werden. Nur ein halbes Ja — geben Sie vorerst

Ihrem treuergebensten

R.

Ich mußte bei Lesung dieses Billets bei mir selbst lachen. Aber es war mir doch nun lieb, daß ich die Abreise festgesezt hatte. Ich ging selbst hinaus, sagte dem Bedienten, der den Brief gebracht hatte, heimlich und in einem verstelt traulichen Tone, daß ich morgen um acht Uhr seinen Herrn selbst zu sprechen wünschte.

Jezt sezte ich mich zu meiner lieben Butelje und kam bis zehn Uhr glüklich mit ihr zu Ende. Ich schlief vortreflich. Um vier Uhr erwachte ich und befand mich in einem gemässigten Schweisse, und fühlte mich ausserordentlich leicht

und munter. Eiligst trokneke ich mich ab, nahm frische Wäsche, und eilte, mein Frühstük zu mir zu nehmen, welches an Quantität einer Mittags mahlzeit glich. So volkommen war mein Appetit. Um fünf Uhr, da der Tag noch kaum grauete, stach ich ab, und fuhr den Rhein hinunter. — Ob die Komoedie des R. Ernst oder Spas gewesen war, ließ ich unentschieden. — Ich war froh, daß ich so gesund und heiter meine Reise fortsezzen und mich wieder an meinen Aussichten laben konte, welche die Rege Phantasie sich träumte. — Mein Aufenthalt hatte mich, mit der Reise von Frankfurth, bei dreizehn Gulden gekostet. Wie lange, dachte ich, werden die hundert Gulden reichen?

Drei und Zwanzigstes Kapitel.

Reise nach Köln.

Das Wetter hatte sich wieder aufgeklärt. Die Sonne ging so herlich auf, als ich sie noch nie gesehen hatte. O welche mir neuen Schönheiten der Natur entdekte mein Auge. Welche Scenen, welche Abwechselungen, welche Pracht der Schöpfung! Wie viel verliert man, wenn man diese Gegenden in einem Wagen bereiset. Hier auf meinem Kahne hatte ich beständig in der Nähe und Ferne die mahlerischsten Aussichten. Und jeder Gegenstand, jeder Berg, jedes Dorf, jede Stadt, jede Reihe Weingärten mit ihren Hütten und Pallästen, jede Burg: alles erschien doppelt und dreifach, je nachdem wir nahe oder fern ihnen waren und mit dem Kahne uns wendeten und bald von dieser bald von jener Seite und folglich immer in einer andern Verbindung und Gruppirung es beschauten. Meine Seele war beständig trunken von Vergnügen. — Nicht ein

Gedanke kam mir da — an Heidesheim und Sorgen.

Eins fehlte mir nur zum vollen Genuß: ein mit mir sympathisirender Reisegefärthe. Es ist wirklich in der Welt alles nur halb geniesbar, wo keine Theilnehmung ist. Volle Seligkeit ist warlich nur da, wenn sich die Empfindungen durch Sprache ergiessen und durch wechselseitige Mittheilung in Feuer gerathen können. Ich war auf dem Kahne allein.

Mein Schiffer war — ein Schiffer, und dabei noch ein recht dikhäutiger Katholik. Er wußte nichts aus alle dem zu machen, was ich so schön fand. Ein Stük Schweinbraten und ein Schoppen Schnaps war ihm schmakhafter, als die ganze Pracht der Schöpfung, die mich entzükte.

Da der Mensch merkte, daß mir Gesellschaft fehlte — denn ich bedaurte einigemal, daß ich keinen Reisekompagnon bei mir hätte, und began zu Zeiten stil und in mich selbst verschlossen zu werden — da fing er an, mich zu unterhal-

ten, und natürlich gerade davon, was seine Phantasie am reichlichsten besaß, und was er selbst am lebhaftesten empfand — von seinen Mährchen, welche Pfaffen und alte Weiber ihm aufgeheftet hatten.

Seine Imagination war ganz hol und sein Glaube glich dem Lavaterschen Wunderglauben. Er erzählte mir fast lauter eigne Erfahrungen. Und ich hätte von denen allein eine Legende in einem starken Foliobande aufstellen wollen, wenn ich alles protokolliret hätte. Ein einziges Beispiel zu Probe!

Er hatte mir sehr viel von allerlei Wundern und Teufelaustreibungen vorgeschwazt und ich war nicht im Stande gewesen, ihn, durch meine Zweifel und Bedenklichkeiten, die ich ihm entgegnete, in seinen Ueberzeugungen wankend zu machen. Er fuhr immer getrost fort, zur Beschämung meines Unglaubens, eine Lüge mit der andern zu bestätigen, und sagte endlich mit einer Einfalt, die mir beinahe ein gefährliches Lachen erpreßt hätte: ich sehe wohl, daß der Herr ein

Kezzer ist: ich will ihm nur etwas erzählen, wo ich nicht allein Zeuge bin, sondern was noch lebende Personen attestiren können. Ich hatte meine Frau schon zwei Jahr, und konte, so jung und rüstig ich war, keine Befruchtung zuwegebringen. Ich befragte mich bei einem Maynzer Doktor, aber der Kerl verstund nichts. Er meinte, das sey nicht zu erzwingen. Hernach ging ich zu meinem Beichtvater, der rieth mir zur Maria zu gehn, und sie um Beistand anzurufen. Denke Er, was geschah. Ich ging mit meiner Frau drei Meile Wegs von Maynz, in der schrecklichsten Kälte und tiefem Schnee, nach einer Maria in * * * und nahm etwa zehn Thaler werth mit mir, was ich ihr schenkte. Wir blieben die Nacht im Wirthshause, und mußten wegen der vielen Rekruten, die eben durchpassirten und ihre Nachtquartiere da hatten, uns erbärmlich behelfen. Den andern Morgen gingen wir in die Messe und brachten unser Opfer. So wie wir abgefertigt waren, reiseten wir wieder nach Hause, und meine Frau ward krank. Ich kriegte einen Brief von meiner Mutter, die sterben wolte, und mußte nach dem Elsaß reisen. Wie

ich wieder zurükkam, war meine Frau schwanger. Was sagt Er dazu? Und ich hatte, seitdem wir bei der Mutter Gottes gewesen waren, sie nicht angerührt!

Gern hätt' ich ihm meine Vermuthung in Betref der vielen Rekruten mitgetheilt. Aber ich mußte fürchten, daß er mich in den Rhein warf und meine Kezzerei auf der Stelle ahndete. Ich versicherte ihn also, daß das allerdings eine merkwürdige Schwangerschaft sey.

Ja Herr, fuhr er fort, das ist das wenigste. Im zweiten Monat ihrer Schwangerschaft, bekam sie ein Kopfweh bis zum verrükt werden. Ich lief zum Apotheker und holte Medicin, und es half nicht. Ich ließ einen Doktor kommen, und auch der konte mit allen seinen Pulvern und Tropfen nichts ausrichten. Das arme Weib jammerte und winselte. Auf einmal träumte ich, daß ich bei der Mutter Gottes war, und sie sagte mir: bring die Frau zu mir, ich wil sie gesund machen. Ich sagte den Traum meinen Schwiegereltern und einigen Nachbarsleuten. Wir mach-

ten uns auf den Weg. Wir waren unsere acht. Meine Frau konte kaum kriechen. Sie mußte fort. Wir legten uns alle acht auf die Knie vor der Mutter Gottes nieder, und wie wir eine Stunde gebetet hatten, sahe ich die Maria so an, als wenn ich ihr sagen wolte: wilst du denn noch nicht? Und sieht Er, Herr, ich wil nicht zu Gott kommen, wenns nicht wahr ist: die Mutter Gottes dreht den Kopf nach mir herum und nikt. Ich stieß meine Nachbarn an. Die sehens auch. Wie die andern es merken, richten sie sich auch auf. Und alle sehen, daß die Mutter Gottes mit dem Kopfe nikte. Nu hör' Er, Herr, was geschah. Meine Frau lag wie todt da und betete und auf einmal steht sie auf und läuft, ohne ein Wort zu sagen, zur Kirchthür hinaus, so munter und frisch, als wenn sie zu Tanze gienge. Wir eilten ihr alle nach. Und sieht Er, Herr, sie war gesund wie ein Fisch und hat ihr seit der Zeit kein Finger weh gethan, und sie hatte hernach alle fünf Vierteljahr ihr Kind. Nu? Meint Er noch, daß die Maria bei uns kein Wunder thut?

Was wolt ich machen? Ich mußte meiner Sicherheit wegen ihm Beifal geben. Doch kont ichs nicht lassen, mich zweideutig auszudrükken. Ich sehe freilich, lieber Mann, daß die Mutter Gottes, die Motion gesegnet hat. — Aber der Kerl verhörte meine Motion. Ja warlich, erwiederte er, wenns die Mutter Gottes nicht that, mein Weib wurde närrisch.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Fortsezzung.

Da wir des andern Tages der Stadt Köln uns näherten, ward er mit jeder Stunde gesprächiger. Denn dieser Ort gab ihm reichhaltige Gelegenheit, mich mit Wundergeschichten zu unterhalten. Einige waren so handgreiflich falsch, daß ich ihn selbst zweifelhaft machen konte. Bei einer aber, da ich bereits mehrere ihm als höchstbedenklich zurükgegeben hatte, beharrte er desto fester.

Es giebt freilich manche Lüge, sagte der arme Tropf in seiner Einfalt, die man so mit unter aufgebunden kriegt: aber eine Geschichte, die ich ihm erzählen wil, ist gewiß wahr, denn — sie ist gedrukt. Ich kan Ihm zu Hause das Buch weisen, wo sie steht. Und ich kenne selbst einen Mann in der Mainzer Vorstadt, der die Probe davon gemacht hat. Wenn wir nach Köln kommen, wil ich Ihm das Thor weisen. Zu dem Thore ist die H. Dreieinigkeit herausgegangen, da die Kezzer einmal zu viel Lärmen in Köln machten, uud seit der Zeit, Herr, ist kein Mensch im Stande, durch das Thor zu gehen oder es aufzumachen. Und sieht Er, Herr, der Mann in der Vorstadt, von dem ich Ihm sagte, ist selbst da gewesen: es ist mein Gevattermann: und der hat mirs gesagt, daß er selbst an dem Thor gewesen ist, wie er die Krätze hatte, die ihm kein Doktor vertreiben konte: und da ist er hingekniet, und hat die Hände an der Mauer gerieben, daß das Blut gelaufen ist: und da hat es ihm drei Stiche in die Seite gegeben, wie mit Stecknadeln: darauf ist er nach Hause gereißt und seine Krätze war fort. Seitdem sind

viel Kranke vor das zugemauerte Thor gegangen und haben sich gerieben, und sind gesund geworden.

Ich schwieg bei der Erzählung: aber da wir bei Köln ausstiegen, und ich mich ausser Gefahr sahe, durch die Glaubenswuth meines Schiffers zum Märtyrer zu werden, konte ichs doch nicht lassen, ihm beim Anblik des Thores meinen Unglauben zu gestehen. „Ei, Freund, das Thor „ist ja zugemauert. Nun warhaftig, da hat die „Kölner Dreieinigkeit gar leicht das Wunder ver„richten können, daß niemand zu dem Thore mehr „heraus und hinein kan. Laßt Euch von euern „Pfaffen doch solch dummes Zeug nicht bereden, „und seyd versichert, daß es auch gedrukte Lü„gen giebt.“

In Köln blieb ich über Nacht, weil ich mußte. Denn ich kam gegen fünf Uhr an und war kaum zum Thore herein, als es schon geschlossen wurde, von welchem Augenblikke an, kein Mensch mehr aus und eingelassen wird. Und beinahe hätte ich gar auf einen Monat Quartier bekommen.

Ich nahm mir im Gasthofe einen Lehnlakei der mich, weils noch ein wenig Tag war, in der Stadt herumführen solte. Der Kerl war ein Gaudieb. Wir gingen vor einem grossen Hause vorbei, wo in der untersten Etage eine vornehmscheinende Dame im Fenster lag und durch ihre Reize von weitem schon das Auge des Vorbeigehenden auf sich zog. Er führte mich so, daß wir ganz nahe an dem Fenster vorbeikamen. Ich sahe die Dame an. Sie bog sich bescheiden zurük, nahm eine Mine vol Ernst mit Grazie vermischt an, und machte eine Bewegung, als ob sie mich grüssen wolte, welches denn natürlich meine Artigkeit sogleich in Feuer sezte, so daß ich mit dem vollen Kompliment ihr zuvorkam, und es von ihr erwiedern sah. Ich fragte den Bedienten, ob er die Dame kenne? Er stelte sich zweifelhaft, ob er sie für die oder die vornehme Frau halten solte. Ich achtete des Dinges nicht weiter.

Ich ging bald in den Gasthof zurük, weil mich in dem alten Rauchneste nichts interessiren wolte, und nahm eine gute Abendmahlzeit ein, nach der ich mich um so mehr sehnte, je schlech-

ter die Kost gewesen war, welche ich in der Gesellschaft meines Schiffers genossen hatte. Denn der Kerl hatte seine Stationen, wo er sich wohl befand, wo aber, für Reisende meiner Art, Jahr aus Jahr ein Fastenzeit ist.

Mitten in dieser Mahlzeit meldete mir der Markeur, daß eine Dienstmagd mich zu sprechen verlange. Ich gieng hinaus, und fand ein Mädchen, welches mir von einer gewissen Frau Geh. Hofräthin ein Kompliment brachte, mit dem Vermelden: sie hätte von meiner Ankunft Nachricht erhalten, sie wünschte einen so berühmten Mann persönlich kennen zu lernen, uud sie bäte daher, daß ich ihr die Ehre erzeigen und sie besuchen möchte. — So wunderlich mir das Ding vorkam, so wenig hatte ich arges dabei im Herzen. Ich fragte die Magd, wo die Dame wohne? Sie offerirte sich, mich selbst zu geleiten. Ich sagte den Besuch zu und befahl, in einer halben Stunde mich abzuholen. Das Mädchen erklärte, daß sie unten an der Hausthür zur gesezten Zeit meiner erwarten wolle. Dieses leztere erregte in mir die erste Bedenklichkeit. Denn mit

dem Erwarten an der Hausthüre associirte sich eine dunkle Idee von Kuppelei.

Indessen kehrte ich zu meiner Schüssel und Flasche zurük, und befriedigte vor allen Dingen den mächtigen Tirannen, welcher der ganzen Menschheit erster Gesezgeber ist. Und beinahe hätte ich über der Andacht, mit welcher ich diesem gebietenden Herrn meine Pflichten erfülte, die ehrenvolle Visite vergessen. Sie fiel mir wieder ein, da mein Nachbar am Tische nach der Uhr sah. Und da, mit dem Gedanken an die Hauptsache, mir meine Phantasie auch die Nebensache vorstelte, ich meine das Mädchen an der Hausthür; so kam mirs an, meinen Wirth auf die Seite zu ziehen, und ihn zu fragen, ob er hier eine Frau Geh. Hofräthin N. N. kenne?

Wirth. Nein, mein werther Herr. Ich glaube auch nicht, daß in Köln eine — ist.

Ich. Das wär sonderbar! Sie hat mich auf heute Abend einladen lassen.

Wirth. Um Gottes willen gehn Sie nicht hin, ehe Sie einen von meinen Leuten abgeschikt und sich genauer erkundigt haben. Es kan Ihnen die gröſte Gefahr daraus erwachsen.

Ich, Sie meinen vielleicht, daß ihr eifersüchtiger Mann —

Wirth. (einfallend) Bewahre Gott. Es ist sicher keine Dame, die Sie hat invitiren lassen. Das ist eine von den Methoden der hiesigen Huren, durch welche sie Fremde an sich lokken. Wenn Sie hinkämen, würden Sie sehr artig empfangen werden, aber auch in wenig Minuten sich in den Händen der Gerichtsdiener befinden. Und dann hätten Sie die Ehre, einen Monat im Arrest zu seyn, und mit einigen hundert Gulden Unkosten wieder erlassen zu werden.

Ich. Ist das möglich? Aber wie kan eine Hure von mir Nachricht haben, da ich erst anderthalb Stunden hier bin?

Wirth. Ich vermuthe, daß Sie durch die Kanaille, den Lehnlakai, verrathen sind. Solche Kerls stekken mit den Mensehern unter der Dekke.

Ich. Aber wie wäre es denn möglich, daß man so unschuldig auf so lange Zeit könte im Arrest gehalten und um so vieles Geld gebracht werden?

Wirts. (traulich) Ja, lieber Herr, hier stechen unsere Rathsherren selber mit den Huren durch. Die Hure lokt den Vogel und meldets ihrem Rathsherrn, der sie protegirt, daß er ihn einfangen kan. Und dann erscheint das Mensch als Klägerin, daß ihr der Eingefangne gewaltsame Unzucht angemuthet habe, und so wird der Proceß instruit. Alsdan sucht man des Fremden Vermögensumstände zu erfahren, um ihn nach Masgabe derselben, um ein, zwei, vier und mehrere hundert Gulden leichter zu machen und so wieder nach Hause zu schikken.

Ich erstaunte über diese Kölnische Statistik und dankte Gott, daß ich den gesunden Einfal gehabt hatte, meinen Wirth zum Konsulenten zu wählen. Indessen war ich doch begierig, es gewiß zu wissen, daß meine Einladung auf ein solches Spiel gemünzt gewesen sey. Ich bat also

den Wirth, einen von seinen Leuten hinunter zu schikken, und die Magd fragen zu lassen, wo die Herrschaft wohne, zu welcher sie mich abholen wolte. Das geschah. Die Magd war frech genug, dem Aufwärter ein Haus zu nennen, und mir sagen zu lassen, daß die Dame mich erwarte. Ich wurde also jezt mit dem Wirthe eins, daß er zwei seiner Hausleute hinunter schikken und die Magd nöthigen solte, sie nach dem Hause der Dame hinzubringen, unter dem Vorwande, daß ich ihr etwas zuschikken wolte. Aber das Mädchen mochte indessen schon die Kunte gerochen haben und war, da die Leute hinunter kamen, verschwunden.

Ich lernte also, was ich späterhin aus der Gallerie der Teufel erfuhr, daß man in Köln sehr vorsichtig mit den Damen zu Werke gehen muß.

Fünf und Zwanzigstes Kapitel.

Crefeld. Kleve.

Meine Reise ging von Köln nach Crefeld, wohin ich keine ordinaire Post fand. Das nöthigte mich, einen Hauderer oder Lehnkutscher zu nehmen. Dieser zwang mir, des bösen Weges halber, drei Pferde auf, ohngeachtet ich mit meinem Mantelsak allein war, und ich mit samt meiner Kasse, keine 125 Pfund wog. Der ganze Vormittag ging hin, ehe ich mit dem Handel fertig werden konte. Daher mußte ich noch in Köln eine Mittagsmahlzeit bezahlen, welches meine Rechnung bis auf fünf Gulden erhöhte. Die Fracht nach Crefeld kostete mich über zehn Thaler, und ich wurde dafür so langsam gefahren, daß ich vor langer Weile hätte umkommen mögen. Der redselige Schiffer von Mainz hatte mich auch nicht wolfeil beköstiget, so wenig auch mein Magen genossen hatte: daher war meine Börse schon ziemlich zusammengeschmolzen, so daß ich recht sehnlich auf Elias Raben wartete. —

Ich war übrigens der jezt anhaltenden, kalten, nassen und stürmischen Witterung ohngeachtet, vollkommen gesund und heiter im Geist

In Crefeld hatte ich Spekulation auf die Herren von der Leihe, welche Millionen besaßen und über 3000 Abeitsleute Brod gaben. Wo solche Reichthümer sind, dachte ich, wird wohl für ein Philanthropin etwas abfallen. Durch Herrn De Greif, einen Weinhändler, der schon einen Sohn für mein Institut bestimt hatte, gedachte ich mit diesem Hause in Bekantschaft zu kommen und meine Suada — ad modum des heiligen Stifters des hallischen Waisenhauses — anbringen zu können.

Ich fuhr bei meinem Freunde an und ward mit Herzlichkeit aufgenommen. Er erschrak über meine Erscheinung und erstaunte, da ich ihm mein Vorhaben erzählte, in dieser Jahreszeit nach Holland und England zu reisen. Indessen weissagte er mir Glük, und gab mir verschiedene Empfehlungsschreiben an grosse Handelshäuser mit. Auch nante er mir in London einen Mann, der

sein Herzensfreund und ein Deutscher war, welcher als Bruder mich aufnehmen würde. Ich blieb zwei ganzer Täge in Crefeld und lebte höchst vergnügt im Schooße der liebenswürdigsten Familie.

Herr De Greif war ein wolhabender aber kein reicher Mann und — hatte viel Kinder. Es war also ausserordentlich viel Enthusiasmus für mein Institut, daß er mir seinen Liebling, einen Knaben von dreizehn Jahren anvertraute und dreihundert Gulden oder 33 Luisdor für ihn zu bezahlen versprach. Das war der erste Zögling, den ich auf meiner Werbungsreise bekam.

Gleich den ersten Morgen gingen wir aus, bei den Herren von der Leihe, auf welche mein Freund selbst etwas rechnete, eine Visite abzulegen. Wir hatten uns die Erlaubniß erbitten lassen, ihre Fabrikanstalten, und besonders die große Seidenspinner-Maschine zu sehen, welche mit einem Pferde leistet, was sonst 36 Menschen thun mußten. Wir wurden höflich aufgenommen, und man führte mich überal herum, auch da, wo man

Leute von Metier nicht hinschauen ließ. Mein Freund kramte eine Geschichte meines Philanthropins aus, ließ fleissig dabei Worte der Ermahnung zur freigebigen Menschenliebe fallen, rühmte meinen Heldenmüthigen Enthusiasmus fürs Institut, der aus dieser Reise hervorleuchtete und sagte es den Zuhörern so deutlich als möglich, daß sie Ursache hätten, sich eine Ehrensäule zu stiften. Aber — er predigte tauben Ohren.

Wir machten hernach angenehme Bekantschaften, mit einem aufgeklärten Prediger, Heuman, und dem Buchhändler Ter Meer, einem Original von biedern und redlichen Manne, welcher hernach mein beständiger Freund und Korrespondent geblieben ist, und genossen in ihrem Zirkel die reinsten Freuden des geselligen Lebens. Ich ward im Orte als ein berufener Kezzer angesehn, und man wieß hier und da, wenn ich auf der Straße ging, mit Fingern auf mich. — Ich fand hier, beiläufig gesagt, die erste Spur von jener übertriebnen holländischen Reinlichkeit in und vor den Häusern.

Nachdem ich der Ruhe und des Wollebens genossen hatte, bestelte ich die Post für mich auf Kleve, wo mir Herr De Greif auch Bekantschaften angewiesen hatte und dachte — was Crefeld nicht geliefert hätte, werde Kleve wohl geben. Als ich des Abends auf mein Zimmer kam und das leztemal in Crefeld entschlafen wolte, erblikte ich auf meinem Nachttische zehn Dukaten. — Ha! funfzig Gulden unerwartet, ungesucht! — Ich umarmte am Morgen meinen großmüthigen Freund, und schied vergnügt von ihm.

In Kleve fand ich einen herrlichen Mann an D. Beuth. Er war ein Arzt, von den gründlichsten Kentnissen, der gewissenhafteste Mann in seiner Praxis, der angenehmste Gesellschafter, der gefälligste und eifrigste Menschenfreund. — Dieser führte mich gleich in das Haus des Herrn von Bachmann ein, wo ich auf das freundschaftlichste aufgenommen und bewirthet wurde. Er, ein Mann von Geschmak und den edelsten Grundsäzzen, Sie, das sanfteste, liebevollste Weib, wurden beide mit mir einig, über zwei muntere Knaben, darunter der älteste ein wahres Genie war und mir desto-

mehr

mehr Vergnügen machte, jemehr ich hoffen durfte, an diesen Zöglingen Ehre zu erleben.

Es war übel, daß ich an keinem Orte lange bleiben durfte, wenn ich die ganze Reise binnen vier Monaten, wie es beschlossen war, beendigen wolte. Denn ich würde überal in weitläuftige Bekantschaften gerathen seyn und für mein Institut Zuwachs erhalten haben. Indessen war ich froh, überäl nur etwas wirken zu können, weil ich mir mit Recht Hofnung machte, daß die eine Familie, welche mir ihre Kinder anvertraute, das Lob meines Instituts in der Folge schon selbst ausbreiten und dadurch die Zahl der Pensionisten vermehren würde.

Von Kleve ging ich mit der Post nach Holland. Dieses Fuhrwerk wolte mir nicht behagen. Es waren kurz gebaute bedekte Kaleschen, ohne Deichseln unserer Art, blos mit einem zwischen den Vorderrädern verfehnen Horne, auf welches der Kutscher oder Postilljon den Fuß stelt, und die Lenkung des Wagens verrichtet. Diese Wagen, so eben die meisten Wege sind, stießen so entsezlich,

daß meine sämtlichen Gebeine auf der zweiten Station schon mürbe waren.

Auf der dritten hätte ich mein Leben bald einbüßen können. Der Postilljon entschlief und die Pferde gingen durch. Ich war allein auf dem Wagen, und hatte um mich herum eine erstaunende Menge Kisten und Kasten stehn. Zum Unglük war der Weg steinigt, so daß der Wagen durch das Rennen der Pferde alle Augenblik in die Höhe geschnellt wurde, und die Poststükke durch einander stürzten. Eine mit Eisen beschlagene Kiste stürzte mir in die Seite, daß mir vor Schmerzen Hören und Sehen verging. Ich glaubte, daß eine Ribbe verlezt wäre. Ich verlor Hut und Perüke, indem ich mich unter den Siz retiriren wolte, um nicht von den Poststükken erschlagen zu werden. Und doch bekam ich an der rechten Hand und am Kopfe Wunden, daß das Blut floß. Endlich rissen die Pferde seitwärts den Wagen in einen Graben. Er überschlng sich völlig. Ich stürzte gerade auf den Kopf und bekam noch einen Schlag von einem ledernen Felleisen, daß ich von Sinnen kam.

Der Postillion fiel herunter, und die Pferde blieben endlich an einem Baume hängen. Der Kerl war unbeschädigt und zog mich blutig und sinnlos hervor. Ich erwachte bald und fand den armen Menschen in Todesangst. Was half Schelten und Drohen? Er bat flehentlich, auf der Station nichts zu sagen, holte aus dem Graben Wasser in seinem Hute, wusch mir das Blut ab, und ich war froh, daß es nichts mehr als Haut gekostet hatte. Aber der Schrek machte mich krank, daß ich alle Eßlust verlor und einen ganzen Tag in Delft liegen bleiben muste.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Säderſee. Holländiſches Frühſtük.

In den holländiſchen Orten fand ich Einförmigkeit der Bauart und der äußerlichen Gestalt der Häuſer. Das auffallendſte war mir der Anblik

der Bauerweiber und Mägde, welche in hölzernen Schuhen und Reifrökken einhertrabten. Ein ziemlich grosser hölzerner Reif war unter dem Rokke befestigt und die Schürze war hinten mit Bändern zusammengebunden, daß sie nicht um den Reifrok pludern konte. Es sah drolligt aus, wenn ein solches Weib mit einem Tragkorbe oder einer Milchkipe kam und ihre zerlumpten Rökke so gespreizt hatte.

Wenn ich einkehrte und Kaffe verlangte, fragte man mich, ob ich deutschen oder holländischen Kaffe haben wollte. Der deutsche ward stärker gekocht. Aber er war dennoch so schwach und fade von Geschmak, daß ich ihn kaum hinterbringen konte. Wie muß, dacht ich bei mir selbst, der holländische seyn? In Amsterdam erfuhr ichs.

Ich weis nicht mehr, war es in Delft oder in einem andern Orte, wo ich, nach des Herrn De Greif Rath, einen Gelehrten besuchte, (ich habe den Namen gänzlich vergessen) welcher Basedows Freund und ein steinreicher Mann seyn solte. Ich hub meinen Spruch gleich von dem Vater

der deutschen Pädagogik an, erzählte, was ich bereits für das philanthropinische Wesen in der Welt gethan und gelitten hatte und gab zu verstehen, daß ichs gar nicht übel nehmen würde, wenn er sich unterstehen wolte, meinem Institut etwa ein hundert gute Dukaten zu verehren. Aber — er unterstand sichs nicht.

Ich ging nach Amsterdam über die Süderſee. Schade, daß die Reise des Abends um sieben Uhr erst vor sich ging. Ich konte weder mein Schif, noch die See, noch die Ufer sehen, und mich durch Aussicht für die Lasten der Reise entschädigen. Man stekte mich in die Kajüte, die nach Oehl und Tabak stank, das man hätte umfallen mögen. Ich war unter lauter gemeinem Volk. Furcht hatte ich nicht. Aber eine ganze Nacht, ohne Bett, ohne Wein, ohne Gesellschaft, ohne ein Bissen gutes Essen, selbst ohne Pfeife — das war hart!

Da ich etwa eine Stunde auf der harten Bank gesessen und mich mit dem Gedanken beschäftiget hatte, der mir jezt schon zuweilen auf-

stieg — „bist du nicht ein Thor, daß du dich so „herumtreibest und fatigirest und quälst und —“ fing mir auf einmal schlimm zu werden. Ich hielts für Folge des Gestanks, bat also den Schiffer, mich hinaus zu führen an die freie Luft und mir einen Stummel zu borgen, daß ich rauchen könte. Der Schiffer thats. Ich stopfte meine Pfeife, trank ein Glas Wasser und stieg aufs Verdek. Aber hier war ich nur wenig Minuten, als sich auf einmal mein gebietender Herr empörte und alles, was er enthielt, mit den heftigsten Konvulsionen von sich gab.

Ich stieg wieder in die Kajüte und klagte es meinem Schiffer. Ja, Myn Herr, das ist die Seekrankheit: es wird noch besser kommen. Die Süderse ist schlimmer, als die offenbare See. Wer das Seefahren nicht gewohnt ist, wird hier am meisten angegriffen. Ich erfuhrs leider. Das Erbrechen dauerte die ganze Nacht fort, daß ich glaubte, alle Eingeweide würden von mir gehen. Der Schmerz war desto grösser, weil ich nichts im Magen hatte, und nichts heraus worgen konte, als ein wenig galligten Schleim. Wie froh

war ich, da ich am andern Morgen das Ei erblikte, und um neun Uhr ans Land steigen konte.

Erbrechen und Uebligkeit verschwanden im Moment. Und es ward mir so leicht, als wenn ich neu geboren wäre. Der stärkste Hunger überfiel mich. Ich ließ mir vom Kroy = er (so spricht man den Namen der Kerls aus, welche an allen Landungsplätzen stehen und sich anbieten, die Koffer und Effekten der Passagiers weiter zu tragen, ein Wirthshaus zeigen, um zu frühstükken. Aber wie erschrak ich.

Ich wurde in ein schönes Zimmer geführt und erwartete eine recht volle Befriedigung für meinen ungestümen Foderer. Zum Unglük hatte ich vergessen, deutschen Kaffe zu bestellen: und gefragt hatte man mich nicht. Es waren noch zwei Passagiers da. Und siehe, man trug auf — mitten auf den Tisch eine große messingne Kanne mit Kaffe, die wohl drei preussische Mäas halten mochte — ein kleines porcellanes Näpfchen mit Zukker, welcher in Stükchen geschlagen war, die die Gröſſe einer Erbse hatten, und zusammen

etwa anderthalb Loth wiegen mochten — ein Hafen mit Milch, welche ganz blau aussah. — Das war das Prätorium im Lager unsers Frühstüks, oder, das Hauptquartier: Nun wurden die Ekken besezt. Auf der einen erschien ein großes Waizenbrod oder Semmel, auf der andern ein großer holländischer Käse, auf der dritten ein ungeheures Stük steinharter Pumpernikel oder Kleienbrod und auf der vierten eine Butterbüchse. Als alles aufgetragen war, kam der Wirth und nöthigte uns zuzulangen.

Einer der Passagiers war ein Holländer. Den nahm ich mir zum Muster, um ihm abzulernen, wie man mit einem holländischen Frühstük zu Werke gehen müsse. Der Mann zog, mit seinem Hut auf der runden wolreichen Perüke, einen Sessel an sich, und sezte sich an den beladenen Tisch. Er nahm das n[illegible]sse Brod und schnitt eine grosse Scheibe sich ab. Darauf zog er die Butterbüchse an sich und bestrich die Scheibe mit Butter. Sofort ergrif er den Pumpernikel und legte eine Scheibe von demselben auf die bereits bebutterte Semmelscheibe. Endlich holte er

den Käse und belegte mit diesem den Pumpernikel. Diese vierlagigte Bamme in der linken Hand haltend, schob er mit der Rechten die Tasse unter den Hahn der grossen Kaffekanne, that zwei einzige Stükchen Zukker hinein, und ließ laufen. Ich gukte jezt mit der größten Spannung meiner Sehnerve, um das Getränk zu erblikken, das nun auch meinen Durst löschen solte. Aber wie erschrak ich.

Hastig fuhr ich auf. Lieber Herr Wirth, ich habe mir ja Kaffe bestelt, Sie haben da Thee gebracht. — Mein Wirth klozte mich an. Es ist Kaffe mein Herr, kosten Sie nur. — Nun merkte ich den Irthum und besann mich, daß ich deutschen Kaffe zu verordnen vergessen hatte. Indeß, er war einmal da. Ich nahm eine Tasse und ließ laufen, kostete, mußte aber gleich den ersten Mundvol zur Thür hinaustragen und wieder fortschikken. Es war ein greulicher Geschmak. Es konten in diesen drei Maas Wasser nicht mehr als zwei Loth Kaffe seyn. Denn der Geschmak war gar nicht wie Kaffe. Ich glaube, daß ein zum viertenmal abgekochter

deutscher Kaffe ohngefähr so schmekken müßte. Leider mußte ich mich am weissen Brode und der Butter erholen, um meinen Magen nicht ganz verschmachten zu lassen. Und dafür hatte ich, wie wenn ich, dem Holländer gleich, acht Tassen getrunken, und den dritten Theil der aufgetragenen Waaren verzehrt gehabt hätte, zwölf holländische Stüber zu bezahlen. — Der Holländer biß wechselsweise ein Stük von der vierlagigten Bamme und nahm einen Schluk Kaffe dazu, kaute es durch einander und machte so die Suppe im Munde, —

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Amsterdam.

Ich hatte für Amsterdam zwei Empfehlungsschreiben an große Handelshäuser. Aber da ich einen holländisch Redenden kaum verstand, ge-

schweige selbst zu sprechen vermochte; so hatte ich nicht Muth, mich so gleich an sie zu wenden. Und es war mir auch nicht wahrscheinlich, daß sie mich um dieser Empfehlungen willen gleich bei sich einquartiren würden. Daher suchte ich einen Mann von geringerer Bedeutung auf, dem ich eher zutrauen konte, daß er auf die Ehre, einen deutschen Doktor zu herbergen, etwas rechnen würde. Das war ein gewisser Trieste, der einen Distillateurladen hatte und mit Wein handelte. Er hatte mir bereits seinen Sohn mit 60 Dukaten-Pension aufgehalset, und war mir dadurch einigermassen verbindlich geworden.

Ich ließ durch einen Krojer mich zu ihm bringen und ward mit Freundlichkeit und Herzlichkeit empfangen. Ich sahe es gleich, daß das Vater und Mutter Herz entbrannt war, den Versorger des geliebten Söhnleins zu sehn, und theils frohe Nachrichten von dem jungen Lieblinge zu erhalten, theils durch Liebkosungen den strengen Mentor zu verpflichten, daß er den Zögling desto besser behandeln und verpflegen möchte.

Der Manes, so nente man den kleinen Abgott im Hause, war ein Knabe von ohngefähr funfzehn Jahren, und der einzige männliche Erbe des väterlichen Weinlagers. Er hatte sieben Viertel brabender Elle in der Länge und drei Viertel im Durchmesser seines Bauches. Sein Kopf war anderthalb Viertel dik und ein Viertel hoch. Die Haut seines Angesichts war von den Pokken verzogen und gleißte von Fettigkeit. Seine Bakken waren wol behalten, wie sein Wanst. Die kleinen Augen lagen tief und wurden von den strozenden Wangen so beschüzt, daß man sie kaum gewahr werden konte. Drei Stunden täglich brauchte er zum Kauen, zwölfe zum Schlafen, zwei zum Ankleiden, eine zu den nothwendigsten Leibesbewegungen, welche die Natur erheischt. Seinen Leib bedekte siebenfache Kleidung: ein Rok, eine Weste, ein Brustlaz, ein Oberhemde, ein Wammes, ein Unterhemde, und ein Molton auf dem blossen Leib.

Der Vater dieses kleinen Manes war ein kreuzbraver Mann, der in seiner Art eine hinlängliche Quantität schlichten Verstandes besaß, einen

gefälligen freundschaftlichen Karakter hatte, in seinen Geschäften Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit zeigte, und ein recht guter Hausvater dabei war. Uebrigens trug er, nach holländischer Manier, eben die benanten sieben Kleidungsstükke, nebst einem dikken runden Stuz, so daß der Leib von dem Andrange der feuchten Luft wohl verwahret, und die Transspiration beständig in gutem Fortgange war. Auch waren ihm, wie jedem nicht ausgearteten Holländer, zehntausend Gulden wichtiger, als alle Gelehrsamkeit und Weisheit.

Ich logirte bei ihm und erhielt durch ihn auf der Börse, die er täglich besuchte, mancherlei Bekantschaften, welche mir zum Theil nüzlich wurden und zum Theil noch spate Vortheile hoffen ließen.

Indessen war mein Hauptanstoß, den ich in Holland fand, der Ruf meiner Irglaubigkeit. Alle rechtgläubigen Anhänger der Dortrechter Synode oder der Augspurgischen Konfession scheuten sich vor mir. Und die wenigen halbaufgeklärten

Menschen, bei denen das Vernunftlicht in der Dämmerung stund, muſten besorgen, von ihren Beichtvätern zur Rede gestelt und für Indifferentisten erklärt zu werden, wenn sie sich Achtung und Vertrauen gegen mich zu deutlich merken ließen. Kurz die Furcht, daß ich die Kinder zur Atheisterei und Gottlosigkeit verführte, verschloß jedes ächtholländische Auge vor meinem Erziehungsplane.

Im Grunde ist freilich des Holländers Religion — Geld. Und ich habe, bei genauer Untersuchung dieser Menschen, es ganz klar befunden, daß sie die Religion wie eine Sache betrachten, welche zu den Dingen gehört, die man wie ein altes Herkommen, wie ein durch Bündnisse und Eide heilig gewordnen Gegenstand des Patriotismus, in Ehren halten muß. Die Leute betrachtens, wie der deutsche Bauer seine Gerechtigkeiten, für die er sich todt schlagen läßt, für die er Hab und Gut verprocessirt, wenn sie gleich oft keine Bohne werth sind. Das Wesen der menschlichen Glükseligkeit, das Ziel alles ihres Strebens, der höchste Gegenstand ihrer Vereh-

rung ist, Besiz des Reichthums: und das Accessorium — der Ehre ist, die Religion. Was ohngefähr dem deutschen Edelmann sein Von ist, das ist dem Holländer sein Sektenglaube. Wie der Edelmann nichts bei seinem Von denkt, nicht davon selig wird, nicht davon sich satt essen kan, nicht den geringsten wahren Werth damit erlangt, aber doch als ein durch Alterthum und Vorurtheil heilig gewordnes Ding es hochachtet und sich damit brüstet und es als einen Vorzug ansieht, der ihn über alle vonlose Menschenkinder erhebt, so gehts dem Holländer mit seiner Religion. Er hält sein Geld für die einzige ächte Quelle der Seligkeit, weis von der Religion nicht das mindeste anzugeben, was sie ihm nüzt: aber er hält sie einmal für den hollandischen Adelsbrief, den er sich nicht nehmen lassen darf, wenn er auch gleich keinen Werth hat und giebt.

Unter keinem protestantischen Himmelsstriche habe ich einen so eigentlichen dummen Religionseifer gefunden. Ganz wie der ahnenstolze Deutsche, alle Verdienste, allen Menschenwerth verachtet, so verschliest der ächte Holländer sein Auge vor jeder

Tugend, vor jedem Verdienste, das nicht von seinem Adelsbriefe begleitet ist. Der nuzbarste, gelehrteste, rechtschaffenste Mann ist ihm Kehricht, wenn er nicht seiner Religion ist. Und an dieser wahnwizzigen Unduldsamkeit sind die Prediger schuld.

Denn auf den holländischen Kanzeln (ich glaube nicht, daß man in ganzem Lande sechs Männer findet, welche eine Ausnahme machen) wird fast nichts, als Polemik getrieben. Da hört man fast gar keine Moral. Entweder das Thema selbst oder doch die ganze Applikation ist Kontrovers. Alle Sontage, die Gott werden läßt, erschallen Zurechtweisungen der irrenden Brüder. Und dieses ewige und hirnlose Polemisiren ist die Hauptursache, warum der große Haufe die dunkle Idee von Heiligkeit und Ehrwürdigkeit des Sektenglaubens nicht los werden kan.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Vergebliche Versuche, die holl. Kanzel zu besteigen.

Pisbidorchen.

Mein Hauswirth hatte, Gott weis wie, durch diese Nebelkappe durchsehen lernen. Er hielt die Religion für den Zankapfel der Priester, und jeder Mann von bürgerlichem und moralischem Werthe war ihm lieb, er mochte Christ oder Heide seyn. Er ließ sich zwar nie mit mir auf Religionsgespräche ein: aber einzelne Urtheile, die er fälte, waren mir Winkes genug, das verborgene Licht bei ihm zu entdekken.

Sein Wunsch war, daß der böse Geruch meiner Kezzerhaftigkeit vertrieben werden könte. Er rieth mir daher, in Amsterdam zu predigen. Und gewiß ist es, daß eine einzige Predigt alle übeln Eindrükke, die meine Verschrieenheit gemacht hatte, vertilgt haben würde. Wir rathschlagten lange, wie das anzufangen sey. Er meinte zwar anfangs, daß es nicht viel Schwierigkeit finden würde, in einer lutherischen Kirche zu predigen,

da ich ja ein lutherischer Generalsuperintendent sey, dem kein Prediger mit Ehren es abschlagen könte. Aber er fand doch bald selbst in dem Geiste der Amsterdammer Priesterschaft triftige Gründe, die ihm Schwierigkeiten ahnden hießen.

Wir gingen langsam und vorsichtig. Zuerst gaben wir einigen Geistlichen eine Visite, und suchten sie durch Gespräche, welche absichtlich auf Hervorbringung guter Urtheile von meinen Religionsgesinnungen gerichtet wurden, mir geneigt zu machen. Sodann wandte sich Herr Triest an die Kirchenvorsteher, um diese vorzubereiten und für mich zu gewinnen. Endlich wurde dem obersten Seelenhirten eine ehrerbietige Aufwartung gemacht, und die Sache von weitem angetragen. Zulezt bat sich denn Triest gerade zu von einem deutschen lutherischen Geistlichen eine Predigt für mich aus, und erhielt — zwar keinen eigentlichen Korb, aber doch ein Register von Schwierigkeiten und Weitläuftigkeiten, bei welchen ihm die Lust verging, sich weiter zu bewerben.

Ich bin versichert, daß man hätte tausend Gulden bieten können, und kein Prediger würde

mir dafür seine Kanzel geöfnet haben. — Es half nichts: ich mußte den Gestank meiner Irrglaubigkeit mit mir herumtragen.

So wenig mir der Weg der Kanzel gelingen wolte, meine philanthropinischen Werbungen zu unterstüzzen, so wenig schienen mir meine Adreßbriefe zu helfen. Ich präsentirte sie, ward kalt und majestätisch aufgenommen, und eine einzige Einladung zu einem Mittagsessen war der ganze Vortheil, den sie bewirkt hatten.

Beides waren altholländische Häuser, in denen der steife und kalte Ton herschte, der dem reichen Belgier vornehmlich eigen ist. Ueber der Mahlzeit ward ich von einer mir damals noch unbekanten Sitte überrascht. Wir hatten die warmen Speisen verzehrt und die Bedienten fingen an, das Desert aufzutragen. Sobald Torten, Obst, und was dazu gehört, die lange Tafel bedekte, kam ein Bedienter und präsentirte mir eine gestopfte Tabakspfeife mit einem brennenden Fidibus. Dabei sezte er mir ein Pisbidorchen oder Sputnapf auf den Teller. Ich erschrak, und sahe geschwind nach meinem Trieft,

der mit zu Tische geladen war und mir gegen übersaß. Dieser hatte schon meine Verlegenheit geahndet, und war auf meinen Blik gefaßt. Er nikte mit dem Kopfe und gab mir zu verstehn, daß ichs annehmen solte. Also stekte ich nun ohne alle Erröthung meine Pfeife an, hielt sie über den Teller und fing an zu dampfen, wie — ein Holländer. Und so gleich erhielt alles, was männlichen Geschlechts war, sein Desert, wie ich, und eine Wolke erhob sich über der Tafel.

Das war für mich ein ganz neuer Anblik. Es war bunte Reihe. Jeder Herr hatte rechts und links eine Dame. Jeder schmauchte seine Pfeife, indeß die Damen sich Konfekt, Obst, u. d. vorlegen liessen und solches, von der Wolke umnebelt, ohne alle Unbequemlichkeit verzehrten. Wir blieben noch wohl eine Stunde bei Tische und trunken Wein zum Tabak. Selbst eine alte Matrone rauchte mit und opferte das weibliche Desert dem männlichen auf.

Mir behagte die Sitte, und ich bewunderte blos die Geduld der Damen, welche weder

ihre Nase dadurch beleidiget, noch ihre Brust beläſtiget, noch ihre Geschmeide und brabander Spizzen durch den Qualm gefährdet fanden. Ich achte kein Kuchenwerk und rauche gern auf die Mahlzeit eine Pfeife zu einem Glas Wein.

Auch die Pisbidorchen beleidigten mich nicht. Sie waren ganz von Silber. Unterhalb hat das Ding einen dikken Bauch, welcher sich oben in einen engen Hals zusammenschließt, der gleich wieder sich weitert und in einen breiten Rand übergeht. Wenn also der Spiechel auf den breiten Rand fält; so schießt er schnel davon hinab in den engen Hals and wird unsichtbar. Daher giebt diese Sitte in der That für den unbefangenen Schauer gar keinen Ekel. Man sieht gar keine Unreinigkeit. Der Tabaksraucher ergreift das Ding, wenn er ausspukken wil, beim Henkel, führt es zum Munde und sezt es wieder auf den Teller. Wahrhaftig es ist in meinen Augen eine Art von Reinlichkeit. Denn hier erblikke ich nichts, als ein silbernes oder porcellanes Gefäß: dahingegen unsere Spukkasten, frei und offen, auf der Erde stehen und jeden zwingen,

die oft häßlichen Austern zu sehen, die er öffentlich darbietet. Wirklich hat nur die Imagination uns Deutschen die Pisbidorchen so widrig gemacht.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Amsterdammer Kaffehäuser. Heimliche Vernunftfreunde.

Ich hatte in der That in Amsterdam lange Weile, weil ich keinen einzigen Gelehrten da fand oder kante, mit dem ich mich hätte unterhalten können. Mein tägliches Geschäft war, daß ich auf der Börse und auf Kaffehäusern Bekantschaften zu machen suchte, welche für den Zweck meiner Reise diensam schienen. Und giebt es in der Welt etwas fades und ungenießbares, so ists ein holländisches Kaffehaus.

Alle, die ich besucht habe, hatten folgende Schönheiten gemein. Das ganze Wesen bestand

aus einem länglichten Zimmer mit Tischen und Stühlen erfült. Wenn man eintrat, so konte man nicht weiter, als drei Schritte vor sich sehn, wegen Tabaksqualm. Manchmal war es so stil, wie in einer Kirche. Die dikken Bäuche und runden Perüken mit grossen Hüten besezt, waren auf den Stühlen herum gepflanzt, wie wenn sie aufgenagelt wären. Um den Kamin, wo der glühende Torfhaufen auf der platten Erde liegt und erst Mannshoch der Rauchfang beginnt, erblikt man einen halben Mond von zehn bis zwölf Stühlen, auf denen die Originale des holländischen Phlegma sizzen: ihre Bäuche in ruhigster Lage, beide Hände, deren eine die Pfeife hält, auf die dikken Lenden gebreitet, den Kopf hängend, die Augen aufs Feuer gerichtet, die Miene den meditirenden Gelehrten vorstellend ꝛc. Zuweilen bewegt sich ein Mund, und man hört eine Frage, ohne aus einer Kopfbewegung abnehmen zu können, an wen sie gerichtet ist, welche ein anderer Mund eben so beantwortet. Links der Thüre findet man einen Tisch mit einem Berge geschnittenen Tabaks, hinter welchem ein Mensch steht, der unaufhörlich Pfeifen stopft

und mit einem hölzernen Stempel den Tabak hinein zwängt. Denn die Pfeife kostet nicht mehr als einen Deut (oder neuntel Stüber) und es werden daher lauter neue Pfeifen verraucht. Uebrigens sahe ich nirgends ein Billard oder anderes Spiel, ausser einigen Damenbretern. Diese Phlegmatik mitten im erstikkenden Dampfe konte ich nie über eine halbe Stunde aushalten.

Zu Promenaden war die Jahreszeit nicht. Denn ich lebte da im November und December: Und in der Stadt selbst hatte ich in zwei bis drei Tagen mich satt gesehen.

Ganz zulezt erfuhr ich erst, daß es auch Philosophen in Amsterdam giebt. Man entdekte mir, daß ein Klub von ohngefähr funfzig hellen Köpfen existire, der alle Freitage sich versamlete, um sich mit philosophischen Gesprächen und neuer Litteratur zu unterhalten. Man sagte mir zugleich, daß ein Sohn des berühmten Schultens, der als Professor in Amsterdam stand, mit in diesem Klub sich befinde. Ich ward begierig, eingeführt zu werden. Mein Wirth ließ

dem Herrn Schultens meinen Wunsch eröfnen. Und dieser vortrefliche Mann kam selbst, mich abzuholen. Er beklagte es, daß er jezt erst von meinem Hiersein Nachricht erhalten hätte. Denn die klugen Leute leben da so stil und einsam, wie wenn sie ihre eigne Existenz verbergen müßten, um nicht als kluge Leute entdekt und beintoleranzt zu werden. Wir giengen des Abends um sieben Uhr erst an den Versamlungsort, weil um sechs Uhr die Zusammenkunft festgesezt war. Es war ein Zimmer in einem Hintergebäude, so abgelegen und stil als möglich.

Als ich eintrat, erblikte ich lauter frohe und freundliche Gesichter, wie ich auf keinem Kaffehause gefunden hatte. Alle schienen sich zu freuen, einen Kezzer mehr in ihrem Cirkel zu sehen. Im Augenblikke war ein Kreis um mich geschlossen, und der alte La Fontaine, ein Greis von beinahe siebenzig Jahren, und seines Standes ein Advokat, stekte den Kopf durch die reihe Köpfe herein, und eilte, das erste Wort anzubringen: „Mein Herr Bahrdt! — sagen Sie „uns, giebts bei Ihnen noch — die eine Drei„einigkeit glauben?“

Diese drolligte Frage, die statt aller Bewillkommungsausdrükke erschol, brachte ein algemeines Lachen hervor, und nun war mit einem Male der Ton angegeben. Ich stand in der Mitte wie ein Kandidat, der examinirt werden solte. Jeder suchte seine Frage anzubringen. Und alles — was man mich fragte, war Satyre auf Dogmatik und Priesterdespotismus, worüber ich denn weidlich mich ergoß, und die Brüder durch meine Antworten herzlich vergnügte. — Das war der einzige selige Abend, den ich in Amsterdam genoß. — Meine Seele war, bei der Rükkehr, ohngefähr in dem Zustande, in welchem sich der Schwärmer befindet, wenn er aus seinem Betsale komt, wo er durch fromme Phantasien bis in den dritten Himmel entzükt worden ist. — Denn der Versamlungssaal dieser Brüder war mir wie ein Tempel gewesen, wo die Vernunft als Gottheit verehrt wurde, und wo ich meinen so langen Durst nach Ergiessungen des gesunden Menschenverstandes, endlich einmal wieder hatte löschen können. — Sonderbar wars, daß die ganze Gesellschaft sich durch meine Jugend frappirt fand. Sie hatten mich

alle als ein altes Männchen sich gedacht. Es ist mir auch auf der ganzen Reise so gegangen. Ueberal stand man in der Erwartung, einen alten Mann zu sehen.

Dreissigstes Kapitel.

Eine gute Lehre. Domino Stuz. Werbungen.

Es war abends um zehn Uhr, da ich nach Hause gieng. Ich hatte meist gestanden und zum Tabak getrunken, so daß ich an dem ersten Hause stehen bleiben und eine natürliche Handlung verrichten muste. Aber in dem Augenblikke, in welchem ich mich postirte, ergrif mich eine Hand von hinten; ums Himmels willen, was wollen Sie machen? Ich erschrak und erkante meinen Wirth, der eben vom Kaffehause kam, und mich hier fand. Ist dies, fragte ich, in Amsterdam verboten, oder ists gar gegen die Dordrechter Synode? Nein Freund, erwiederte er: aber es

ist wegen der Huren gefährlich. Thun Sie das ja nie des Abends, wenn Sie allein auf der Strasse sind. So wie ein solches Mensch Sie erblikt, schießt sie gleich auf Sie hin und greift zu. Und Sie sind verloren. Denn Sie gehen dann entweder mit ihr; so spielt sie Sie nach Gelegenheit einem Seelenverkäufer in die Hände: oder Sie gehen nicht mit und widersezzen sich ihrer Unverschämtheit, oder schlagen sie wohl gar, wie billig, hinter die Ohren; so hält sie Sie fest und fängt an, über Gewalt zu schreien. Und im Augenblik ist der Pöbel da, und ein Friedensrichter führt Sie in Arrest. Das Mensch klagt Sie an, daß Sie ihr Unzucht zugemuthet hätten und Sie — haben Aergerniß, Prostitution und Kosten. Ich fragte hernach andere Bekante, ob dem so sey? Und alle bestätigten es. — Also eine gute Lehre für Reisende!

Da ich mit meinem Herrn Triest nach Hause kam, fand derselbe einen Brief vom deutschen lutherischen Prediger in Haag, Herrn Rütz, welcher ihm schrieb, daß er in den Zeitungen gelesen habe, wie der bekante D. Bahrdt auf

Reisen gegangen sey: er wisse, daß er mit mir in Konnexion stehe, und bitte ihn daher, wenn ich etwa nach Amsterdam kommen solte, wo ich ohnfehlbar ihn besuchen würde, mir alsbald zu sagen, daß er einer meiner wärmsten Freunde sey und nichts sehnlicher wünsche, als mich im Haag zu sehn und mir angenehme Dienste leisten zu können.

Ich glühte vor Freuden über diesen Brief. Meine Börse war zusammengeschmolzen. In ganz Amsterdam war keine Hülfsquelle zu erwarten. Wie belebend war also der Gedanke, „das ist wieder der Mann, den die Vorsicht er„wekte, dir ungesuchte und unerwartete Hülfe „zu leisten.“ Gern wäre ich den andern Morgen schon abgereiset. Aber ich bekam eine angenehme Abhaltung.

Herr Münich (mich dünkt, so war der Name) schikte zu mir, und ließ mich zu sich laden, mit der Anzeige, daß er wegen seines Sohnes mit mir Abrede nehmen wolle, den er für mein Institut bestimt habe. — Es war ein Kaufmann

und zwar ein Deutscher, der sich in Amsterdam etablirt hatte. — Aus einem altholländischen Hause war kein Zögling für mich zu erwarten.

Mit frohem Herzen eilte ich, den Mann zu umarmen, der der erste in diesem Lande war, welcher mir Vertrauen bezeigte. Und wie wurde meine Seele erst begeistert, da ich einen ganz aufgeklärten Vater, eine junge, schöne, zärtliche Mutter, und ein Knäbchen von sieben Jahren erblikte, welches meinen Händen übergeben wurde. Ich war ausserordentlich gerührt. Das holdeste Weib hatte ihr einziges Kind an ihrem Schoos gelehnt, und sahe mit nassen Augen mir ins Gesicht, ob ich auch der gute, sanfte, menschenfreundliche Mann wäre, dem sie ihr Kleinod anvertrauen dürfte. Sie fragte mit schmelzendem Tone nach dem kleinsten Detail der moralischen und physischen Erziehung. Sie bat endlich mit vollen Thränen, daß ich ja ihr Kind nie ohne Aufsicht lassen, daß ich ja ganz Vater ihm seyn möchte.

Ich war einen halben Tag unter diesen vortreflichen Menschen und sie gewannen mich so

lieb, daß sie mit dem ruhigsten Herzen und ohne allen Rest von derjenigen zärtlichen Schwermuth, mit welcher der erste Entschluß gefaßt worden war, mit mir kontrahirten.

Gleich den Tag darauf erhielt ich eine ähnliche Einladung zu einem deutschen Kaufmanne, welcher zwei Knaben, einen von sieben, und einen von neun Jahren, ebenfals für mein Institut bestimte. Beides waren Kinder von vielen Naturgaben. Und der kleinste besonders zeigte eine ganz-ausserordentliche Lebhaftigkeit des Geistes und schnelle Fassungskraft. Er hatte dabei die ganze volle Imagination des Bildhauers.

Man konte ihm eine mahlerische Idee angeben, welche man wolte, so schnitte er sie ohne vorhergegangne Zeichnung in Papier. Der Kleine fragte mich selbst, ob ich ein Jagdstük, eine Schäferei, ein Duel u. d. geschnitten haben wolte. Ich foderte das erstere. Und nun nahm er einen Streifen weisses Papier, schnitt mit solcher Geschwindigkeit, daß das Papier immer um die Scheere sich zu drehen schien, die ganze

Gruppe von Jägern, Hunden, Hirschen und Bäumen, wohl zu merken, in der richtigsten Zeichnung, Stellung und Proportion so fein aus, daß man erstaunen mußte. Der ganze Streifen war etwa sechs Zol lang und anderthalb breit. Und die Figuren waren so fein, daß mancher Theil nicht stärker als ein Haar war. Nirgends ging seine Scheere zu tief oder zu flach. Nirgends trente sich ein Fäschen. In anderthalb Minüten war das Stük fertig. Und er machte hernach mehrere vor meinen Augen mit gleicher Schnelligkeit und Genauigkeit der Zeichnung.

Nun eilte ich, durch dieses Vorspiel des Glüks mit den froheſten Ahndungen erfült, nach meinem Rütz, um zu sehn, was Gott für einen Freund mir an ihm beschert hatte.

Ein und dreissigstes Kapitel.

Haag. Abfarth nach England.

Zum erstenmale genoß ist jezt die Ehre, in einer Trekschüthe d. h. in einem Schischen, welches getrekt oder gezogen wird, zu reisen. Das war ein herrliches Fuhrwerk. Es ist ein großer Kahn, gemeiniglich funfzehn bis zwanzig Ellen lang und drei Ellen breit. Obenher ist er über und über bedekt, so daß man allenfals drauf herumgehen kan, nur daß der Verdek kein Geländer hat. Inwendig, die Länge hinauf, stehen Tische und auf beiden Seiten Bänke. Im Rükken der Sizzenden sind Fenster oder wenigstens Vorhänge, so daß man sich vor der Witterung ziemlich verwahren kan. Am Hintertheil des Kahns ist eine Art von Kajüte, welche durch einen Bretterverschlag von dem gemeinen Raume der Passagiers abgesondert ist. Diese Kajüte ist ausgemahlt, mit einem Tischchen und vier Sizzen versehn und ganz mit Tafelscheiben umschlossen, so daß man die schönste Aussicht und den vol-

kommensten Schuz vor Wind und Regen hat. — Die Zahlung ist sehr billig. Sie beträgt wenige Stüber auf die Meile und man kan Kaffe, Pfeifen und andere Getränke gewöhnlich beim Schiffer haben. — Eine solche Trekschüte ist oft mit 30 bis 50 Passagieren besezt, und giebt daher den Reisenden mancherlei Unterhaltung.

Das beschwerliche aber bei dieser Art zu reisen ist dies, daß man sehr oft aussteigen muß. Denn ein Kanal ist oft nur eine Stunde lang. Da müssen die Passagiers ans Land und zu Fuß bis zu dem andern Kanale gehen und da die schon wartende Trekschüte besteigen. Dies ist bei bösem Wetter lästig, obgleich die Entfernungen oft kaum 200 Schritte betragen, und wird durch die groben Kroyers noch lästiger. Denn diese sind gleich bei der Hand und nehmen den Passagieren, ungefragt, ihre Habseligkeiten ab, und schleppen sie zum andern Kanal. Und wer da nicht seine Sachen selbst anpakt und erst fragt, was der Kroyer haben wil, dem wird hernach, wenn der Kerl einmal den Transport gemacht hat, dreimal so viel abgefodert als er, gefragt,

zu fodern pflegt. Und der Passagier hat dann keine Hülfe, sondern muß den ungestümen Foderer befriedigen.

Aber desto angenehmer dabei ist auch dafür die Schnelligkeit dieses Fuhrwerks. An dem kleinen Mast des Kahns ist ein Seil befestigt, etwa 50 Lachtern lang, an welches ein Pferd gespannt wird, das auf dem Ufer seinen gebahnten Weg hat und den Kahn trekt. Ein Kerl sizt auf dem Pferde und reitet beständig im schärfsten Trabe, so daß das Schif alle Stunden seine Meile zurüklegt, troz der besten deutschen Extrapost.

Ich kam des Abends spät im Haag an, und fand es unschiklich, meinen Freund um diese Zeit zu überfallen. Ich brachte also die Nacht in einem schönen Gasthofe zu und arbeitete einen hebräischen Brief aus, an den reichen Boas, zu dem mir der brave Löw Bär Isak so viel Muth gemacht hatte. In aller Frühe sandte ich ihn ab und wurde sogleich zum Frühstük eingeladen. Aber der reiche Mann hatte keine Ohren für meine Wünsche. So gar einen kleinen Vorschuß

zur Reise, um den ich bat, schlug er mir ab. — Und so wars mit dem Millionair. — nichts. Es war kein Löw Bär Isak!

Aber der Prediger Kürz war der Mann meines Herzens. Er empfing mich mit einer Herzlichkeit, die alle Schilderung übertrift. Fast vierzehn selige Tage habe ich bei ihm verlebt. Er und sein liebes Weib sind mir Muster wahrer Aufklärung, ächter Menschenliebe, gefälliger Laune, und seltner Gattenliebe. Jeden Tag lernte ich, durch Gesprächsunterhaltuugen mit ihnen. Jeden Tag fühlte ich das Glük der Freundschaft, in ihrem Umgange. —

Er führte mich nach Schöveningen, und zeigte mir die offenbare See. Ihr majestätischer Anblik erschütterte mich. Es war gerade ein wenig stürmisch. Das Herz schlug mir hoch, da ich zum erstenmale diese unübersehbahre Fluthen mit ihren Bergehohen Wellen erblikte und ihr fürchtbares Rauschen in meinen Ohren tönte. Der selige Walch in Jena, sagt man, sei auch auf der Reise nach England gewesen und — ha-

be hier — beim ersten Anblik des Oceans, eine solche Bangigkeit empfunden, daß er auf der Stelle wieder umgekehrt sey und die Seereise aufgegeben habe.

Eine der angenehmsten Bekantschaften, die ich durch meinen Freund erhielt, war der D. Barkai, ein ehrwürdiger Greis, dessen Gelehrsamkeit mir eben so viel Bewunderung, als sein vortrefliches Herz Verehrung einflößte. Seine so sichtbare Freude, mich persönlich kennen zu lernen, und mit mir über die deutsche Theologie sich zu ergiessen, war mir eben so schmeichelhaft als bezaubernd.

Werbungen gab's im Haag nicht, und eben so wenig in Leiden, wohin ich vom Haag aus reisete, und einen Brief an einen reichen Menschenfreund, wie ihn Herr Rütz nante. mitnahm. Ich wurde mit ausserordentlicher Güte aufgenommen und lebte drei Tage höchst vergnügt. Ich genoß ganz den Menschenfreund, nur nicht — den Reichen.

Aber eine Seligkeit schmekte ich, die ich nie vergessen werde. Ich ließ mich bei dem alten Schultens melden. Als ich ins Haus eintrat, kam mir ein altes, aber blühendes und wolbebauchtes Männchen, mit ausgestrekten Armen entgegen, und empfing mich mit einer Freundlichkeit und Freude, die über allen Ausdruk geht. „O „mein Herzensbruder, wie erfreun Sie mich. „Das ist ein Labsal, das mir seit langer Zeit „nicht wiederfahren ist. Kommen Sie und seyn „mir tausendmal wilkommen.“ Mit diesen Worten nahm er meine Hand unter seinen Arm und führte mich hüpfend in seine Studierstube. Ich konte kaum zum Worte kommen. Einen so muntern, vergnügten und freundlichen Greis habe ich nie gesehn. Er wußte vor Fröhligkeit nicht, was er mir zuerst bringen solte. Es war früh und ich wählte mir ein Glas Malaga, a la Basedow. Nun begann das Gespräch. Aber er fragte in seinem Feuer mehr als ich antworten konte. Erst gings über die liebe Theologie her. Der liebenswürdige Alte spottete ihrer, mit einer Herzlichkeit, die mich entzükte. „Ach was ist das „für eine Freude, hub er bei einer Sinkung des

„Gespräches an, wenn man hier zu Lande einmal „einen Mann zu sehn bekomt, bei dem man ohne „Furcht, verkezzert zu werden, sich ausschütten „kan!“ — In der Folge kam er auch auf sein Lieblingsfach, auf das Arabische: und hier konte ich vollends kein Wort aufbringen. In einem Strohme weg erzählte er mir, was er in diesem Fache gearbeitet hätte, holte ein arabisches Manuscript nach dem andern herbei, welches er mit eigner Hand geschrieben hatte, und kam endlich auf den Ritter Michaelis und dessen arabische Weisheit. Und bei diesem Gegenstande gerieth er erst in volles Feuer. Die ganze Kraft seines Wizzes wurde erschöpft, den Göttinger Monopolisten als den ersten Windbeutel mir vorzustellen, und als einen Mann, der gar nicht sagen solte, daß er arabisch verstünde, der vom Arabischen nicht viel mehr wisse, als ein Tertianer von der Sprache der alten Römer. — Das war, bei Gott, das Resultat seiner Deklamationen, an denen mich blos die herrliche Laune und die überströhmende Freude ergözte, womit er sie vortrug, und deren Schöpfer ich selbst zu seyn schien. Denn das war sichtbar, daß die ausserordentliche

Heiterkeit dieses liebenswürdigen Greises hauptsächlich daher kam: weil er einmal einen Mann fand, von seinem Fache, vor dem er ganz frei sich ergiessen konte, und den er vielleicht in Leiden gar nicht hatte, weil da die Männer seiner Art, ich meine die Theologen, vielleicht vernagelte Orthodoxen waren, vor denen er seine lieberale Gelehrsamkeit verborgen halten mußte, um nicht gepeinigt zu werden.

Vol von dieser frohen Scene kehrte ich nach dem Haag zurük, blieb noch einige Tage bei meinem Freunde, welcher mich noch mit dem damaligen englischen Legationssekretär bekant machte. Meine Ahndung traf ein. Mein Freund Rütz gab mir fünf Reuter d. h. fünf und siebzig Gulden und sezte mich in den Stand, meine Reisekosten bis nach London zu bestreiten und auch noch auf acht bis vierzehn Tage Unterhalt davon zu erübrigen.

Vom Haag ging ich nach Rotterdam, blieb da zwei Tage, konte aber nichts für meinen Zwek wirken. Der ganze Ort roch nach Orthodoxie.

Es schien, als wenn die Bescheler der Glaubensheerde da eingestalt wären.

Ich eilte also nun nach England. Es war das Ende des Decembers. Das Wetter war naßkalt und stürmisch. Ich ging über Maaslandsluis nach Helvutschluis. Erst, auf Kanälen und Trekschüten, giengs gut. Aber da ich über die verschiednen Arme der Maas sezzen mußte, wo ich bald eine Meile auf ofner Kalesche mich zu schanden stauchen lassen, bald auf einem ofnen Boote den Wellen preis geben mußte, da wars keine Freude mehr zu reisen.

Fast anderthalb Tage brachte ich auf diesem Wege zu und stund Strapazen aus, die ich von dieser Art nie wieder erduldet habe. Ich wurde den ganzen Tag nicht trokken. Bald muste ich laufen, und auch wohl mit unter meinen Mantelsak selbst schleppen und mich erhizzen und ermüden. Bald mußte ich mich auf einer Kalesche oder auf einem Boote vom Sturme durchwehen lassen.

Bei der Reise auf den Booten sahe ich, was das Beispiel wirkt. Der Sturmwind war so heftig, daß das kleine Boot, welches nur von zwei Rudern geführt wurde, nicht nur von den sechs bis sieben Ellen hohen Wellen, wie ein Federbal, hinauf und hinabglitschte, sondern auch unaufhörlich von den Gegenschlägen des Wassers überspritzt wurde, so daß wir Passagiers, beständig schaufeln und das Boot vom Wasser entledigen mußten. Und doch war ich ohne alle Furcht. Ich sahe, daß die Bootsknechte und übrigen Passagiers bei allen Bewegungen des Bootes und dem Getöse der Wellen kalt und gleichgültig waren: und dieser Anblik der Zeichen der Ruhe wirkte in mir die nämliche Empfindung. Wenn, ohne diese Sympathie, der bloße Anbilk eines solchen Boots und solcher Wellen mir aufgestossen wäre, ich hätte für viele tausende mich nicht entschlossen, mich ihnen anzuvertrauen.

Es waren noch drei Personen bei mir, zwei Juden und ein Schneidergeselle. Man denke sich mich in dieser Gesellschaft. Ich war noch

keine Stunde mit diesen Leuten gereiset, als der eine Jude mich mit der Frage beehrte: Sie sind ja wohl auch e' Jud'? — Sie gingen beide etwas schofel und mochten mich, in meinem Kreh mit Luchs aufgeschlagen, und dem runden Perükchen, wohl für einen reichen Juden ansehen, und daher meine nähere Bekantschaft wünschen. Ich weis nicht, ob mein Gesicht oder nur meine Perüke sie in diese Vermuthung gesezt hatte. Meine Sprache war gewiß nicht die Ursache. Genug, ich mochte leugnen wie ich wolte, sie liessen sichs nicht ausreden, bis ich endlich in Helvutschluis mir Porkstiks oder Schweinekarbonade geben ließ, und sie vor ihren Augen verzehrte.

Zwei und dreissigstes Kapitel.

Helvutsluis. Die Hölle der Langenweile.

Unvergeßlich ist mir der Hafen von Helvutsluis. Hier hab' ich aus Erfahrung gelernt, daß unthätiges und geschäftleeres Leben eine wahre Hölle für den ist, der sich an zwekmässige Thätigkeit gewöhnt hat.

Wir hatten gehoft, in Helvutsluis gleich das Paketboot segelfertig zu finden. Denn nach allen Nachrichten, die ich hatte, ging es noch am Tage meiner Ankunft ab. Und ich war deswegen mit ängstlicher Eilfertigkeit gereiset, weil im Haag und Rotterdam mir jeder gesagt hatte, daß ich an dem und dem Tage in Helvutsluis seyn müßte, wenn ich das Boot nicht versäumen wolte. Und siehe, da wir hinkamen, hieß es, es sey gerade Gegenwind, der die Abfarth unmöglich mache: sobald der Wind sich ändern würde, werde augenbliklich die Abreise vor sich gehn.

Am Hafen lag ein einziges Wirthshaus, wo wir uns einquartierten. Vielleicht in wenig Stunden, dachten wir, ändert sich der Wind. Er hätte schon einige Tage gewehet. Im Hause war ein englischer Wirth. Schon ein Uebel, daß ich kein englisch konte. Doch der Schneidergeselle redete diese Sprache ein wenig. Und konte also unser Dolmetscher seyn. Aber es war auch nur ein zimmer für Gäste vorhanden: das übrige waren Kammern, wo man schlafen konte. Und so entstand ein zweites noch grösseres Uebel: ich mußte mit den zwei Juden und dem Schneidergesellen in einem Zimmer bleiben, und mit ihrer Geselschaft fürlieb nehmen. Endlich waren hier beinahe völlig englische Preise der Lebensmittel, welches uns nöthigte, alles, was wir begehrten, gleich zu bezahlen, und auch vorher, ehe wir es foderten, zu akkordiren, um mit unsern Beuteln auszureichen. Ich mußte mich also schlecht behelfen, und Wein und alle Erquikkungen mir versagen. Doch das war das wenigste.

Wir hatten einen halben Tag in dem kleinen Zimmer beisammen gesessen und, so gut es

gehen wolte, uns mit Gesprächen unterhalten und dabei alle Augenblik nach dem Fenster gesehen, ob die Wimpel noch nicht sich gedreht hätten. Der Mittag kam. Wir musten ein einziges Stük Rostbief mit fünf Groschen hiesiges Geldes bezahlen, und für ein Glas elendes Bier einen Groschen. Nach Tische ward das Gespräch matt. Wir hatten uns, da keiner den andern interessirte, in dem, was algemein genießbar war, erschöpft. Wir fingen an zu gähnen. Alle Minuten ward geseufzt. „Daß Gott! wir werden heute nicht „fort kommen.“ Der Schneider mußte nach dem Schiffe gehen und fragen. Es hieß: vor Morgen werde nichts draus werden. Der Muth entfiel uns. Einen ganzen Tag und den langen Abend hier zu sizzen und nicht zu wissen, was man beginnen sol! Wir fühlten die Qual der langen Weile, einer wie der andere. Ich fragte, ob hier kein Kaffehaus sey? Ja, hieß es, im Städtchen.

Ich ging vom Hafen nach der Stadt, die etwa aus 150 Häusern bestehen mochte. Meine Sinne vergiengen mir, da ich ins Kaffehaus ein-

trat. Nichts wie Bootsknechte und Matrosen waren zu hören und zu sehen. Stimmen, Kleider, Gesichter, Stellungen, Tabaksqualm alles vereinigte sich, mich schaudern zu machen. Ich verbarg meine Alteration, weil ich einmal da war. Die schwarzbraune Gesellschaft mit den runden Hüten und kurzen Jakken, sahe das Milchgesicht mit dem Abbeperükchen und dem französischen Rokke verwundert an. Mancher trat herzu und begafte mich mit völliger Unverschämtheit. Ich blieb, federte ein Glas Bier, rauchte eine Pfeife, stelte mich in ein Fenster und — floh nach einer Viertelstunde, als wenn ich aus der unerträglichen Hölle ins erträglichere Fegefeuer eilte.

Wir brachten den Abend mit Gähnen und langweiligen Gesprächen zu. Die Gabe, die ich besizze, wenns gilt, acht bis zehn Stunden zu schlafen, kam mir zu statten. Am Morgen ward an das Schif gesandt: Vormittags, hieß es, wirds nichts. — Gott, was fangen wir an? die armen Leute zählten ihre Gelder. Ach, sagte der eine, ich habe nicht viel

mehr als nöthig ist, die Schifsfracht zu bezahlen. Wenn ich doch nur in London wäre, — Mein Anliegen war: was machen wir, die Langeweile zu vertreiben? Da war kein Rath. Endlich trieb ich eine Karte auf. Aber keiner konte ein Spiel von denen, die ich konte. Noth macht erfinderisch. Ich sann ein Spiel aus, das leicht zu begreifen war, und doch einige Unterhaltung gab. Wir spielten um Papierschnizchen. — Der Doktor Theologiä, zwei Juden und ein Schneidergeselle! ! ! — Eine ganz neumodische Gruppe!

Wir sezten unsern Tisch ans Fenster, um beständig die Wimpel im Auge zu haben. — Das Spiel half ein wenig, die unerträgliche Last des Harrens und der Sehnsucht nach der Abfarth zu mildern. Wir sezten es, unter gähnen, seufzen und Wimpelgukken bis zum Schlafengehen fort, und hatten so den zweiten Tag überstanden. Die Nachricht kam, morgen früh solten wir uns marschfertig halten. Wir legten uns schlafen und sahen dem kommenden Tag als dem Tage der Erlösung entgegen.

Aber

Aber die Erlösung erhielt neuen Aufschub. Der Wind blieb nicht nur kontrair, sondern er war auch in der Nacht noch weit stürmischer geworden, so daß das Schif unmöglich abgehen konte. Das Lamentiren meiner Reisegefährten war zum erbarmen. Meine einzige Marter war die Langeweile. Ich tröstete sie und holte die Karte. — Es war freilich auch Qual, ein fades Spiel, mit faden Menschen, ohne Geld, ganze Tage lang fortzuspielen. Aber es war doch noch grössere Marter, den ganzen Tag zu sizzen und nach den Wimpeln zu sehen und sich mit gar nichts beschäftigen zu können. — Es ward Mittag. Wir nahmen, um zu sparen, unsrer zwei eine Portion Fleisch. — Der Wind blieb. — Wir spielten wieder und gähnten und jammerten bis wir zu Bette giengen.

Der Himmel wird doch endlich sich erbitten lassen? — Nein, auch den vierten Tag mußten wir ausstehen. Ich hätte verzweifeln mögen. Wir waren alle nun auch des Spielens so satt, daß es uns ekelte. Am Ende blieben wir am Fenster stehen und sahen die Wimpel an.

Und alle Viertelstunden that einer einen Seufzer, (wie die Posten im Felde, die einander zurufen) welchen die andern mit einem dito beantworteten. Warhaftig, mit einem halben Monate Marschlinzer Sklavenleben hätte ich jeden Tag dieses Lebens abgekauft.

Aber bei Gott, den fünften Tag stunden noch die Wimpel, wie sie gestanden hatten. Der Schneidergeselle vergoß heisse Thränen. Denn er hatte nichts mehr, das Frühstük zu bezahlen. Ueber diesen Gegenstand des Mitleids vergaß ich der Langenweile und tröstete ihn. Wir musten noch eine Mittagsmahlzeit bestellen. Ich bezahlte für den Schneider Frühstük und Mittagsbrod. Aber nie ist eine Mahlzeit mit so frohem Herzen genossen worden. Denn ich hatte kaum einige Bissen gegessen, als ich an den Wimpeln bemerkte, daß sich ihre Richtung veränderte. Kinder, schrie ich, wir bekommen andern Wind! Sie wurden alle vor Freuden trunken. Unter lautem Jubel verzehrten wir unser kleines Mahl und ich bestieg, froh über das Ende solcher noch nie erfahrnen Qualen, den Prinz von Oranien.

Drei und dreissigstes Kapitel.

Reise nach London.

Das Herz pochte mir ein wenig, da ich dieses große Gebäude betrat, und die Segel ausspannen sahe und die erste wiegenartige Bewegung dieser ungeheuren Maschine unter mir fühlte. Ich blieb auf dem Verdek und rauchte meine Pfeife, bei der feierlichsten Empfindung. Aber leider dauerte meine Begeisterung, in welcher mich der majestätische Anblik des Weltmeers versezte, kaum eine Stunde. Ich ward Seekrank.

Kaum konte ich noch die schöne Kajüte besehen, in welcher ich diesmal der einzige Passagier war, und dafür ich bis Harritsch eine Guinee bezahlen mußte. Es war ein Zimmer von etwa acht Ellen in der Länge. Die Seitenwände waren von Mahaoniholz mit vergoldeten Leisten. Jede Seitenwand hatte drei Etagen, und jede Etage drei Abtheilungen, in deren jeder eine Madraze und ein Kopfküssen nebst einem Kouvert lag.

welches von sehr feiner bunter Leinwand war. Eine solche Schlafstäte war ohngefähr sechs viertel Elle hoch, so daß der Passagier nothdürftig darin aufsizzen konte. Zum Haupte des Liegenden war ein Bretchen angebracht mit einem feinen Geländer, hinter welchem der Nachttopf stand. An der Seite, dem Fenster gegen über, stand ein schöner Blechofen mit messingnen Verzierungen. Rechter Hand desselben war die Thüre des Eingangs. Eine andere Thüre linkerhand führte zum Abtritt. Auch dieser war prächtig. Alles war gebohntes Holz. Rechter und linker Hand des Sizzes waren messingne Schrauben. Bei Herumdrehung der einen konte man frisch Wasser in das Gefäß pumpen, und durch Bewegung der andern ging das Wasser mit dem Unflate wieder fort. Reinlichkeit und Propretät war im höchsten Grade!

Ich hatte wenig Zeit, die Schönheiten dieser Wohnung mit zu besehen. Denn das Erbrechen nahm sehr bald seinen Anfang. Der Smart blieb anfangs bei mir, schafte mich ins Bett, zeigte mir das Nachtgeschirr über meinem Kopf,

und lehrte mich mit den Schrauben auf dem Privete umgehn. Nachher verließ er mich, kam aber doch meist wieder herein, wenn er mich worgen hörte, um das Gefäß auszugiessen. Und nun lag ich so sechs und dreissig Stunden in einer Uebligkeit, ohne einen Bissen zu essen und zu trinken. Die Empfindung war so schreklich, daß ich mein Ende erwartet haben würde, wenn ich nicht gewust hätte, daß es die Seekrankheit so mit sich bringe und daß diese Krankheit gar keinen Schaden thue, sondern vielmehr den Körper reinige und die Gesundheit befördere. Ich stand fürchterlich aus. Das Erbrechen nahm gar kein Ende. Alle halbe Stunden erneuerten sich die Krämpfe und ich marterte mich zwei, drei Minuten lang, ehe ich einen Eßlöffel vol galligten Schleims heraufworgen konte. — „Ach wär' ich „zu Hause geblieben, dachte ich oft, und hätte „diese Qualen mir erspart!"

Die Nacht war mir am folterndsten. Denn da wurde der Wind so heftig, daß das Schif sich beständig auf die Seite walzte. Dies vermehrte den Schwindel und die Ueblichkeiten auf

das entsezlichste. Mit der dreissigsten Stunde nahm indeß das Uebel ab. Und in den lezten Stunden vor der Anlandung konte ich ausser dem Bette dauern. Aber auf das Verdek zu gehen und die reizende Aussicht auf die englische Küste zu geniessen, dazu war ich zu schwach und schwindlicht. — Ich hatte mich gut mit Essen und Trinken versorgt: aber ich brachte alles unberührt mit nach Harritsch, wo ich mit zwölf Passagiren im Wirthshause ankam.

Bei der Visitation des Paketboots begegnete mir ein unglüklicher Streich, welcher mich in großen Kummer versezte. Ich wußte nicht, daß man keine versiegelten Briefe bei sich haben durfte. Und so wurden alle meine schönen Adreßbriefe mir weggenommen. Am meisten jammerte mich der vom Prinzen Luis, an den Grossekretär der großen Loge von Grosbritanien, Herrn Hesseltein. Ich ließ durch meinen Schneidergesellen, den ich jezt wiederfand, die beweglichsten Vorstellungen thun, daß ich ohne diese Briefe in England nicht subsistiren könne, daß es Empfehlungsschreiben wären, von denen das Glük

meiner Geschäfte abhienge u. d. aber es war alles umsonst. Man tröstete mich damit, daß man sagte, diese Briefe würden auf die Londner Post gesandt, wo ich mich melden und um Rükgabe derselben bitten müßte.

Wir blieben die Nacht in Harritsch, und es hieß, daß den andern Morgen früh um vier Uhr eine Stätskotsch (Postwagen) nach London abgienge, wohin wir 70 englische Meilen hätten, die ohngefähr, nach meiner Rechnung, zwölf bis dreizehn deutsche Meilen betrugen. Das Wirthshaus war schmuzzig und das Essen schlecht.

Früh erstaunte ich über den Anblik des Postwagens. Es war eine ordentliche Kutsche, mit Glasfenstern und feinem Leder ausgepolstert. Der Kasten hieng in englischen Federn und war von ungeheurer Grösse. Ich freute mich auf dies prächtige Fuhrwerk, und dachte, diesen Tag, in einem so schön hängenden Wagen, von meinen Strapazen mich recht zu erhoien und im wollüstigen Gefühl der Behaglichkeit, des Anbliks der schönen Abwechslungen der englischen Kountry's

(ländlichen Gegenden und Ortschaften) zu genieſſen. Aber wie hatte ich mich in meiner Rechnung betrogen!

Da es zum Aufbruche kam, eilte ich mit meinem Mantelſakke nach der Kutſche und wolte einſteigen. Aber ein handfeſter Kerl, der den Schlag geöfnet hatte, ſtieß mich zurük. Ich glaubte es geſchähe, weil ich noch nicht bezahlt hätte. Ich zog alſo meine paar Guineen heraus, die ich noch bei mir hatte, und gab ihm zu verſtehen, daß er nur fodern ſolte. Aber er blieb bei ſeiner Weigerung. Ich lief erſchrokken nach meinem Schneider. Dieſer erkundigte ſich und erfuhr, die Sizze im Wagen wären ſchon beſtelt: ich müſte auſſer dem Wagen mir einen Plaz nehmen. — Inwendig koſtete es bis London eine Guinee und auswendig eine halbe. — Was war zu thun. Ich ſahe mich um, wo noch ein Plaz ledig war, und fand keinen. Endlich erblikte ich oben auf der Kutſche Paſſagiers. Ich kletterte geſchwind am Hinterrade hinauf und erhielt mit genauer Noth noch einen Siz auf der Ekke des Kutſchkaſtens. Nach mir kam noch ein

Handwerksgeselle, welcher sich mitten auf die Kutsche oben drauf sezzen, und die Füße nach türkischer Manier unter sich schlagen muste.

So hatte ich in meinem Leben keine Kutsche bepakt gesehn. Es waren nicht weniger als 21 Personen auf dem Wagen nebst einigen Koffers und den Bündeln der Passagiers. Wie das möglich war, wil ich erklären. Man stelle sich die Dekke des Kutschkastens vor. Auf jeder Ekke war an der Seite ein eiserner Spriegel angebracht, welcher in seiner höchsten Wölbung nicht höher war, als etwa sechs bis sieben Zoll. Der Kutschkasten selbst, war reichlich eine halbe Elle breiter und länger, als die gewöhnlichen Kutschkasten in Deutschland. Auf dieser Dekke sassen drei Personen mit dem Gesichte nach dem Kutscherssizze, und drei Personen mit dem Gesichte nach der hintersten Schoßkelle. Auf jeder Seite saß eine Person, deren Füße über den Thüren der Kutsche herabhiengen. Und mitten auf der Dekke saß noch in türkischer Stellung der Handwerkspursche. Das waren neun Personen. Inwendig im Wagen sassen sechs. Drei hatten

ihren Plaz draussen hinter dem Kutscherſizze. Zwei saſſen in dem Korbe, welcher auf den Hinterrädern stand und die Koffers und Bündel der Paſſagiers enthielt. Und einer saß auf dem Bokke neben dem Poſtillion.

Man solte nicht meinen, das ein Wagen dieſe Laſt tragen könte. Und in der That war mir beſtändig Angſt, daß die vier engliſchen Stahlfedern, in welchen der Kutſchkaſten hieng, die Laſt von funfzehn Perſonen nicht aushalten würden. Auch bin ich gewiß, daß auf unſern deutſchen Straſſen, wo bald Löcher, bald Steine die heftigſten Stöße verurſachen, dies Fuhrwerk in der erſten Stunde zerbrechen müßte. Nur auf engliſchen Wegen, welche mit groben Kiß bedekt und überal eben ſind, wo alſo der Wagen ſtäts im Gleichgewicht bleibt und nie erſchüttert wird, war es möglich, ſolche Laſten fortzubringen.

Es waren nicht mehr als vier brave Pferde vorgeſpannt. Und doch ging es unaufhörlich im Trabe. Aber wir hatten auch alle zwei Stunden andere Pferde. Und nirgends dauerte das Umſpannen länger, als acht Minuten.

Es wäre für mich ein herrlicher Tag gewesen, ohngeachtet des harten Sizzes. Denn es ging schnel und wir hatten das angenehmste Wetter von der stilsten und mildesten Luft. Aber die Strapaze war zu groß, welche mir theils die Angst theils das Anhalten verursachte. Man denke sich nur, daß ich so hoch saß, daß ich fast aller Orten, wo wir durchfuhren, den Leuten, die eine Treppe hoch wohnten, in die Fester hineinsteigen kante. Man nehme dazu, daß mich diese Höhe, zumal da ich rüklings saß, was ich an sich nicht vertragen kan, bei der Geschwindigkeit des Fahrens, fast immer schweimlicht machte. Man erwäge endlich, daß ich keine Haltung hatte und mich blos an dem niedrigen Biegel, welcher nicht völlig über meine Lenden heraufreichte, mit den Händen anklammern und zugleich stemmen muste, um nicht herabzustürzen. Ich habe warlich diesen Tag fürchterlich ausgestanden. Meine Arme fühlte ich zulezt nicht mehr. Und die Hände schmerzten mir beständig theils vom Festhalten des eisernen Biegels, theil von Erstarrung. Und dazu kam denn die beständige Angst bei jeder kleinsten Senkung des Wagens auf meiner Seite, wenn

die Räder auch nur eine zwei zolligte Vertiefung des Geleises zu passiren hatten. Und diese Marter, bei welcher mir aller Genuß der Aussicht, so wie des Essens und Trinkens vergieng, dauerte von früh um vier Uhr bis abends um acht Uhr, wo wir endlich in London anlangten.

O wie froh war ich, da ich von ferne die brennenden Laternen erblikte, welche bis eine halbe Stunde weit vor die Stadt, zu allen Thoren heraus, Alleen formiren und des Nachts einen prachtvollen Anblik gewähren.

Aber bis zur Entzükkung wurde ist erst dann überrascht, da ich nach London kam, und in den Hauptstrassen die herrliche Erleuchtung sahe. Man denke sich von jedem Hause, die ganze Parterretage, die ganze Breite der Fronte hindurch, wie einen Kaufladen, mit lauter Tafelscheiben bezogen. Man denke sich hinter diesen Fenstern das prächtigste Waaren Sortiment, und vor demselben brennende Lichter, von oben bis unten, deren ich an manchem Hause etliche dreissig gezählt habe. Und nun stelle man sich eine ganze

Straße vor, in welcher das Parterre aller Häuser so erleuchtet ist. Warlich es ist beim ersten Anblik, als wenn die ganze Strasse in Feuer stünde. Und nun — auf beiden Seiten dieses Sonnenganges ein Gewühl von Menschen, wie mans in Deutschland nur auf den volkreichsten Messen zuweilen gewahr wird. — Ich war ganz betäubt und mußte alle meine Kraft anstrengen, mich meiner bewust zu bleiben.

Meine Betäubung war auch wirklich Ursache, daß ich beim Absteigen mein Bündel nicht genug in Obacht nahm, welches dem Lehnlakai, der sich zu meinen Diensten erbot, Gelegenheit gab, mir ein feines Oberhemde zu stehlen. — Ich ließ mich zu dem deutschen Kaufmann Arnold bringen, (dem mich Herr De Greif bereits empfohlen, und meine Ankunft ihm gemeldet hatte) und bemühte mich nur, den mir so groß vorkommenden Gedanken zu fassen: „Du bist nun „in England.“

Vier und dreissigstes Kapitel.

London.

Herr Arnold war kein reicher Mann, weil er ein alzuehrlicher Mann war. Ich habe ihn in vielen Verhältnissen und Situationen beobachtet und gefunden, daß er für den Kaufmann zu delikat, zu edel, zu grosmüthig handelte, um Schäze sammeln zu können. Aber er war auch ein Philoph d. h. ein Mann, der zur Glükseligkeit wenig Bedürfnisse hatte. Ich sahe gleich, daß es unbillig war, ihm mehr als freundschaftliche Berathung zuzumuthen, die er auch auf das volkommenste und treuste mir geleistet hat, so lange ich in London war.

Ich bat ihn gleich, mir ein eignes Quartier auszumachen, und mich anzuweisen, wie ich am wolfeilsten speisen könte. Er war, wie ich merkte, auf beides schon gefast. Ich fand durch seine Vermittlung in der Citty (Fleet Street No. 21.) bei dem Schneider Hammelburg ein kleines Stüb-

chen, dafür ich, die Steinkohlen Heizung mit eingerechnet, wöchentlich eine halbe Guinee bezahlen mußte. Der größte Staat des Zimmers (wie das in England gewöhnlich ist) war ein schöner wolner Fußteppich. Der Kamin mit Steinkohlenfeuer behagte mir. Ich fand die Wärme weit angenehmer als die Ofenheizung. Es dünkte mir sonderbar, daß die Hizze der Steinkohlen seitwärts ins Zimmer ging und in der Feuermauer, wo ich die Hand über dem Feuer hinein hielt, gar keine Hizze zu spüren war, ohngeachtet Rauch und Geruch volkommen abzog.

Die englische Kost wolte mir nicht schmekken. Ich fand sie in dem Speisehause, wo mein Freund mich hinführte, theuer und einförmig. alle Tage ward auf und bei einem großen Steinkohlenkamine, der im Gastzimmer war, gebraten oder geröstet. Man hatte also täglich entweder Rostbief (gebraten Rindfleisch) oder Rost-Motten (Hammelskarbonade) oder Porkstiks (Schweinskarbonade.) Das Gemüse bestand damals fast täglich in Kartoffeln. Ich bekam zu einer Portion solches gerösteten Fleisches, die sehr stark

war, etliche Kartoffeln, nebst ein wenig zerlaßner Butter in einer Obertasse. Zuweilen war Wirsing oder Savoyer Kohl zu haben. Diesen kocht man, wie alle grünen Gemüse, in Wasser, und giebt ihn so, aus dem Wasser gezogen, ohne Schmelzung und Zubereitung auf den Tisch und sezt dem Gaste sein Näpfchen zerlassener Butter dazu, von welcher er sich auf den Kohl so viel gießt, als ihm beliebt und so, mit Zuthuung des nöthigen Salzes, ihn selbst schmelzet und zubereitet. Für eine solche Portion Fleisch mit ein wenig Gemüse und einem Glaß Portwein, muste ich zwei englische Schillinge bezahlen, deren 21 eine Guinee ausmachen: also beinahe einen Gulden.

Ueberhaupt habe ich es in London fast so theuer gefunden, daß man zum Unterhalte beinahe soviel Dukaten und wohl gar Luisdors rechnen müßte, als man in Deutschland Thaler zu rechnen hat. Ein Pfund des besten (freilich mit dem deutschen unvergleichbaren) Kalbfleisches sahe ich mit sechs und sieben Groschen nach unserm Gelde bezahlen: das Pfund Kaffee sechs Schillinge, —

und

und so alles nach Proportion. Und natürlich stehen die Preise der Arbeiten mit den Preisen der Lebensmittel im Verhältniß. Mein Wirth mußte seinen Gesellen täglich drei Schillinge Lohn geben. Meine Schuhe zu puzzen kostete täglich drei Penny, deren zwölfe einen Schilling ausmachen: also ohngefähr achtzehn deutsche Pfennige. Die Magd vom Hause that mir das nicht. Es sind besondere Leute, die täglich in den Häusern herumgehen, wo sie ihre Kundschaft haben, und die Schuhe abholen. Kein Domestik thut diesen Dienst seiner Herrschaft. Es ist einmal so eingeführt. Ein Schuhwichser steht sich nach Gelegenheit auf 50 Pfund Sterlinge jährlich. Aber er komt darum mit seinem Gelde nicht viel weiter, als ein deutscher Arbeitsmann, der die Woche etwa anderthalb Thaler verdient.

An keinem Orte habe ich soviel Bettler und Elende gesehen, als in London. Ich möchte sagen, alle zehn Schritt findet man einen solchen Unglüklichen, der auf der Erde einem entgegen kriecht und der durch Verstümlung seiner Gliedmassen oder Krebsschaden oder des etwas das Mit-

leid erregt. Und doch sollen an keinem Orte so viel Summen auf Arme verwendet werden. Wie geht dies zu?

Ich klagte es meinem Freunde, daß mir der englische Tisch nicht behage, besonders weil ich unser kräftiges Roggenbrod vermißte und die Semmel oder das Waizenbrod nicht gewohnt werden könte. Er verrieth mir ein Gasthaus, wo deutsch gespeiset wurde. Und da fand ich einen erstaunenden Unterschied. Man gab auf den Tisch, (die Gesellschaft war ordentlicherweise zwölf Personen stark) zweierlei Suppe (Fleisch und Fastensuppe) eine Vorkost mit Beilage (d. h. z. B. Rindfleisch mit Kartoffeln, Sauerkraut mit Schinken, Savoyenkohl mit Karbonade ꝛc.) und einen Braten. Und dafür zahlte ich, das Glas Wein mit eingeschlossen, auch nicht mehr als zwei Schillinge und zwei Penny's. Alles war nach deutscher Art zubereitet und man konte ein kräftiges Roggenbrod dabei haben. Das Haus hies Türkshet oder der Türkenkopf. Leider, war es drei englische Meilen von meinem Logis. Ich konte also nicht alle Tage hinkommen.

Sonderbar kam mirs vor, da ich mich gewöhnen mußte, erst nachmittags gegen drei Uhr, drei englische Meilen (eine kleine Stunde) nach dem Gasthause zu marschiren, um zu Mittage zu speisen. Aber doch fand ich mich gleich darein, frühstükte nie (was der Engländer thut) und aß auch abends nichts weiter. Und ich bin nirgends gesünder und heiterer gewesen, als in England. Mein Hauswirth konte das gar nicht begreifen, wie ich um fünf Uhr aufstehen und ohne zu essen bis drei Uhr des Nachmittags dallern konte.

Mein erstes Geschäft war, daß ich durch meinen Freund die weggenommenen Briefschaften wieder zu bekommen suchte. Es machte anfangs viel Schwierigkeiten. Endlich aber schien es der oberste Postofficiant zu begreifen, daß es Barbarei seyn würde, einem Fremden seine Adreßbriefe vorzuenthalten. Ich mußte das volständige Postgeld erlegen, welches eine halbe Guinee betrug, und so bekam ich sie alle unerbrochen zurük.

Fünf und dreissigstes Kapitel.

Forster. Priestlei. Harwood.

Nachdem dieser Stein vom Herzen war, suchte ich vor allen Dingen die Bekantschaft eines Gelehrten, durch dessen Hülfe ich meinen philanthropinischen Erziehungsplan dem englischen Publikum bekant machen konte. Wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, so kam der Weltumsegler Forster meinen Bestrebungen zuvor, und besuchte mich. Ich gewann seine Freundschaft. Er bat mich, ein für allemal zum Mittagsessen, so daß ich jeden Tag kommen konte: und er schmälte, wenn ich mehr als zwei Tage aussezte. Und ich muß gestehen, ich bin nirgends so schön und geschmakvol bewirthet worden. Es war bei ihm englische Reinlichkeit und Schönheit, und deutsche Kost. Ich fand immer drei bis vier Schüsseln, welche die Eßlust eben so sehr reizten, als Kraft und Nahrung gaben. Mein Türkenkopf, so lieb er mir war, verhielt sich zu Forsters Tafel, wie eine alte Jungfer zu einen blü-

henden Mädchen, wie Seeburger zum Rheinwein. Aeusserlich war alles auf englischem Fuß. Selbst bei Tische wurden nie die gläsernen Näpfe vergessen, die jedem am Ende der Mahlzeit, mit Wasser gefült, vorgesezt wurden, daß er am Tische sich waschen mußte.

Herr Forster war äusserst gefällig. — (Noch natürlicher und herzlicher sein ältester Sohn.) Er übersezte nicht nur meinen Avis ans englische Publikum, sondern er besorgte auch die Abänderungen, welche die Denkungsart des Engländers nothwendig machte. Ich mußte, statt 50 Pfund, achtzig fodern. Ich mußte verschiedene Stükke der physikalischen Erziehung nach englischem Geschmakke einrichten. Kurz, er arbeitete meinen Avis ganz um, und hauchte ihm den Geist der Nation ein. Ich ließ nicht viel Exemplare drukken: und das Ganze betrug nur zwei Quartblätter: aber es kostete mich dennoch anderthalb Guineen

Auf seinen Rath bestimte ich Doktors Communs Kaffehaus zu dem Orte, wo man mich

sprechen konte. Denn das ist Sitte, daß ein Fremder, der viel Bekantschaften hat oder sucht, seinen Namen in die englischen öffentlichen Blätter sezzen läßt, und ein Kaffehaus anzeigt, wo man ihn zu gewissen Stunden sprechen kan. Damit erspart er sich viele Visiten, welche die erstaunende Grösse der Stadt lastend, zeitverlustig und kostspielich macht, und sezt jeden in den Stand, nach seiner Bequemlichkeit ihn aufzusuchen, mit der Gewißheit, daß er ihn finden werde. So ging ich alle Tage um fünf Uhr, wie ich es im Avis angezeigt hatte, auf mein Kaffehaus, und ward von allen denen gesprochen, welche von meiner Erziehungsanstalt nähere Nachricht haben wolten.

Ich hatte immer entweder H. Arnold oder sonst einen Freund bei mir (denn meine Bekantschaften mehrten sich täglich) welcher mein Dolmetscher war. Indessen lernte ich auch bald so viel englisch, daß ich ohne Dolmetscher mich durchbringen konte, wo es keines zusammenhängenden Diskurs bedurfte.

Durch Herrn Forster erhielt ich bald auch Bekantschaft mit dem berühmten D. Woid, einen sehr fleissigen und großen Orientalisten. Er hatte in seiner Personage und Laune viel ähnliches mit dem freundlichen und herzigen Schultens. Ich habe sehr oft mit Forstern bei ihm gegessen und höchst vergnügte Stunden bei ihm genossen.

Den D. Priestlei suchte ich selbst auf, weil ich hörte, daß er mit Deutschen das lateinische so ziemlich deutsch prononcirte. Ich fand es auch so. Ich habe manche Stunden mich mit ihm unterhalten und mich über deutsche Theologie und englische sechs und dreissig Artikel-Religion spöttisch ergossen. Ich fand einen philosophischen Kopf und einen volständigen Litterator an ihm. Aber in Exegese und Sprachkunde war seine Särke nicht.

Begierig war ich auch, den D. Harwood kennen zu lernen, dessen theologische Abhandlungen, vol gesunder Vernunft, Herr Schulz in Giessen übersezt hat. Denn mein moralischer

Gaumen lüsterte überal nach Kezzern, d. h. Bestreitern der symbolischen Zwangtheologie. Aber hier wurde ich häßlich getäuscht. Ich fragte H. Forstern nach seiner Wohnung, lief etliche englische Meilen herum, und fand sie nicht. Hier wohnt keln D. Harwood, hieß es immer. Ich brachte mehrere Tage mit Erkundigungen zu. Endlich sagte mir jemand, daß er oft sein Quartier veränderte und vor kurzem da und da hingezogen wäre. Ich fand das Haus und pochte an. Es erschien eine alte Frau. „Wohnt hier „D. Harwood?“ Ja, hieß es, der Spizbube ist fort. Er hat hier gewohnt, aber er ist davon gelaufen. — Himmel, wie sank die große Idee herab, die ich in der Ferne von dem berühmten Manne gehabt hatte. — Nach der Zeit erfuhr ich die wahre Geschichte. Harwood war ein Bonvivant und hatte die Aufsicht über einen jungen Grafen übernommen, dessen Gelder er aufzehren half und den er selbst in die Bordelle begleitete. Der Vater war dahinter gekommen. Und Harwood hatte um der Rechenschaft und — zugleich allen seinen zahlreichen Kreditoren zu entgehn, sich aus dem Staube gemacht. Er soll

ein sehr gelehrter Mann, aber ein schlechter Wirth gewesen seyn.

Späterhin fand ich einen Grafen v. Salis, einen alten würdigen Greis zwischen siebzig und achtzig Jahren, welcher in London von seinen Renten lebte und sehr reich gemacht wurde. Er machte nicht viel aus dem Marschlinzer Salis. Ich ward sehr oft zur Tafel geladen, weil er meine Unterhaltung liebte: aber eine anfängliche Spekulation auf Unterstüzzung meines Instituts wolte mir nicht gelingen.

Auch Herrn Raspe, den ehemaligen Professor in Kassel, lernte ich kennen. Aber seine armseligen Umstände verstatteten ihm selbst keinen geselschaftlichen Umgang. Er lebte von Schriftstellerei, aber dürftig, weil er auch in England noch kein Wirth geworden war.

Meine liebste Acquisition war der Prediger Wendeborn. Das war ein Mann von Genie, vielen Kentnissen, gutem Geschmak und gereifter Welt und Menschenkentniß. Er war Prediger in Ludgat = Hill und hatte eine kleine Gemeine,

die aber aus lauter aufgeklärten Leuten bestund, welche die starke Speise vertrugen, die er ihnen von seiner Kanzel darreichte. Seine Religion war reiner Naturalismus. Er predigte Christum, aber blos als Lehrer der Wahrheit zur Glükseligkeit. Inhalt, Styl, und Deklamation, alles war schön. Ich habe hernach in seiner Kirche einmal gepredigt.

Herr Wendeborn wurde mein Freund und — der einzige, der mit Wärme sich für mein Institut verwendete. Alle Zöglinge, die ich in London fand, verdanke ich seinen Empfehlungen und wiederholten Zuredungen. Er war mit dem Forsterschen Avis nicht recht zufrieden, fand auch die Sprache nicht rein genug.

Durch ihn erhielt ich eine Menge von Bekantschaften: durch ihn ward ich in die ansehnlichsten Häuser eingeführt: denn er stand in grossem Ansehn. Durch ihn lernte ich Sitte und Karakter der Nation und weise Regeln meines Verhaltens. O wie oft und mit wie vielem Vergnügen habe ich das, New Jan No. 10, aufge-

sucht! Er war mein Freund, mein Führer, mein angenehmster Geselschafter.

Sechs und dreissigstes Kapitel.

London. Hungersnoth.

Ich hatte ohngefähr vierzehn Tage in London gelebt, als ich meine Börse auf wenige Schillinge reducirt sahe. Und gerade jezt fanden sich eine Menge Bedürfnisse, die zu bestreiten waren. Ich bedurfte eine neue Fußbedekkung. Ich mußte einen Hut haben, weil mein deutscher die englische Form nicht annehmen wolte und auf der Reise auch mit dem Marasmus senilis war befallen worden. Ich brauchte einen Redinggoat. Ich hatte Geld nöthig zu Tabak, welcher das fünfte Element ist, in welchem ich lebe, zum Mittagstische, den ich im Türkenkopf führte, und — zu meinem Thee und Tost (mit Butter ge-

tränkte und am Steinkohlenfeuer geschmochte Semmel,) welche ich abends auf Doktors Communs Kaffehause genoß.

Der Redinggoat war mir unentbehrlich und solte doch wenigstens sechszehn bis achtzehn Schillinge kosten. Denn in England tragen sich alle Mannspersonen, welche zu Fuße gehen, ganz simpel. Ein Frak von einfarbigtem Tuche, ein steifer Zopf, ein Stok, das ist alles. Wer im Haarbeutel und sonst im Staate sich sehen läßt, dem schreit der Pöbel nach: frántsch Dok d. h. französischer Hund. Das ist nicht eben Verachtung der französischen Nation, sondern eigentlich Verachtung des gepuzten Narren. Denn da theils das Menschengewühl, theils der Schmuz, der gewöhnlich auf den Londner volkreichen Strassen herrscht, (denn es giebt auch unvolkreiche, die so todt sind, daß man kaum alle hundert Schritt einem Menschen begegnet, z. B. die meisten Strassen in Maribone) mit einer gepuzten Kleidung sich nicht verträgt und — da man natürlich voraussezt, daß ein Mann, der zum ordinären Ausgehn in Gold oder Seide erscheinen kan, auch

ein paar Schillinge an einen Viaker zu wenden im Stande ist; so betrachtet man einen gepuzten Fußgänger als einen französischen Haasenfuß, der sich zeigen wil, und verlacht ihn.

Wenn ich also Visiten von einiger Bedeutung machen und in meinem geschenkten Sammetrok erscheinen wolte, so mußte ich schlechterdings, da ich die Schillinge für die Viakers nicht übrig hatte, einen Redinggoat mir machen lassen, den ich über das Sammetkleid ziehen konte, um nicht dem Pöbel als besamteter Fußgänger lächerlich zu werden.

Ich war jezt in der äussersten Verlegenheit. Alle meine Bekantschaften waren noch zu neu, als daß ich ohne Unverschämtheit jemanden hätte ansprechen können, mir Geld vorzuschießen. Mein Arnold war an sich nicht in der Lage, daß ers thun konte, und von Herrn Forster hatte ich auch gehört, daß baares Geld bei ihm nicht überflüssig zu haben war. Wendeborn hatte mir schon von Raspen erzählt, daß dieser hätte borgen wollen und — daß ihm nichts fataler sey, als wenn

einer bei ihm borgte. Ueberdies war und ist es mein eigner Grundsaz, lieber von Juden mit Schaden Geld zu leihen, als von einem Freunde, weil diese Geschichte so gewöhnlich die Gelegenheit wird, daß Freunde sich entzweien. Kurz, ich wußte keinen Rath.

Meinen Ring hätte ich versezzen können, das ist wahr. Aber ich war auch dazu zu unbekant, und mußte besorgen, daß ich in Hände fiel, welche mich betrogen, und den Ring vertauschten oder sich, nachdem ich eine kleine Summe darauf genommen hätte, gar unsichtbar machten. Und überhaupt wolte ich mich nirgends, auch meinen Bekanten nicht, als einen so gar armen Schelm kund werden lassen, eingedenk dessen, was mir mein braver Löw Bär Isak in Frankfurt gesagt hatte — daß sich alles von mir zurükziehen würde, wenn man merkte, daß ich zu nahe an den Bettler gränzte.

Es kam mit mir aufs äusserste. Den Hunger zwar hielt ich noch einige Tage ab, durch die gute Forsterische Tafel. Aber ich konte doch

nicht alle Tage den Mann beschmausen und mußte also schlechterdings abbrechen, nachdem ich drei Tage hintereinander bei ihm gegessen hatte. Auch nöthigte mich ohnehin dazu mein Fußwerk, welches nun eben ganz aufgerieben war, und kaum noch einen Gang zu Herr Forstern gestattete, zu welchem ich noch viel weiter, als nach meinem Türkenkopfe zu gehen hatte.

Ich entschloß mich, einen Tag zu Hause zu bleiben. Ein Philosoph, dachte ich, muß ja auch einmal fasten können. Wer weiß, komt nun bald etwas. Verderben läßt dich der liebe Gott doch nicht. — Ich blieb, kochte mir eine doppelte Portion Theewasser in meinem Kamine — holte mir um die Mittagsstunde d. h. um drei Uhr, ein Dreierbrod (bei dem einzigen Bekker, der in London Roggenbrod hat) blieb, — damit mein Wirth glauben möchte, ich sei in einem naheliegenden Gasthause zu Tische gewesen, drei Viertelstunden aussen — verzehrte dann großmüthig mein Brod zum Thee, und verdampfte meinen Tag mit heiterer Seele. — Um von keinen Grillen beunruhigt zu werden, schrieb ich den ganzen

Tag Briefe nach Deutschland und vergaß dabei Geldmangel und Türkenkopf.

Den zweiten Tag wolte noch kein Deus ex machina sich einfinden. Ich rathschlagte und — mit allem hin und herſinnen wolte mir kein ander Mittel einfallen, mir den Geldmangel zu erleichtern, als die Methode des vorigen Tages. Ich beſchloß ſie — merkte aber doch, daß, da es bald drei Uhr ward, mir der Türkenkopf mehr am Herzen lag, als mich meine Philoſophie geſtern überreden wolte. Der Mund lief mir voll Waſſer, wenn ich an ihn dachte, und alle Bemühung war vergeblich, ſein Bild von mir zu entfernen. Indeſſen Noth bricht Eiſen. Ich zog mich an, um mir meinen Dreiling zu holen. Eine Thräne war nahe, da ich zur Thüre hinaus ging. Ich ſchämte mich und verwiſchte ſie geſchwind, um nicht auf meiner ſchwachen Seite von jemanden ertappt zu werden. Der Hunger war groß. Mein Brod ſchmekte vortreflich. Und ſo wie ich es verzehrt hatte und der Hunger geſtilt war, ſchwand auch das Bild des Türkenkopfs, und meine Seele erheiterte ſich. Du biſt

ja satt, sagt' ich zu mir selbst, und hast mit Wolgeschmak gegessen. Nun erst schämte ich mich ganz meiner vorigen Schwachheit. Ich schrieb an einem Plane, den ich einer Familie vorlegen wolte, welche mir Anträge gemacht hatte, nach England zu ziehen und da eine Pension anzulegen. Ohne alle Sorgen und Unruhe war mein Schlaf und eben so erquikkend, als wenn ich beide Tage geschmaußt gehabt hätte.

Am dritten Tage sezte ich den Plan fort, und das mit einem solchen Enthusiasmus, daß nicht eine meiner Grillen mir einfiel und mich störte. Fünf Stunden hatte ich gesessen, geschrieben und geraucht, ohne mich zu besinnen, was ausser mir vorging. Um neun Uhr machte ich eine Pause, um eine halbe Stunde lang auf und abzugehen und mich ein wenig zu erholen. Und siehe da, die abgespante Denkkraft gab der lieben Phantasie Spielraum, und dies brachte leider den Türkenkopf herbei. Nun war meine Philosophie dahin. Es war, als wenn mein Magen herauf sich krümmen, und mein Mund vom Wasser der Lüsternheit überströmen wolte. Ich trank Thee

und stopfte eine frische Pfeife. Aber obgleich der Hunger sich stillte, so blieb doch die Phantasie in ihrer unruhigen Thätigkeit. Es ist umsonst, dachte ich, du hältst es nicht länger aus. Der Ring muß fort.

Ich entschloß mich rasch und war eben so behend bei der Volziehung. Meine Kleider wurden angelegt und ich eilte, den Ring mit meinem Siegel zu verwahren. Mein Wille war, in einem deutschen Kaufmannsladen zu gehen und mich geradehin zu erkundigen, wo man mit Sicherheit auf ein Pfand gelehnt bekommen könne. Ich ging nach meinem Huthe und hatte die Thüre schon in der Hand, als jemand anklopfte.

Es war mein Wirth mit einem fremden Bedienten, den er, weil er kein Wort deutsch konte, heraufbegleitet hatte, um den Dolmetscher zu machen. Er brachte ein Kompliment von dem Kaufmann Rasch und händigte mir 30 Guineen ein, als abschlägliche Zahlung auf die Pension seines Sohnes, mit dem Vermelden, daß Herr Wendeborn weitere Abrede mit mir nehmen würde. — War das nicht wieder unerwartete und ungesuch-

te Hülfe — im Augenblik der höchsten Verlegenheit?

Warlich, das war ein festlicher Tag! — Kalvin kan so nicht gefrohlokt haben, da er den Servet zum Richtplatze führen sah, wie ich jezt mich freute, da der ärgste Feind des Menschen, Mangel und Hunger, vor mir flüchtig werden mußte. — Ich ließ gleich den Schneider und Schuster holen und mir die nöthigen Kleidungsstükke anmessen. Und dann ging ich bald langsam bald hüpfend in meinem Zimmer auf und ab, und fühlte mich stolz auf meinen Muth, zwei Tage zu fasten (wie noch an keinem Leipziger Bußtage gefastet worden war) und meine Armuth verbergen zu können: — empfand Himmelswonne bei dem Gedanken, daß so oft mein Glaube an Vorsicht mir durch Erfahrung gestärkt ward — genoß die Freuden der Ahndung noch glüklicherer Auftritte, deren Vorbote mir nur der heutige schien — und zählte dabei die Viertelstunden und endlich die Minuten, die noch vor meiner fröhlichen Abreise nach dem geliebten Türkenkopfe verfliessen mußten.

Wie mir war, da es drei Viertel auf drei schlug, und wie mir ward, da ich auftragen sah, und wie mirs da schmekte, das kan meine Feder nicht beschreiben. Das muß der geneigte Leser sich denken und — wenn ihm an Wahrheit und Volständigkeit seiner Vorstellungen gelegen ist — auch einmal zwei Tage so fasten und dann — es erfahren, wie mir zu Muthe war.

Sieben und dreissigstes Kapitel.

Die Londner Schönheiten.

Meine Leser würden mirs doch nicht glauben, wenn ich sie versichern wolte, daß ich mich um das englische Frauenzimmer nicht bekümmert hätte. Ich wil also lieber selbst alles gestehen, was ich gethan habe. Und man wird finden, daß es so schlim lange nicht war, als mein liebes Weib in Heidesheim sichs denken mochte.

Das englische Frauenzimmer überhaupt gefiel mir, in allem Betracht. Sie sind meistentheils groß und von schlankem Wuchs. Im Auge ist eine gewisse majestät durch Grazie gemildert. Dunkelbraunes Haar auf der halben Stirn herabgekämt und verschnitten und hinten im lokkigten Fluge, ist der Schmuk ihres Hauptes und ihres weissen Nakkens. Eine gewölbte Brust verbirgt sich bescheiden unter dem dichtesten Tuche. Sie zeichnen sich durch den höchsten Grad der Sittsamkeit aus und bezaubern doch zu gleicher Zeit durch die angenehmste Freundlichkeit und Gesprächigkeit, welche zwischen französischer Frechheit und deutscher pinselhafter Sprödigkeit die glüklichste Mittelstraße hält.

Man sagt algemein, daß das englische Frauenzimmer die Sprache schöner prononcirt als das männliche Geschlecht. Ich ward mit einer Dame bekant, die sich die Mühe nahm, mir die Aussprache beizubringen. Aber sie war zu schön, als daß ich hätte auf ihre Anweisungen attent genug seyn können. Ich sahe nur auf ihren Mund, wenn sie mir die Lage der Mus-

seln zeigte, welche die Aussprache gewisser Buchstaben erfoderte.

Auf der Gasse tragen alle englische Damen ohne Ausnahme Hufeisen. Sie haben aparte Schuhe, welche unter den Absäzzen eiserne Füße haben, an die ein runder breiter Biegel befestiget ist. Auf diesen Biegel gehen sie. Und diese Hufeisen haben den Vortheil, daß sie den Schmuz abwärts schleudern, statt daß die gewöhnlichen Absäzze ihn aufwärts sprüzzen und Rok und Strümpfe verunreinigen. Komt eine Dame ins Haus, so stelt sie die Schuhe mit den Hufeisen im Hause hin, und tritt mit den reinlichen Schuhen hervor, mit welchen sie in jenen gestanden hatte. Das ist Reinlichkeit und Ersparniß zugleich! denn was kostet die Fußbedekkung unserer Damen nicht, bei kothigem Wetter?

Die englischen Freudenmädchen gefielen mir nicht in allem Betracht. Was mir gefiel, war ihre Sittsamkeit. Herr Wendeborn rühmte mir sie, und da ich an der Wahrheit zweifelte, beschämte er meinen Unglauben durch die Erfahrung. Sie müssen es selbst sehn, sagte er, wie

weit auch die übrigens verächtlichsten Kreaturen in England sich über die deutsche Plumpheit und Frechheit erheben. Wir gingen eines Abends mit einander aus, und — ich erstaunte.

Die Dirnen dieser Art pflegen täglich von fünf Uhr des Nachmittags bis gegen Mitternacht auf den Hauptstrassen umher zu wandeln. Ehe sie ihren Umlauf antreten, gehen die ärmern, welche keine eigne Kleidung haben, in eine Butike, deren es für dieses Gewerbe viele giebt, und lassen sich kleiden. Das Mädchen zahlt sechs Penny's uud erhält dafür einen vollständigen Damenhabit, welcher meistentheils aus einer schwarz grosdüturnen Andriene mit Zubehör besteht, und wird dafür auch noch koeffüret. Und daher komt es, daß alle englische Freudenmädchen, auch die von der schlechtesten Klasse, die oft nicht ein Hemde auf dem Leibe haben, des Abends wie Prinzessinnen erscheinen. Denn ihr schöner Wuchs, ihre weisse Haut, das braune Haar, die ausgelegte Brust mit dem schwarzen Kleide thut, zumal im Sonnengange der Abenderleuchtung, die allervortheilhafteste Wirkung.

Wir gingen im Koventgarden eine zeitlang auf und ab, und lieſſen eine Menge dieſer Kreaturen vor uns vorbei paſſiren. Aller drei Schritt, kan ich ſagen, begegneten uns zwei, drei und mehrere derſelben. So wie eine oder mehrere auf uns trafen, redeten ſie uns an: Mei Dier gib mi Glas Wein, d. h. mein lieber, gieb mir ein Glas Wein. Antwortet man nicht und macht keine Bewegung mit dem Arme, ſo gehn ſie vorüber und wagen es nicht, ein Wort weiter zu ſagen.

Da endlich eine Gruppe von drei ſolchen Mädchen uns ins Auge fiel, welche uns vorzüglich ſchön dünkten, hoben wir, bei der gedachten Anrede, unſere Arme auf, und im Augenblikke waren wir alle fünfe Arm in Arm und — im artigſten Geſpräch. Wendeborn unterhielt ſie mit der Materie über brittiſche Freiheit und die Mädchen ſprachen wie männliche Britten.

In den Hauptſtraſſen iſt faſt ein Haus um das andere der Venus geweiht. Wir gingen in das erſte das Beſte. Ein Markeur kam uns mit

zwei Lichtern entgegen und fragte gleich, ob wir ein eignes Zimmer befählen. Auf Bejahung der Frage, eröfnete er uns Parterr ein Zimmer, das mit den köstlichsten Tapeten geziert, ungemein schön meublirt, und mit Betten versehen war. Wendeborn beorderte ein Peint (Nössel) Wein. Wir sezten uns. Die angefangene Materie wurde fortgesezt. Die Mädchen sprachen wie die Damen von Stande. Kein Wort, keine Mine, wobei etwas Unanständiges gedacht werden konte! Pastor Göze hätte ohne alles gegebne und genommene Aergerniß dabei sizzen können. Wendeborn schenkte ein. Man hat in England gewöhnlich Weingläser, die unsern Schnapsgläserchen gleichen. Die Mädchen tranken das Peint aus. Es dauerte eine Viertelstunde, welche wir mit den artigsten Gesprächen zubrachten. Wir stunden endlich auf. Die Mädchen bedankten sich. Wendeborn bezahlte zwei Schillinge. Und wir verliessen unsere Damen, ohne ein liederliches Wort von ihnen gehört zu haben. — Ich erstaunte über diese Probe von Sittsamkeit und feinem Benehmen solcher Krea-

turen, die mit der Frechheit der deutschen Dirnen so seltsam kontrastirte.

Acht und dreissigstes Kapitel.

Fortsezung.

In der Folge hatte ich Gelegenheit, auch eine vornehmere Gattung von Töchtern der Freude kennen zu lernen, wo ich weniger Sittsamkeit aber destomehr Pracht fand. Ein Freund fragte mich, ob ich eine halbe Guinee anwenden wolte, etwas schönes zu sehen, was ich gewiß noch nie gesehen hätte noch jemals sehen würde. Ich war neugierig, und wolte doch nicht gern so vieles Geld ausgeben, ohne die Valuta dafür wieder zu haben. Aber er bestand darauf, daß ich mich ihm auf Diskretion überlassen müßte.

Unser vorhergegangnes Gespräch ließ mich vermuthen, daß der Gegenstand, den er mir zu

zeigen versprach, aus der Klasse jener unglüklichen Geschöpfe sein würde, welche ihren Leib und ihre Ehre feil bieten. Ich wolte mich also durchaus nicht zu einer so starken Ausgabe verstehn. Denn das himlische Bette, für dessen Notiz man allenfals die halbe Guinee hätte anwenden können, war damals noch nicht erfunden. Und für den blossen Anblik einer schönen Gestalt, wenns auch die medicäische Venus gewesen wäre, dünkte mir der Preis zu hoch. „Aber „ich sage Ihnen, versicherte mein Freund, daß „Sie mehr als eine Venus sehen sollen, und „daß Sie etwas ganz ausserordentliches erblik„ken werden. Wenden Sie das Geld daran. „Ein Fremder muß alles sehn, was der Mühe „werth ist. Und der Ort, wo ich Sie hinführen werde, ist der Mühe werth. Doch sage „ich Ihnen nochmahls vorher, mehr als sehen „können Sie für das Geld nicht. Eine halbe „Guinee kostet die blosse Entree. Es wird auch „nicht jeder zugelassen. Sie können nur durch „mich diese Seltenheit beschauen.“ Meine Neugierde wuchs. Endlich entschloß ich mich.

Wir nahmen einen Wagen und fuhren in eine der entlegendsten Gegenden der Stadt. An einem große Hause hielt der Wagen still. Mein Freund klingelte. Ein Bedienter in prächtiger Livre eröfnete die Thür, ließ uns ein, hieß uns eine Treppe hinauf gehen, und schloß hinter uns her wieder zu. Oben an der Treppe fanden wir einen andern Livrebedienten, wecher eine Flügelthür eröfnete, die in einen prächtigen Vorsaal führte, wo zwei Wandpfeiler mit den kostbarsten Spiegeln prangten. Ich sahe verschiedene Tische von Mahaoni Holz und zwischen durch lehnlose Sessel mit Atlas überzogen. Der Bediente öfnete die Haupthür, und wir kamen in einen Salon, welcher schmal aber lang war, oben und unten einen Kamin hatte, und durch Vergoldungen und Spiegelwerk mein Auge blendete. Es war fürstliche Pracht. Aber — welch ein Anblik! Oben und unten an den Kaminen stunden acht bis zehn nakkende Mädchen, so schön und blühend, wie man sie mahlen müßte, wenn man etwas Schönes mahlen wolte. Die dunkelbraunen lokkenden Haare rollten auf den Rakken und Bu-

sen herab. Alles war wie — es im Paradiese gewesen seyn sol.

Und doch waren diese Mädchen, in dieser frechsten Attitüde, nicht frech. Wir sprachen und scherzten und — keine that, als ob sie mehr erwartete. Aber ich — mochte doch den Anblik nicht lange ertragen. Mein Freund, ein ältlicher Mann, wäre vielleicht noch lange geblieben. Ich — bat ihn, mich aus diesem Feuer zurükzuziehen. Ich konte — die Steinkohlen Hizze nicht aushalten.

Wir giengen und zahlten hernach im Vorsale an eine Matrone, die uns erwartete, unsere halbe Guinnee. Für drei Guinee's, hieß es, kan man bei acht Schüsseln mit einem oder zwei Mädchen suppiren und Wein trinken, so viel man wil, und geniessen, was man wil und — kan.

Aber kan das, wird mancher denken, in London so öffentlich geschehen? Die Frage ist wirklich gerecht. Ich glaube auch, daß es keinen Ort in der Welt giebt, wo die Wollust so öffentlich wandelt. In London ist gar keine Polizei, wel-

che über diese Menschenart wacht. Da kan jeder und jede, ohne alle Verantwortlichkeit thun was ihnen beliebt, so lange nicht die öffentliche Ruhe und Sicherheit gestört und anderer Menschen Rechte gekränkt werden. Da gehn die Freudenmädchen frei und frank und laden jeden ein. Da stehen an allen Ekken der Strassen Kerls, mit gedrukten Zetteln, welche mediciniſche Mittel ausbieten, — bald ſich zur Wolluſt zu ſtärken — bald ſich für Anſtekkung zu verwahren — bald ſich von Wolluſtkrankheiten zu kuriren auch wohl — Leibesfrucht abzutreiben. Kurz, da iſt nichts ſo unſittlich und unkeuſch, was in London nicht öffentlich beſprochen und verhandelt werden könte.

Man kan aus dieſem Grade der Freiheit ſichs begreiflich machen, warum ein Wendeborn, welcher gewiß der rechtſchaffenſte, unbeſcholtenſte und ernſthafteſte Mann von der Welt iſt, ohne alles Bedenken mir jene Probe von Sittſamkeit der Buhldirnen geben konte; ohne die geringſte Gefahr zu laufen, daß er von jemand geſehen und an ſeiner prieſterlichen Ehre angegriffen wer-

den möchte. Denn in Ländern und Orten, wo man gewohnt ist, die Wollust heimlich zu treiben und, wo man nur das Sehnlassen für Schande hält, da bekomt jeder Anblik eines nur ein wenig kokettirenden Frauenzimmers oder eines Mannes, der eine Buhlerinn am Arme hat, ein gewisses Interesse für die an solchen Orten desto einheimischere Laster des Neides, der Eifersucht, und der Medisance: und jederman, der so etwas sieht, denkt sich ein langes und breites darüber. Hingegen in London, wo man jede menschliche Thorheit auf Rechnung des Thoren gehen läßt und wo die Wollust insonderheit, ungescheut und öffentlich wandelt, da hat ein solcher Anblik gar kein Interesse. Und eben, weil er kein Interesse hat, weil kein Mensch ihn achtet, weil man also auch keinem Menschen, von dem man das Gesehene erzählen wolte, schaden kan, eben darum sieht kein Mensch mehr hin und spricht davon.

Es ist alles Konvention. In Berlin z. B. sind die Menschen einverstanden, alle Arten der Wollust (selbst die scheuslichste und unnatürlichste der w . . . . B . . . .) unter sich heimlich

auszuüben: aber jeden, der etwas davon gewahr werden läßt, auf das ärgste zu beräsonniren. In London hingegen ists eingeführt, die Wollust nicht zu verbergen und folglich auch nicht zu beräsonniren. Darum ist das dort Schande, was hier keine ist. —

Die englischen Pfarrherren, die Pfründen von 600 bis 1000 Pfunden haben und ihre Vikare sich halten, welche sie mit 30 Guinee's abspeisen und fast verhungern lassen, liegen Jahr aus Jahr ein in der Stadt und finden sich unter den Freudenmädchen mehr ein, als unter ihren Büchern: und niemand spricht darüber.

Herr Wendeborn sagte mir, was hernach auch alle meine Bekanten bestätigten, daß es in London volle 40000 Buhldirnen gebe, daß man aber auch unter diesen vierzigtausenden nicht fünfhundert finde, welche nicht auf das allerstärkste inficirt wären. — Dies ist für jeden Fremden eine kräftige Warnung! — Ich bin auf die Vermuthung gekommen, daß der schrekliche Zustand dieser Kreaturen der Grund ist, warum man so eine ungeheure Menge blinder, verstümmelter,

wahn=

wahnwizziger, und mit Krebsschaden behafteter Menschen in London gewahr wird.

Neun und dreissigstes Kapitel.

Versuchungen.

Ich hatte in London viele Reizungen, mich daselbst niederzulassen, darunter diese gewiß nicht die schwächste war, daß ich meinen reichlichen Unterhalt vor Augen sehen konte.

Es waren erstlich verschiedene Familien, wie ich schon oben gesagt habe, welchen mein Erziehungsplan so wohl gefiel, daß sie denselben in London realisirt zu sehen wünschten. Und ich konte um so viel sichrer hoffen, damit mein Glük zu machen und eine große Menge Zöglinge zusammen zu bringen, weil in London die Gelegenheiten fast gänzlich fehlen, Kindern eine gute Er-

ziehung zu geben. Denn gute Hauslehrer sind dort viel seltner als in Deutschland, wo die vielen und zahlreichen Universitäten sie liefern. Von Gymnasien und ähnlichen Schulen habe ich in London gar nichts gehört. Und die gemeinen Erziehungsanstalten, die man Bordskols nennt, sind das abscheulichste, was man sich denken kan. Denn da legt jeder bankerutirter Kaufmann oder verdorbene Kandidat eine solche Pension an und betrachtet sie als seinen schmalztopf, aus dem er sich mästen will. Da ist der jämmerlichste Unterricht. Da ist nichts von physikalischer Erziehung. Da findet man, statt der Moralischen, eine Schule aller Untugenden und Laster. Und diese Umstände sezzen verständige Eltern oft in große Verlegenheit, und würden dem, der diese Verlegenheit heben und ein wirklich gutes Erziehungsinstitut anlegen wolte, für seinen Fleiß reichliche Belohnung verschaffen.

Und wenn ich auch mit der Erziehung allein nicht hinreichendes Brod gefunden hätte; so bliebe mir doch noch eine Nebenarbeit frei, von welcher ich jährlich zwei bis dreihundert Pfünd ohne

große Mühe gehabt haben würde. Ich konte mir eine Kirche miethen und Prediger werden, so gut wie Wendeborn und der berühmte William es war, den ich hernach noch persönlich kennen lernte.

Denn in London giebt es vielleicht dreißig Kirchen noch, welche leer stehen und Privatpersonen gehören. Und jedem steht es frei, eine solche Kirche zu miethen, und sich selbst als Prediger anzustellen. Die Sache braucht wenig Umstände. Ich werde mit dem Besizzer der Kirche einig, und mache nun in öffentlichen Blättern bekant, „der D. B. aus Deutschland ist hier angekom„men und wird in der und der Kirche auf den „und den Sontag sich als Kanzelredner hören „lassen.“ Nun komt auf den gesezten Tag eine Menge Menschen zusammen, welche die Neugierde destomehr herbeilokt, jemehr ich selbst die Kunst verstehe, durch allerlei Ausstreuungen, oder Verwendungen meiner Freunde, die Erwartung von mir in Spannung zu sezzen. Ich trete auf und frappire mein Auditorium durch meine Beredsamkeit. Ehe ich die Kanzel verlasse, kündige

ich an, daß ich auf den nächsten Sontag noch einmal predigen wolle. Nun verbreitet sich der Ruf meiner Talente. Das Auditorium wird zahlreich. Ich erkläre nun von der Kanzel, daß ich in dieser Kirche alle Sonntage predigen würde, wenn sich eine hinlängliche Subscription fände. Sofort lasse ich einen Zettel herumgehen. Ich erblikke zwei, drittehalb hundert Pfund. Nun ist meine Gemeine da. Ich brauche keine Vokation, kein Examen, keine Ordination. Ich habe kein Konsistorium. Ich bin Prediger, so lange mir es gefält. — So ward es William. Und so konte ichs auch werden.

Das waren wirklich große Versuchungen für mich, der ich in Deutschland soviel Feinde und so wenig Unterstüzzung gefunden und zu hoffen hatte. Und dazu kam noch die Beschaffenheit des Landes und der Einwohner, welche mich ausserordentlich reizten — so, daß ich noch jezt kein anderes Land mir wählen würde, wo ich mein Leben beschliessen möchte, als England — ja, daß ich längst schon es gewählt haben würde, wenn ich in der Welt allein wäre und meine Kinder

mich nicht fesselten, denen zu Liebe ich das allerschlechteste Gegenwärtige dem schönsten Zukünftigen und erst zu Suchenden vorziehen muß.

Vierzigstes Kapitel.

Fortsezzung.

Die Nation ist in meinen Augen, unter denen, die ich kenne, die volkommenste. Man muß nur unter Nation den Mittelstand sich denken. Denn der Bürger, der Kaufmann und allenfals der Gelehrte machen eigentlich die Nation aus. Und aus diesen Klassen muß man allein den Nationalkarakter abstrahiren. Die Noblesse in England ist freilich das verdorbenste Ding. Da herscht französischer Luxus, französische Intrige, französisches Laster. Aber die rechnet man in England selbst nicht zur Nation

Der nationelle Karakter des Engländers ist vortreflich. Seine Grundlage ist Gefühl für Freiheit und Tugend. Der wahre (nicht ausgeartete) Engländer ist edel, treu, und durchaus unfähig, eine schlechte Handlung zu begehen, welche die Gesezze der Billigkeit kränken, oder ihn bei gutdenkenden Menschen verächtlich machen, oder die Freiheit beeinträchtigen könte. Er ist als Freund fest, unbewegbar, großmüthig. Wenn man in seine Bekantschaft komt, ist er kalt, gleichgültig und verschlossen. Er beobachtet den Fremden erst mehrere Wochen. Aber hat man einmal sein Vertrauen gewonnen, hat er einmal gesagt, ich bin dein Freund, dann wird er traulich, bieder, und — man kan sicher auf seine thätigste Freundschaft rechnen. In seinem Umgange ist er natürlich. Er ist ein Feind von Steifheit, Pedanterei und lehrem Ceremoniel.

Die Haupttugend des Engländers in Absicht auf Lebensart ist Frugalität. Ich habe in den reichsten Häusern keine Spur von unserm deutschen Luxus und grosthuigten Wesen gefunden. Man schäzte den Herrn Kasch für einen Mann

von 300000 Pfund und ich fand nie mehr, als eine Schüssel Fisch und einen Braten, nebst einem schönen Desert und einem guten Portwein: — am Ende der Mahlzeit allenfals noch eine Flasche Old-Hook *) d. h. alten Rheinwein. Und aller Wein ward aus kleinen Gläsern getrunken.

So frugal fand ich es überal, selbst wenn sechszehn bis zwanzig Personen beisammen waren und es ein Traktement hieß. Höchstens war eine Schüssel mehr da. Der Wein kam nicht einmal auf den Tisch. Jeder foderte sich, wenn er Appetit hatte, ein Glas von dem Bedienten. Und ich fand die sonderbare Sitte dabei, daß man erst eine Dame zum Mittrinken auffodern mußte, so wie umgekehrt auch die Dame einen Herrn aufrufen mußte. „Madam wollen wir ein Glas „Wein trinken?“ — Ja. — dann zum Bedienten: Gib my two Glasses Wein. Und so tranken wirs einander zu, und gaben die Gläserchen wieder ab. Erst nach Tische kam der Wein auf den Tisch. Das heist, wenn die warmen Speisen

*) In England ist das Vorurtheil für den Hochheimer. Daher nennt man jeden alten Rheinwein Oldhook.

vorüber waren, wurde das weisse Tischtuch abgenommen, und auf den entblößten Mahaonitisch etwas Gebaknes und Obst aufgestelt. Da stelte der Bediente, vor dem Wirth, zwei bis drei Buteljen mit verschiedenen Weinen, in ledernen Unterlagen. Dann schenkte der Wirth sich ein, und schob die drei Buteljen dem Nachbar zu, so daß sie ihren Umgang hielten und jeder sich einschenken konte, wenn er wolte. War nun die Gesellschaft ein wenig stark, so kamen die Flaschen selten genug herum, und man ward zur Mässigkeit genöthigt.

Eben so wenig Luxus habe ich auf Koffehäusern und andern öffentlichen Orten gefunden. — Den ordinairen Punsch konte ich gar nicht trinken. Ich foderte ihn einmal und es war Thee mit Rum. Ich schmekte weder Zukker noch Citronen: Es war nicht hinterzubringen. — Das schlimste für mich war die Exulierung des Tabaks. unter 300 Kaffehäusern gabs nur wenige, wo das Tabakrauchen verstattet war. Der Pöbel raucht viel. Aber unter den gesitteten Ständen ist der Tabak wenig gangbar. Häufiger kaut man ihn.

Aber den größten Reiz für mich hatte die engiſche Freiheit. Da fühlt man doch, daß man freigeborner Menſch iſt. Da bin ich Herr von mir ſelbſt. Da kan ich reden, ſchreiben, und thun, was ich will. So lange ich nicht die öffentliche Sicherheit ſtöhre und Anderer Rechte verlezze, bin ich von aller Obrigkeit unabhängig. Ich bin Herr in meinem Hauſe. Ich kan ein Gewerbe treiben, welches ich will. Und in meiner Stube darf der König mich nicht irritiren. Selbſt meine Schuldner können nicht anders an mich kommen und mich in Verhaft bringen, als wenn ſie mich auſſer meinem Zimmer ertappen. So ſicher, ſo frei, ſo fern von Deſpotismus und Wilkühr der Richter lebt man nirgends. Und was ich erwerbe, iſt mein, und keine weltliche Macht hat über mein Gut und meine Perſon zu gebieten.

Viel Kampf bei dem Gedanken an meine Rükkehr nach Deutſchland, koſteten mich auch meine Maureriſchen Verbindungen. Ich war an Herrn Heſſeltein empfolen. Da ich die Briefe

des Prinzen abgab, las er sie mit Lächeln. „Der „Prinz hat große Projekte. Ja, ja, wenn die „Millionen so leicht zu erlangen wären, wie man „sie ausspricht.“ — Er las weiter — „Ei ei, „das sind windigte Sachen! — Luftschlösser! — „Nun der Prinz meinets recht gut.“ — Nach Beendigung der Lektüre sagte er mir: „Sie sind „sehr empfolen. Ich glaube, daß es keinen An„stand haben wird, Ihre Wünsche zu erfüllen.“ — Nach einigen Tagen wurde ich zur großen Loge geladen und in Gegenwart der beiden Herren Forster, des Vaters und Sohnes, welche mir alles dolmetschten, was gesprochen wurde, recipirt. Es waren mehrere Novizen dabei. Mir gab man in einem Abende drei Grade: und ich erhielt ein Certifikat über den Meistergrad. — Man behandelte mich äusserst grosmüthig. Die ganze Geschichte kostete mich, wo ich nicht irre, fünf, höchstens sechs Guineen.

Wer Maurer ist, wird begreifen, daß ich mich durch die Reception wenig befriedigt fand. Denn was ich da gesehn, gehört und gelernt hatte, war nicht für den Geist. Es war allein

für die Phantasie. Es gab mir kein Licht, keine Weisheit, keinen Zuwachs meiner Kenntnisse.

Ich suchte Bekantschaften, und war so glüklich, sie so zu finden, wie ich sie wünschte. Ich gerieth in die Hände eines Bruders, der mir reinen Wein einschenkte. Ich lernte Grimasse von Realität unterscheiden. Ich wohnte ausser London einer Brüderversamlung bei, die mich entzükte. Ich ward über Geschichte, über wahre und erdichtete Zwekke des Ordens, über Misbräuche und Ausartungen desselben belehrt. Ich wurde vor Betrug und Windbeutelei gewarnt. Ich lernte den Orden lieben und nuzzen. Das war es, wornach ich gestrebt hatte. Das allein machte mirs der Mühe werth, in England gewesen zu seyn und für diese Reise so viel erduldet zu haben. Und diese Maurerischen Verbindungen, die ich jezt hatte, erfülten mich mit der lebhaftesten Sehnsucht, mein ganzes Leben in England zubringen zu können.

Aber meine thörichten Einbildungen von der schon entschiedenen Blüthe und Größe meines

Heidesheimischen Philanthropins behielten das Uebergewicht. Ich sahe den reichen Gewinn, den ich von diesem Institut zu beziehen hofte, für das Gewisse an, das ich gegen das Ungewisse nicht vertauschen müßte.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Der Rest meiner Walfarth in England.

Ich wurde noch zulezt mit einem Manne bekant, der selbst in deutschen Zeitungen zu seiner Zeit Aufsehen gemacht hat. Es war der berühmte D. Wachsel, welchen seine eigne Gemeine nicht mehr dulden wolte, ob sie schon hernach durch einen Ausspruch des Parlements gezwungen wurde, ihm ihren Kontrakt zu halten, durch welchen sie ihn einmal zum Prediger angenommen hätte.

Dieser Mensch war ein Original von Stolz, Unwissenheit und Impertinenz. Er hatte eine schrekliche Einbildung von sich selbst, und hielt alles für ausserordentlich, was er that und vermochte. Seine abscheuliche Stimme hielt er für die schönste, die gehört werden konte. Seine Predigten waren ein Muster der Kanzelberedsamkeit. Seine Kirchenmusik verdiente in seinen Augen von allen Tonkünstlern Italiens besucht zu werden. Sein Gottesdienst dünkte ihm der feierlichste, rührendste, und erhabendste zu seyn. Und wer ihn in dieser Meinung von sich selbst durch Worte und Handlungen die Gegenpart hielt, dem begegnete er mit der furiösesten Grobheit.

Unaufhörlich hatte der Mensch neue Projekte im Sinne. Bald erfand er eine nene Art Liturgie. Bald hekte er eine neue Methode von Kirchenmusik aus. Bald fiel es ihm ein, seine meisterhafte Predigt, die er früh deutsch gehalten hatte, nachmittags in englischer Sprache abzulegen. Und er ladete allemal bei solchen Einfällen in öffentlichen Blättern das Publikum ein.

Das Publikum kam auch. Denn man kante den Narren und wußte, daß mit ihm Komödie zu spielen war. Wenn er so etwas neues ankündigte, war seine Kirche gedrängt voll und es ward darin nicht nur gelacht, sondern auch so gar die plumpeste Unzucht getrieben.

Er invitirte mich selbst, bewirthete mich köstlich und trug mir eine Predigt an. Ich hielte sie vor einer grossen Menge Zuhörer, und wurde gebeten, vierzehn Tage nachher mich noch einmal hören zu lassen.

Uebrigens kostete mich mein philanthropinisches Werbungsgeschäft, ob ich gleich nur vier Zöglinge in London zusammenbrachte, so viel Zeit, daß ich wenig in England sehen und geniessen konte. Ich war zwei Monat in London und habe weder St. James, noch die Themse, noch Vauxhall, noch des etwas in Augenschein genommen.

Nach Wolwitsch reisete ich, um ein Kriegsschif zu sehen. Ein Freund führte mich bei dem Kapitain Schmitt ein, welcher dort Direktor der

Militairschule war. Da wurde ich auf das Kriegesschif Justitia von 70 Kanonen geführt und genoß das Vergnügen, eine solche ungeheure Maschine in allen ihren Etagen und Abtheilungen zu besehen. — Bei Tische erfuhr ich eine sonderbare Wirkung des Porten = Als. Ich war den ganzen Vormittag gegangen und hungrig und durstig geworden. Daher foderte ich zeitig zu trinken und da ich gefragt wurde, ob ich Appetit hätte, ein Glas recht altes Porten-Ál zu trinken? (Man hat dies Bier, wie den Rheinwein, zwölf und sechszehnjährig.) Ich nahms an, trank zwei Spizgläser hastig aus und ward so trunken, daß ich eine ziemliche Zeit brauchte, meine ganze Besonnenheit wieder zu bekommen.

Eine englische Universität zu sehn, hatte ich gar kein Verlangen. Ich kante die elenden Klosterschulen schon. Es sind nicht viel wichtigere Institute als unsere Gymnasien. Latein, Griechisch und Mathematik sind fast die Herrlichkeiten alle, die da getrieben werden. Und den dikken und wohlgemästeten Rennikot in Augenschein zu nehmen, welcher durch schlecht bezahlte Leute seine

kritische Bibelausgabe sich zusammentragen ließ und, ohne Geist und Talent und Kentnisse zu besizzen und angewendet zu haben, Geld und Ruhm allein schmaußte, darnach lüsterte mich vollends gar nicht. Solche fette und hochposaunte Schafsköpfe haben wir in Deutschland ja genug — an Höfen und in Fakultäten. Warum solte ich erst Geld ausgeben, um nach Erfort zu reisen? — Weit mehr interessire und vergnügte mich Brimmingham, wo ich die herrlichen Fabriken besah, in denen fast lauter Deutsche sind, deren Talent und Fleiß den englischen Waaren Ruf und Abgang verschaft.

In London war ich, durch mein betriebsames Umherlaufen für den Zwek meiner Reise, so bekannt, daß ich in die entferntesten Gegenden dieser Stadt in der Mitternacht mich allein finden konte. London hat doch in seinem längsten Durchschnitt bei fünf englische Meilen. Und ich war gleichwohl in den ersten vierzehn Tagen schon so weit, durch Hülfe einer Karte, die ich studierte, daß ich allenthalben ohne Führer wanderte.

Die

Die Komoedie in Koventgarten habe ich nur einmal besucht, weil ich der englischen Sprache nicht mächtig genug war. Aber ich muß gestehen, daß ich die Akteurs, im ganzen genommen, weit volkomner gefunden habe, als in Deutschland. Ich hörte Stellen deklamiren und sahe Pantomimen, die mir auf keinem deutschen Theater so meisterhaft vorgekommen waren. — Es war die Skol of Skandals.

In Tyburn habe ich auch einmal hängen sehen. Das ist wirklich eine Methode der Hinrichtung, dabei auch der weichmüthigste Mensch Fassung behält. Der Delinquent saß im Wagen so ruhig, als wenn es gar nicht nach dem Richtplazze gienge. Seine Verwandten begleiteten ihn ohne Thränen. In allen Gesichtern sahe mans, daß gehängt werden hier keine Schande ist, sondern als ein Zufall betrachtet wird, der nicht viel mehr sagen wil, als wenn einer in eine Pfüzze fält. Der Delinquent nimmt von seinen Freunden Abschied. Diese umarmen ihn, wie wenn er verreisen wolte. Er steigt ganz ernsthaft hinauf auf den Wagen. Der Henker folgt ihm,

bindet ihm den Strik um den Hals, und steigt herab. Die Verwandten rufen noch ein Vale hinauf. Der Wagen fährt unter dem Gehenkten weg. Seine Freunde ziehen ihn an den Beinen, damit der Strik scharf anschleifen muß, und der Gehenkte sich nicht lange mit dem Sterben inkommodiren darf. Und so geht alles ganz gelassen wieder nach Hause, und die Geschichte ist vergessen.

Es war das Ende des Februars 1778, wo ich endlich Anstalt zu meiner Abreise machte. Ich kassirte die halbjährigen Vorauszahlungen der Pension von meinen vier Zöglingen, nebst den Reisegeldern ein. Ich kontrahirte mit einem Bedienten, welcher englisch und deutsch konte, der auf ein Jahr sich bei mir engagirte. Ich brachte meine Reiseequipage in Ordnung, die nun eine ganz honorable Gestalt hatte, gegen die, mit welcher ich angekommen war.

Wir giengen mit zwei dreisizigen Extrapostkutschen von London auf Harritsch. Das war doch ein Fuhrwerk, wo das Reisen zum

Vergnügen wird. Wenn man die deutschen Karreten besteigt, die auf den Poststationen den Passagiren gegeben werden, da meint man auf allen Schritten liegen zu bleiben, wird von allen vier Winden durchweht, und im ganzen Leibe zerstaucht. Hier sahe ich zweisizzige Glaswagen, mit einem kleinen Rüksiz, die in Stahlfedern hiengen, so lakkirt und bekleidet, wie man sie zur Noth in Deutschland, als Staats-Equipagen gebrauchen könte.

Von Harritsch gieng ich mit einem Schiffe gerade auf Amsterdam. Wir brachten nicht mehr als 23 Stunden diesmal zu. Ich ward abermals seekrank, so wie alle meine Zöglinge bis auf den kleinsten. Dies war ein Knabe von eilf Jahren und ein überaus zartes und schwächliches Kind. Die andern waren Riesen gegen ihn. Und gerade die starken und gesunden erlagen und dieses Kind blieb munter, und lief bald in der Kajüte, bald auf dem Verdek herum, und ergözte die Schifleute mit den Aeuserungen des englischen Nationalgeistes. Er trat immer an die Kanonen und wünschte, daß ein

Amerikaner uns aufstossen möchte, den wir beschiessen könten. — Doch war meine Krankheit diesmal weit erträglicher. Ich konte meist ausser dem Bette seyn, und meine kranken Zöglinge verpflegen helfen. Und in den lezten sechs Stunden vermochte ich Speisen zu geniessen. Ohnfehlbar wäre ich das Seereisen gewohnt worden und bei fernern Schifffarthen von der Krankheit frei geblieben.

In Amsterdam blieben wir nur vier Tage, und ich genoß sehr viel Vergnügen bei der Vereinigung meiner englischen und holländischen Rekruten. Ueberal hörte ich, daß man Muth zu meinem Philanthropin bekam, da ich selbst in England Vertrauen gefunden hatte. Und ich erhielt aus verschiednen Häusern Versicherung, daß in kurzem mehrere Kinder nachfolgen solten. Meine Freunde wünschten mir Glük und ich fühlte mich ganz im Besiz meines erträumten Wolstandes, den ich mir durch so viel Strapazen und Gefahren errungen hatte.

Zwei und vierzigstes Kapitel.

Triumph und — Einsturz des ganzen Gebäudes erträumter Glükseligkeit.

Es waren mir die seligsten Tage meines Lebens, welche ich auf meiner Heimreise verlebte. An allen Orten, wo ich vor vier Monaten noch in der Gestalt des armen Mannes erschienen war und mich sehnsuchtsvol nach der wolthätigen Hand eines Menschenfreundes umgesehen hatte, zog ich jezt wie im Triumphe ein. Ich hatte von London und Amsterdam aus alle meine Freunde von meiner Ankunft benachrichtiget. Man war gefaßt, mich zu empfangen. Glükwünschungen ströhmten von allen Seiten mir entgegen.

In allen Städten, wo ich durchreiste und anhielt, (ich fuhr von Amsterdam mit zwei Kutschen ab, und von Crefeld hatte ich drei Wagen vol) wurde ich von einer Menge Menschen umringt.

Wo ich in einem Gasthofe speiste oder übernachtete, war ein Zulauf, wie wenn ein Mann mit ausländischen Thieren sich da aufhielte. Es war überal eine ungewohnte Erscheinung, eine solche Menge Kinder bei einem Vater zu sehen. Und an einigen Orten gab ich sie wirklich, zum Scherz, alle für meine Kinder aus, und ergözte mich an dem Erstaunen des Pöbels. Ich hätte können Geld damit verdienen, wenn ich den Vater mit dreizehen Söhnen für einen gewissen Preis hätte sehen lassen wollen.

In Cleve wurden wir bei dem Herrn v. Bachmann herrlich bewirthet uud mit zwei Rekruten verstärket. In Crefeld kamen noch zwei dazu: und Herr De Greif feierte meine glükliche Zurükkunft. Ueberal war Freude über Freude, und meine Herz vergaß alle vorige Leiden und entglühte vom Danke gegen die Vorsicht, die so die Zeit der Trübsal geendigt und so glänzende Aussichten mir eröfnet hatte.

Alle, die mein Unternehmen als Thorheit und Wahnwiz verschrieen hatten, schämten sich jezt. Der D. Bahrdt, hieß es, hat doch einen

erschreklichen Treffer. Wer hätte sichs träumen lassen, daß es ihm glüken würde. Nun ist er freilich geborgen und kan die Pfälzer entbehren. — — Leute, die mich auf der Hinreise nicht angesehen hatten, würdigten mich jezt ihrer Freundschaftsversichrungen. — Das ist der Welt Lauf!

Nachdem wir ohne allen Anstoß an dem Rheine heraufgefahren waren, hielt ich einen Rasttag, um die lezte Nacht, welche ich hätte in Maynz zubringen müssen, ohne die Kinder zu sehr anzugreifen, der Reise zu widmen, und auf diese Art in Maynz alles Aufsehn zu vermeiden. Ich richtete es so ein, daß wir um Miternacht nach Maynz kamen und, ohne auszusteigen, frische Postpferde nahmen und in aller Frühe in Oppenheim eintrafen, wo wir das lezte Frühstük einnehmen wolten.

Ich hatte mein liebes Weib davon benachrichtiget, und diese war mir deshalb von Heidesheim bis Bechtheim entgegen gekommen und hatte eine Mittagsmahlzeit daselbst veranstaltet.

Aber eben in Oppenheim — wo meine ganze Seele von stiller Freude überströhmt wur-

de, welche mir der Gedanke an mein Weib, an meine Kinder, an mein Institut und — an die glükliche Zukunft schuf — eben in Oppenheim — es läuft mir noch ein kalter Schauer übes meinen Leib, wenn ichs denke — fand ich das Ende meiner Freuden. Meine Zöglinge hüpften fröhlich um ihr Frühstük herum und jubelten dem schönen Heidesheim entgegen, als ich, recht inniglich vergnügt, in der Stube auf und abging und von ohngefähr das Frankfurther Kistretto auf einem Tische erblikte und — las;

> Am . . . . dieses Monats ist gegen den D. Bahrdt — ein Kaiserl. Reichshofraths Conclusum ergangen, durch welches derselbe von allen seinen Aemtern suspendirt und —

Hier sank meine Hand und mir ward, als wenn ein Blizstrahl mich getroffen hätte.

Man denke sich den Zustand meiner Seele. Zu beschreiben ist er nicht. — Das war das erste, was mein Weib, mein Institut, meine Gemeine, mein Fürst erfuhr. — Welch ein Schlag!

Noch sieben Stunden von Heidesheim, mit einem Sakke vol Geld, mit dreizehn neuen und zum Theil doppelt zahlenden Zöglingen, mitten im Jubel und seligen Aufblik in eine Freudenvolle Zukunft — war ich schon wieder elend und arm und — ein Gegenstand des Mitleids.

Ich sah nun schon im Geiste alles zu Trümmern stürzen, was ich so mühsam aufgebaut hatte. Ich sahe mein Weib weinen, meine Zöglinge trauern. Ich sahe den Rühl wie Satan grinzen und meine Feinde triumphiren. Und über alle diese gräßlichen Gegenstände hinaus sahe ich unglükliche Schiksale in eine schreklich finstere Zukunft gehült.

In meiner Seele waren nun alle Freuden auf einmal erstorben aber — in meinem Aeusserlichen mußte Lavater selbst keine Veränderung lesen. Mein Gesicht erblaßte nicht. Meine Füsse wankten nicht. — Ich spannte alle meine Kraft an, meine ruhige Mine uud Stellung zu behaupten, um meine muntern Zöglinge nicht niederzuschlagen. Ich stieg mit meinen Kindern

wieder ein, wie ich ausgestiegen war. Aber Anstrengung kostete michs, unverändert zu erscheinen

Meine Freunde, die in Bechtheim mich erwarteten, hatten schon den Tag vorher die traurige Zeitungsnachricht gelesen und es kostete mich unendliche Mühe, in der Geschwindigkeit ihre Thränen zu stillen und meinen Zöglingen wenigstens trokne Gesichter vorzustellen. Es war eine traurige Mahlzeit. Wir hatten uns alle so viel zu sagen, und wir musten doch um der Kinder willen, alle unsere Seufzer unterdrükken, und den vollen Herzen die lindernde Ergiessung versagen.

Ich hielt mich. — Mit der Mine des Triumphirenden zog ich in Heidesheim ein und stelte mich, gegen alle meine Lehrer und Freunde, die mir mit ihren Klagen entgegen kamen, als ob ich das Konklusum des Reichshofraths als Spiegelgefecht verlachte und den glüklichsten Zeiten entgegen sähe. Tief in meiner Seele verwundet, preßte ich alle Trauerbilder ins Ideen-

Dunkel hinab und setzte mich in volle Thätigkeit für mein neugebornes Institut. Ich besorgte die Einquartirung meiner Rekruten und war unaufhörlich bemüht, alles zu veranstalten, was diese Ankömlinge vergnügt machen konte.

Da den ersten Tag alles zu Bette war, ließ ich erst mein Weib und meine vertraulichsten Lehrer auf mein Zimmer zusammenkommen, um bis Mitternacht mein Herz auszuschütten, und auch dem ihrigen Luft zu machen. Und ach — wie flossen da die Thränen, die wir nicht mehr zu verbergen nöthig hatten!

Mein armes Weib gab mir jezt, mit Einstimmung der redlichen Männer, die dem Nachtkonseil beiwohnten, die weitläuftigern Berichte, von den Unordnungen, Bedrükungen, Zerstörungen, die sie in meiner Abwesenheit hatte erleiden müssen, und davon sie in ihren wenigen Briefen nach England mir nur einzelne Winke hatte ertheilen können.

Ich wil meine Leser mit dieser lamentablen Geschichte nicht aufhalten. Die ökonomische

Gesellschaft hatte das arme Weib sehr wenig unterstüzt. Sie hatte mit Sorgen, Mangel, bittern und unverschuldeten Vorwürfen und täglichen Verdrüßlichkeiten kämpfen müssen, und nur wenig treue Freunde im Schlosse waren ihr übrig geblieben, deren ohnmächtige Hülfe sie nur getröstet, selten aber etwas entschieden hatte. Unter den Lehrern war wieder ein förmliches Komplot angesponnen worden, an dessen Spizze der elende Thomson stand. Und nur die Uneinigkeit, die unter den Verschwornen selbst sich eingeschlichen hatte, war Ursache gewesen, daß es nicht zum Sturz des ganzen Instituts bereits ausgebrochen war.

Mein Muth war dahin und die Kraft meines Geistes sank mit jedem Tage mehr. Ich mußte sie völlig überspannen, um nur noch äusserlich der Mann zu scheinen, der ich gewesen war.

Thomson wurde gleich des folgenden Tages verabschiedet, und noch zwei andere mußten in kurzem ihm folgen. Ich richtete die Maschie-

ne so gut ein, wie ich konte, und war immer zufrieden, wenn ich meine Zöglinge, besonders die neuern, nur bei gutem Muthe sahe. Dies gelang mir auch vorzüglich dadurch, daß ich einen neuen Lehrer bekam, der englisch doriren konte und — daß jezt eine Menge Fremde aus der Nachbarschaft sich einfanden, (die neuen Ankömlinge zu sehn) und das geselschaftliche Leben, das in meiner Abwesenheit entschlafen war, wieder auffrischten.

Indessen sahe mein Philanthropin (wenigstens in den Augen des geübten Beobachters) doch schon einem Greise gleich, der nur noch munter thut, aber im Stillen sich fühlt, daß es mit ihm zum Ende geht. Alles, was im Schloße se noch der Heiterkeit und Betriebsamkeit glich, war nichts als Rolle. Die Zöglinge fingen selbst an, es zu merken.

Drei und vierzigstes Kapitel.

Meine Vertreibung aus dem deutschen Reiche.

Ich war nicht vier Wochen im Schlosse, als schon Briefe aus Holland und England ankamen, welche die Kinder reklamirten. Meine Feinde hatten treufleißig dafür gesorgt. Sie hatten theils an die Eltern selbst, theils an andere Bekante die Zeitungsblätter versendet, in welchen meine Suspension angekündiget wurde. Sie hatten dabei nicht ermangelt, mich als einen Menschen ohne Religion und Sitten zu schildern. Sie hatten auch wohl obendrein die schrekliche Drohung hinzugefügt, daß ich in kurzem mit Kindern und Geldern durchgehen würde.

Einige durch diese Nachrichten erschrekten Eltern kamen selbst, andre schikten an Frankfurther Handelshäuser Volmacht, die Kinder abzufodern. Nun ward das Institut zu Grabe getragen.

Was aus mir selbst werden solte, wußt ich noch nicht. Vor meinen Augen war Finsterniß. Ich verwochte nicht, etwas zu beschliessen. Ich war im Zustande der Betäubung. Zwar arbeitete ich fort, that täglich meine Geschäfte, wie ich sie beständig gethan hatte, und ward in keinem Augenblike so niedergeschlagen, daß ich eine Thräne vergossen, oder eine übermässige Aengstlichkeit empfunden hätte. Ja, ich konte sogar noch in fröhlichen Geselschaften heiter und lebhaft seyn. Aber zu scharfem Nachdenken und fortgesezten Ueberlegungen war ich ganz unfähig. Kalt und ruhig erwartete ich, was Gott mit mir machen würde. Furcht vor großer und dauernder Noth hatte ich gar nicht. Denn ich verließ mich auf meine Kraft. Ein unbestimtes: „es wird sich schon geben!“ war die Stüzze meiner Gelassenheit.

Meine Suspension verursachte viel Redens in Deutschland, aber die algemeine Trägheit der Menschen machte, daß sich niemand meiner annahm. Das Interesse lag zu entfernt. Der Gedanke, daß das Eingrif in die Rechte der deut-

schen Fürsten sey, wenn der Reichshofrath den Diener eines Reichsfürsten, um theologischer Meinungen willen, de facto absezte, und daß dies, einmal geduldet, mehrmalen geschehen könte, lag zu weit im Reiche der Möglichkeiten, als daß Schriftsteller und Fürsten davon hätten erwärmt werden können. Und die Menschen sind gemeinhin, auch bei den erschütterndsten Fällen, ganz eifrige Zuschauer und Besprecher der Sache, aber in Thätigkeit sind sie nicht anders zu sezzen, als bis sie persönlich, durch gewissen und nahen Vortheil oder Schaden, interessirt werden.

Meinem Fürsten oder damals Grafen v. Leiningen war dieser Unfall äuserst empfindlich; aber er hatte selbst ein paar delikate Proceße, die beim Reichshofrathe anhängig waren, und bei denen er favorem judicis sich, durch eine etwas ernste Verwendung für seinen Superintendenten, nicht gern verscherzen wolte. Und Herr Rühl hätte es auch schon aus Feindschaft gegen mich zu einer solchen Verwendung nicht kommen lassen. Er schlug alſo blos den Weg des

Sup=

Supplicirens ein, und bat bei kaiserlicher Majestät um meine Restitution.

Auch meine Gemeine wandte sich in einer allerunterthänigsten Vorstellung an das Reichsoberhaupt, und stelte in einer sehr gut abgefaßten Schrift vor, daß sie bisher in meinem Lehramte keinen Anstoß gefunden, und mit meiner Lehre volkommen zufrieden sey, und bat daher, daß man ihr ihren Superintendenten lassen möchte. Aber auf beide Suppliken folgte nichts.

Ich kam selbst beim Reichshofrath ein (durch den Agent v. Fischer) und bat um Kommunikation der Klage und Erlaubniß, mich dagegen verantworten zu dürfen: aber ich erhielt keine Antwort, obgleich hernach der Herr v. Fischer für seine Agentschaftsarbeiten 42 Gulden liquidirte, die ich noch in Halle seiner Wittwe ausgezahlt habe.

Im Anfang des Maimonats wurde mein Schiksal entschieden. Ohne daß mein Fürst, meine Gemeine und ich selbst gehört worden

war, ohne daß mir eine Defension gestattet wurde — folglich, blos auf einseitige Reichsfiskalische Anklage, daß ich Säzze vorgetragen hätte, welche gegen die im Reiche herrschende Religion verstiessen — ohne Vorhalt, ohne Geständniß — ließ der Reichshofrath gegen mich ein verdammendes Urtheil ergehen, in welchem ich

> aller meiner Aemter entsezt und mir aufgelegt wurde, entweder die mir schuld gegebnen Irthümer in Punkto der Dreieinigkeitslehre ꝛc. zu wiederrufen oder das deutsche Reich zu meiden.

Zugleich erhielt mein Fürst ein Mandat, in welchem ihm anbefohlen wurde, mich sogleich und ohne allen weitern Einwand meiner geistlichen Funktionen verlustig zu machen und meines Dienstes zu entlassen. Das war das beispiellose Verfahren, unter welchem ich blos darum erliegen muste, weil ich der Diener eines zu kleinen Fürsten war, mit dem, wie sich der H. v. Scheben ausgedrükt hatte, der Reichshofrath nicht viel Umstände macht.

Das lächerliche bei der Sache war, daß das Reichshofraths conclusum zugleich meine so algemein für orthodox gehaltenen Predigten über die Person und das Amt Jesu mit konfiscirte, weil d. H. v. Scheben, zu den Bennerschen Programmen, welche gegen die Varrentrappische Samlung gerichtet waren, gerade diese Eichenbergerische Samlung beigelegt hatte. Woraus man also sehn konte, daß man in Wien die corpora delicti gar nicht besehen und verglichen, sondern sich zu dem Kläger verlassen und frisch drauf los geurtelt hatte.

Ich hatte jezt keine Wahl mehr. Daß ich nicht wiederrufen würde, verstund sich von selbst. Und der Reichshofrath wird auch hoffentlich nicht im Ernste es gefodert haben. Denn von einem ehrlichen Manne im Ernste verlangen, daß er seine subjektive Wahrheit, die ihm durch so vieljährige und gewissenhafte Prüfungen heilig und ehrwürdig geworden war, nicht mehr für Wahrheit erkennen und öffentlich, wider seine Ueberzeugung für Irthum ausgeben solle, würde eben so viel heissen, als verlangen, daß er wahnwizzig werden

oder als ein schlechter Mensch handeln solle. Es war also dieses Reichshofraths conclusum im Grunde nichts anders, als eine seit den Zeiten des päbstischen Despotismus zum erstenmale erneuerte Achtserklärung eines so genanten Kezzers, dergestalt, daß mir nun nichts weiter übrig blieb, als das deutsche Reich wirklich zu meiden, oder zu einem Reichsfürsten zu flüchten, welcher sich solche Mandate nicht insinuiren zu lassen gewohnt war, oder — mit welchem der Reichshofrath etwas mehr Umstände zu machen genöthiget war.

Freilich, hätte Joseph der zweite von dieser Sache hinlängliche Notiz gehabt; so würde dieser erste aufgeklärte deutsche Kaiser, nach seinen Toleranzprinzipiis, gewiß diese Schritte des Reichshofraths gemisbilligt, und das ganze Verfahren kassirt haben. So aber ereignete sich diese ganze Geschichte gerade in der Zeit des so genanten Kartoffelkrieges, wo die Aufmerksamkeit des Monarchen auf solche kleine Gegenstände nicht hingeleitet werden konte.

Ich erhielt damals von Berlin und Halle Versicherungen in Menge, daß ich in den Preus-

sischen Staaten Schuz finden würde: und es woren auch natürlich diese Staaten die einzigen, wo ich ihn finden konte. Aber viele meiner Freunde machten mir diesen Ausweg dadurch bedenklich, daß sie mich heimliche Nachstellungen der katholischen Parthei in der Pfalz fürchten hiessen. Denn sie hielten es für möglich, daß man den angetragnen Wiederruf erzwingen und mich, wenn ich mich ins Preussische retiriren wolte, unterwegens aufgreifen würde. Ja einige machten mir gar bange, daß man mich auf der Reise, wo ich überal durch katholische Lande mußte, heimlich kapern und in einem Kloster einmauern könnte, aus dem nie meine Stimme zu den Ohren eines Retters dringen würde. Und mich dünkten auch diese Möglichkeiten, wegen des bekanten Verfolgungs- und Rache-Geistes des Katholicismus, sehr reel zu seyn.

Als ich mich mit der Ueberlegung quälte, wie ich meinen Feinden am sichersten entgehen wolte, ließ mir der Hofrath Kühl sagen, daß er an meinem Schiksale Theil nehme und den Fürsten bewogen habe, mir eine menschenfreund-

liche Hand zu bieten. Diese Nachricht sezte mich in Erstaunen und Rührung. So häßlich mir der Karakter dieses Mannes geschienen hatte, so war ich doch nach meiner leichtsinnigen Gutherzigkeit augenbliklich geneigt, dieses für einen Zug der Menschlichkeit zu halten und mich zu überreden, daß auch der böseste Mensch noch wohl durch das Unglük eines andern erweicht werden könte. Und bei dem Rühl hielt ich es darum für desto möglicher, weil ich wußte, daß er wirklich Talente schäzte, und daß ihn bei aller Härte des Herzens, mit welcher er das Elend der Unterthanen ansahe und behandelte, dennoch ein Mann von Werth, wenn er in tiefes Unglük geriethe, vielleicht rühren möchte.

Es war mir daher wirklich eben so schmeichelhaft als erfreulich, daß dieser Mann, der so lange mein erbitterter Feind gewesen war, jezt so gar mich zu sprechen verlangte. Er kam nach Heidesheim, trat ausser dem Schlosse im Wirthshause ab, und beschied mich in sein Zimmer zu einer geheimen Unterredung. Er that seine Anträge mit der Mine der Grosmuth und

der Bedaurung. Sie bestunden in zwei Stükken. Er erklärte mir erstlich, daß er selbst das Institut nun, da ich nicht bleiben könte, übernehmen und, nach einem eignen Plane, von dem er mir ein langes und breites vorlas, fortsezzen wolle, und verlangte darüber von mir eine Menge Auskünfte und Lossagungen, die ich ohne Bedenken ihm gab. Alsdann offerirte er mir 400 Gulden aus der Chatulle des Fürsten (bei welchem ich um Auszahlung einer halbjährigen Besoldung nachgesucht hatte) und rieth mir, mich im Stillen fortzumachen, um allen Nachstellungen meiner Feinde zu entgehen. Und er sezte ausdrüklich hinzu, daß der Fürst dies wünsche, und zum Behuf dieser Flucht, mir diese 400 Gulden gnädigst zufliessen lassen wolle. Er stelte sich dabei, als mein versöhnter Freund, kontestirte mir sein Mitleid, empfahl mir die heiligste Verschwiegenheit und NB. erklärte zugleich, daß er mir die 400 Gulden im Wirthshause zu Dienheim in der Stunde auszahlen lassen würde, in welcher ich daselbst einzutreffen ihn versichern wolte.

Ich erzählte diese Kühlischen Anträge zweien meiner vertrautesten Lehrer, welche die einzigen Menschen waren, mit denen ich in diesem unglücklichsten Zeitpunkte meines Lebens mich berathen konte. Diese schüttelten die Köpfe und behaupteten gerade zu, das sey nichts anders, als eine ausstudirte Bosheit des Kühls, der noch zulezt seine Rache kühlen wolle: es sey zwar noch nicht zu ergründen, was er eigentlich im Schilde führe, aber das ein tükkischer Streich im Hinterhalte liege, wäre theils aus seinem bekanten schwarzen Karakter, theils aus der Art des Antrages klar, welcher einem unbefangenen und gutgemeinten Verhaben durchaus nicht ähnlich sähe, sondern vielmehr, durch die sonderbare Foderung, daß ich ihm die Stunde anzeigen solte, wenn ich in Dienheim einzutreffen gedächte, einen hämischen Anschlag verrathe.

Dieses Gutachten meiner Freunde machte mir fürchterliche Unruhe. Ich war so arm, daß ich nicht zwanzig Meilen weit reisen konte und hatte daher die höchste Ursache, die angebotne Wolthat des Fürsten anzunehmen: und

doch muste ichs aus den angegebnen Gründen für möglich halten, daß mich Rühl auf eine schändliche und mir schrekliche Art hintergehen könte.

Nach mehrern schlaflosen Nächten neigte sich mein Entschluß auf die Rühlischen Anträge. Ich hatte alle mir erdenkbaren Möglichkeiten durchgedacht, wie Rühl an mir einen hämischen Streich verüben konte, und hatte keine ausführbar gefunden. Gegen alle beruhigte mich hauptsächlich der Gedanke, daß der Fürst doch um die 400 Thaler wissen müsse: (denn Rühl hatte eine eigenhändige Erklärung des Fürsten producirt) und daß sonach, Rühl keinen ekletanten Schurkenstreich begehen könte, ohne sich selbst bei dem Fürsten, der mir wohl wolte, und alle Ungerechtigkeit verabscheute, im höchsten Grade schwarz zu machen. Und so folgerte ich, aus der Unbegreiflichkeit und anscheinenden Unmöglichkeit hämischer Absichten, daß Rühl es diesmal recht im Ernste mit mir meine, und beschloß, mich auf die Zahlung des Geldes zu

verlassen, und in der Stille meine Flucht in die preussischen Staaten zu veranstalten.

Vier und vierzigstes Kapitel.

Flucht. Gefangenschaft.

Ich schrieb an den Herrn Oberkonsistorialrath Teller in Berlin, und Herrn D. Semler in Halle, und machte beiden mein Vorhaben bekant, mich heimlich davon zu machen und in Halle meine Retirade zu suchen. Mit beiden hatte ich bisher in Korrespondenz gestanden. Beide hatten mich vielfältig versichert, daß sie meine Freunde wären. Und vom leztern wuste ich insonderheit, daß er in öffentlichen Kollegiis auf das rühmlichste von mir sprach und mit Wärme seinen Zuhörern meine Schriften empfahl.

Herrn Teller schrieb ich am weitläuftigsten und traulichsten. Ich meldete ihm meine feste Entschlossenheit, auf keine Weise und unter keiner Bedingung meinen Ueberzeugungen untreu zu werden. Ich bat ihn, mir freundschaftlich zu rathen, wo ich mich hinwenden solte, und ob Halle ein schiklicher Ort für mich sey? Ich schikte ihm endlich mein Glaubensbekentniß (von welchem tausende hinterher sagten, daß es die einzige entscheidende Ursache gewesen sey, warum ich in den preussischen Staaten zu keiner anderweitigen Versorgung hätte gelangen können) und bat ihn ausdrüklich,

> nicht blos mit Theologen sondern auch und vornehmlich mit Rechtskundigen, welche die Reichsverfassung kennten und die Sache juristisch zu beurtheilen vermöchten, sorgfältig zu überlegen: ob es rathsam sey, dieses Glaubensbekentniß drukken zu lassen, und mir sodann, weil ich, in meiner unglüklichen Lage und bei dem höchsten Grade von Uuruhe meiner Seele, mir nicht selbst zu rathen wüste,

ein statthaftes Gutachten darüber zu ertheilen.

Dabei gab ich ihm die ungemessenste Vollmacht:

mein Glaubensbekentniß, wie ers gut finden würde, zu meistern, alles anstößige zu tilgen, alles fehlerhafte zu berichtigen und — dasselbe dem Drukke zu übergeben oder — zu verbrennen.

Auf diesen Brief erhielt ich die schleunigste und freundschaftlichste Antwort. Er billigte meinen Entschluß, nie zu wiederrufen, versicherte mich, daß ich jede preussische Universität mir wählen könte, und daß ich wohl thun würde, wenn ich mich nach Halle begäbe, und meldete mir zugleich, daß mein Glaubensbekentniß bereits unter der Presse sey. — Einen Posttag darauf erhielt ich selbst Exemplare davon.

Aber Herr Semler verschob seine Antwort. Acht Tage später erhielt ich seinen Brief,

in welchem er mir auf das dringendste wiederrieth, nach Halle zu kommen, und mir zu erkennen gab, daß er daselbst mir entgegen zu handeln genöthigt seyn würde. Er hielt es für besser, wenn ich nach Duisburg flüchtete.

Dieses Schreiben machte mich stuzzig. Ich schäzte und schäzze Herrn Semlers Freundschaft und ehre seine Räthe. Und es schmerzte mich um so mehr, daß ich einem Manne, der meinem Herzen so theuer war, zuwider handlen muste. Ich hatte nun schon seit acht Tagen Herr Tellern meinen Entschluß, nach Halle zu gehen, bekant gemacht, hatte allen meinen Freunden dies geschrieben, hatte selbst um ein Quartier in Halle mich beworben und — ich konte überdem keinen befriedigenden Grund mir erdenken, warum Herr Semler mir von Halle abgerathen hatte. Ich blieb also bei meinem Vorsazze und machte nun Anstalten zur Flucht, die ich um so eilfertiger betreiben muste, da mein Glaubensbekentniß schon im Begrif war, Aufsehn zu erregen.

Mein Heidesheimisches Inventarium betrug nach einer neuerlich aufgenommenen Taxe, die ich noch besizze, 11000 Gulden. Dieses mußte ich im Stiche lassen. Denn erstlich konte ich bei einer heimlichen Flucht es nicht mit fortbringen. Zweitens hatte ich noch Schulden, welche erst davon bezahlt werden mußten. Drittens hatte die ökonomische Gesellschaft so lange Aufprüche daran, als sie wegen der Kreditoren nicht gedekt worden waren. *) Ich hofte indeß von der Gerechtigkeitsliebe meines Fürsten, daß er dasselbe in Beschlag nehmen und mir dasjenige, was nach befriedigung der Kreditoren übrig blieb, hinterher verabfolgen lassen würde.

*) Der H. Anmerker, welcher, in den beliebten Annalen der th. Litteratur und Kirchengeschichte, in einer daselbst eingerükten Skizze meiner Lebensgeschichte, dieses starke Inventarium mit meiner vom Verfasser der Skizze beschriebenen Armuth im Widerspruch fand, wird sich das Räthsel nun wohl auflösen können: da er sieht, daß meine eigne Börse von dem Besizstande des Instituts gar sehr verschieden war und verschieden bleiben mußte, wenn ich als ehrlicher Mann handeln wolte.

Ausser diesem Inventario hatte ich in Dürkheim in meiner Superintendenturwohnung, wenn ichs gering rechnen sol, noch den Werth von 1000 Thalern. Denn ich hatte die meisten Zimmer tapeziren lassen. Ich besaß ein volständiges Meublement an Tischen, Stühlen, Schränken, Kommoden u. s. w. Die Küche war mit den volständigsten Geräthschaften versehn. Die Fenster hatten zum Theil sehr schöne Vorhänge, die Betten waren volständig und gut überzogen, u. s. w. Auch dieß blieb auf die obgedachte Hofnung zurük, ob sie gleich sehr schwach war, da ich mir vom Hofrath Rühl, welcher alle Geschäfte dirigirte, wenig Gutes versprechen konte.

Das einzige, was ich retten zu können glaubte, waren einige Kleider und Leibwäsche. Aber meine Feinde wolten auch, daß ich mit meinen Kindern ganz nakkend und blos davon ziehen solte. Man stelte mir überal auf und beobachtete jeden Schritt, den ich that. Und nur unter der unbeschreiblichsten Angst gelang es mir, bei Nacht, ein paar Körbe mit Kleidern

und Wäsche auf einen benachbarten Ort zu schaffen und es zu veranstalten, daß sie mir nachgeschikt wurden. Und auch bei diesem Transport bin ich auf das schändlichste von den Leuten bestohlen worden, welche die Sachen fortgeschaft hatten. Und was ich zulezt, durch die Treue des redlichen Freundes erhielt, der die Versendung besorgte, war noch zum Theil durch die Nässe verdorben worden, weil in die schlecht verwahrte Kiste das Regenwetter eingedrungen war.

Eine meiner drükkendsten Sorgen war mein jüngstes Kind, Namens Dorchen, welches noch an der Brust lag, und an einem Schlagflusse tödlich krank war, daß wir es auf einer solchen Reise, wo wir mit Angst, die Nächte hindurch reiseten, und ihrer sechse in meiner kleinen armseligen Halbschäse schon keinen hinlänglichen Raum hatten, schlechterdings nicht mitnehmen konten. Ein edler Menschenfreund, der Herr Hofprediger Wolf in Grünstadt, dessen Gemahlin des Kindes Pathe war, entschloß sich, es aufzunehmen und so lange zu versorgen, bis es

gesund

gesund und ich im Stande seyn würde, es wieder abzuholen. *) —

Ein emballirtes Paket, in welches ich mein bestes Tischzeug und einige Stük neue nnd selbstgemachte Leinwand verwahrt hatte, muste ich wegen Eilfertigkeit zurüklassen. Von Dingen, die zum Inventario des instituts gehörten, habe ich mir keinen Heller werths angemaßt. Und von vorräthigen Geldern nahm ich nicht mehr als acht Gulden zu mir, mit denen ich bis nach Dienheim zu kommen gedachte, und ließ 20 Gulden in meinem Pulte zurük: wie die noch lebenden Mitglieder der ökonomischen Geselschaft bezeugen müssen.

Ein einziger Koffer, welcher die nothwendigsten Habseligkeiten von mir, meiner Frau, drei Kindern und einem Hausmädchen, welches uns auf unserer betrübten Flucht begleitete, in sich faßte, war alles, was ich aus diesem Sturme meines Lebens rettete und mit nach Halle nahm.

*) Es ist wenig Tage nach meiner Abreise gestorben.

Ich wählte zu meiner Flucht einen Tag, wo gerade das Schloß voller Gesellschaft war. Mein Freund, der würdige La Roche, war auch eingeladen und hatte vorher mit mir Abrede genommen, daß wir im großen Sale eine L'hombrepartie machen und mit heiterer Mine an der Gesellschaft theilnehmen wolten, um uns recht volkommen zu verbergen. Meine Frau und Kinder hatte ich nach der Mittagsmahlzeit, in der offnen Chaise, nach Dürkheim fahren lassen, aber sie beordert, auf der Strasse sich zu wenden und den Weg nach Monsheim zu nehmen. Einer der ökonomischen Gesellschaft, Herr Koch, sahe sie fortfahren, und bezeigte seine Befremdung darüber, daß meine Frau an einem Gesellschaftstage nach der Stadt fahre. Ich gab nothwendige Hausgeschäfte vor, und blieb mit meiner gewöhnlichen Heiterkeit und munterſten Laune bis gegen Abend in der Gesellschaft. Es ward Abend. Die Gesellschaft fing an, sich zu verlieren. Mein Freund La Roche sprach auch von Aufbruch. Wir beschlossen, das Spiel zu enden. „Ich erwarte heute abend noch Gesel„schaft in Monsheim, fing mein Freund an,

„wie wäre es, Herr Superintendent, wenn Sie „mit mir führen? Sie haben doch heute keine Ge„schäfte. Und der Herr v. — der von Worms zu „mir komt, hat längst gewünscht, Sie kennen zu „lernen. Ich dächte, Sie führen mit mir. Ich „lasse Sie mit meinem Wagen wieder zurükbrin„gen.“ — Ich stelte mich, als ob ich nachdächte, und flüchtig mich entschlösse, die Partie anzunehmen. Ich ließ mir, in einem leichten Haushabit gekleidet, meinen Hut und Stok bringen, und gab vorher einige Ordren für die Haushaltung, nebst der an einen Bedienten, daß er auf mich warten und am Thore Licht parat halten solle, weil ich um 11 Uhr längstens zurükkommen würde.

So fuhr ich, wie zu einer Spazierfarth, zum Schlosse hinaus und fand in Monsheim meine Frau und Kinder. Mein Kutscher ward in die Schäferei quartiert und befehligt, sich des andern Morgens um acht Uhr fertig zu halten. Wir aber sezten uns, die lezte Mahlzeit in der Pfalz zu halten, und nahmen um Mitternacht, wo mein Freund seine Pferde vor meinen Wagen

spannte (denn auch die Pferde ließ ich, als zum Inventarium gehörig, des andern Tages mit dem Kutscher zurükschikken) einen Thränenvollen Abschied.

Ich werde in meinem Leben diese Nacht nicht vergessen, wo wir, in der fürchterlichsten Stille und Finsterniß, bald von dem Gedanken, daß wir verrathen seyn und aufgefangen werden würden, bald von der Vorstellung des schmerzlichsten Verlusts, den wir erlitten, bald von der Ungewißheit unserer künftigen Schikſale geängstet wurden. Aber grausamer als diese Nacht war — der Morgen.

Wir kamen um vier Uhr nach Dienheim, welches eine halbe Viertelstunde von Oppenheim liegt. Ich war unzähligemal durchgefahren und kante den Wirth, welcher zugleich Zolleinnehmer war, als meinen Freund. Ich ließ meine Frau und Kinder im Wagen und stieg blos aus, mir Postpferde geben zu lassen, und das von Rühl versprochene Geld in Empfang zu nehmen. Ein fürstlicher Sekretär war bereits angekommen,

und kam mir in der Thür entgegen. Das Geld lag schon in Rollen auf der Bank. Hier, sagte er, sol ich ihnen vom Fürsten vierhundert Thaler einhändigen. Er präsentirte mir eine Quittung, die ich unterschreiben muste. Und so wie dies geschehen war, und ich das Geld in Empfang genommen hatte, sezte er sich auf das schon oder noch angespante Carriol und fuhr schnel davon.

Ich ließ den Kutscher des Herrn v. La Roche ausspannen, und trieb mit einer Aengstlichkeit, die ich mir selbst nicht zu erklären wuste, auf die Beschleunigung der Postpferde. Der Inspektor Müller (so hieß der Wirth) versicherte mich, daß sie den Augenblik kommen würden. Ich harrte noch ein paar Minuten, trieb wieder, und erhielt die nämliche Antwort. Es verging eine Viertelstunde. Meine Angst wurde mit jedem Augenblikke grösser. Ich erklärte endlich, daß ich meine vorigen Pferde wieder einspannen lassen und weiter fahren würde, wenn nicht den Augenblik die Pferde vorgeführet würden. Indem höre ich oben auf der Treppe den Inspektor mich rufen. Ich sahe hinauf, und fragte, was er begehre. Er winkte mir geheimnißvol und

sagte mit einer freundschaftlichen Mine: Herr Doktor, kommen Sie doch ein wenig herauf. Jezt ward aus Angst Ahndung. Was sol ich denn da oben bei Ihnen, erwiederte ich, warum kommen Sie nicht herunter? Er bat sehr, ich möchte kommen. Ich ging nicht. Endlich kam er herunter, und sagte mir ins Ohr: Herr Doktor, Sie sind hier Arrestant, ich rathe Ihnen als Ihr Freund, weiter kein Aufsehn zu machen. Es ist einmal nicht anders. Die Wache ist da. Gehen Sie im Stillen hinauf, es wird ja nicht viel zu bedeuten haben.

Ich sahe die Unmöglichkeit hier, mitten im katholischen, unter einer fremden Gerichtsbarkeit, wo die Wache schon zur Hand war, und meine Kinder im Wagen gepakt fassen, zu entrinnen. Ich faßte mich also augenbliklich und ging ganz stoisch die Treppe hinauf. Der Inspektor folgte mir, führte mich in ein hübsches Zimmer, ließ aus einer andern Thür sechs Bauern hervortreten, und aussen vor meiner Thür Posto fassen, und — verließ mich.

Ende des dritten Bandes.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dr. Carl Friedrich Bahrdts

Geſchichte

ſeines

Lebens, ſeiner Meinungen und Schickſale.

Von ihm ſelbſt geſchrieben.

Vierter und letzter Theil.

Berlin, 1791.
bei Friedrich Vieweg, dem älteren.

Digitized by Google

D. C. F. Bahrdts

Lebens-Beschreibung

von ihm selbst.

Vierter Theil.

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Entrinnung. Ankunft in Halle.

Ich war betäubt. Ohne alle bestimte Vorstellung von dem, was mir wiederfuhr, faßte ich blos den kalten Gedanken der Nothwendigkeit: „es ist einmal nicht anders!“ Ohne alle Erschrokkenheit und Angst ging ich ans Fenster und rufte meiner Frau: „Liebes Kind, steige „doch mit den Kindern aus und kom herauf, wir „wollen ein wenig frühstükken.“ — Mein Weib kam, sahe die Wache, fing an zu zittern und zu beben und trat schon halb todt ins Zimmer. „Herr Jesus, was ist das? Gott! Ist unserer „Leiden noch kein Ende?“ — Die Kinder fingen an zu weinen, und ich mußte eine halbe Stunde das Jammern und Wehklagen mit anhören.

Meine ruhige Mine, die freilich zum Theil erzwungen war, und die Versicherungen, daß ja kein Verbrechen die Ursache des Arrestes seyn könne, machte endlich den Klageliedern ein Ende. Das Geheul verwandelte sich in stumme Traurigkeit. Wir saßen ohngefähr eine halbe Stunde beisammen, ohne zu sprechen. Endlich wards in meiner Seele wieder helle. Der erste Schlag des Unglüks hatte mich ein wenig betäubt. Jezt trat die ruhige Ueberlegung wieder ein und mit ihr die volle Heiterkeit meines Geistes.

Laßts gut seyn, Kinder, ich will hier wohl noch Rath schaffen. Einige dunkle Ideen zu Entwürfen stiegen in mir auf. Ich rufte den Inspektor. Sagen Sie mir, lieber alter Freund, was das hier ist? Ich bin mir keines Verbrechens bewust. Ich bin königlich preußischer Unterthan und reise nach Berlin. Wie darf ers hier wagen, mich aufzuhalten?

Ich bedaure es freilich, lieber Herr Superintendent, war die Antwort, daß Ihnen in mei-

nem Hause die Ungelegenheit wiederfahren muß. Ich halte die ganze Sache für eine Chikane. Es ist ein Mensch unten, der hier Ihren Arrest verlangt hat, und sich zugleich mit hat arretiren lassen. Ich weis selbst nicht, was ich dazu sagen soll.

Aber wer ist denn der Mensch, fragte ich weiter, welcher mich hat arretiren lassen? Wo ist er her? Wie sieht er aus? — Ich kan nicht aus ihm klug werden, entgegnete der Inspektor. Es ist ein Kerl mit einem kupfrigten Gesichte, der wie ein Spizbübe aussieht. Ich habe ihn gefragt, ob er nicht mit Ihnen sprechen wolle. Aber er will nicht herauf. Er sagte, Sie kännten ihn gar wohl. Es würden bald andere Herren kommen, die mit Ihnen sprechen würden.

Jezt glaubte ich den Mann zu errathen. Es ist mein gewesener Saufaus von Hausmeister, den die ökonomische Gesellschaft so lange protegirt und endlich Schande halber verabschiedet hat. Ich konte nicht anders urtheilen, als daß

diese werthe Gesellschaft selbst mit im Spiele sey. Nur wußte ich mir keine Ursache zu erdenken, warum diese Leute mich festhalten wolten, da sie an mir nichts zu fordern hatten, und sie auch selbst wusten, daß ich in der Pfalz nicht bleiben und, wenn ich bliebe, ihnen nichts helfen konte.

Ich konte mich daher des Gedankens nicht erwähren, daß meine Gefangennehmung von der katholischen Parthei veranstaltet sey, und daß der verabschiedete Hausmeister sich zum Verräther hatte brauchen lassen. Und dies war für mich der ängstlichste Gedanke, weil ich kein rechtliches Verfahren hoffen durfte, sondern Gewaltthätigkeit und heimliche Tirannei besorgen mußte.

Mir fiel jezt ein, daß in Oppenheim ein Prediger stund, der mein Schüler von Giessen her, und ein warmer Freund von mir war. Ich bat den Inspektor, diesem meinen Aufenthalt bekant zu machen, und ihn bitten zu lassen, daß er mich besuchen möchte. Der edle Mann kam nicht nur, sondern schikte auch gleich nach einem benachbarten Pfarrer, welcher mit mir in gleichem Verhältnisse stund, und ließ ihn einladen.

O was ist Freundschaft für ein Gut, in solchen Zeitpunkten des Lebens! Mein ganzes Herz ward erquikt und erleichtert, da ich diese beiden Freunde bei mir sahe. Es war mir, als wenn ich nun einen Schirm gegen alle Unglüksschläge gefunden hätte. Ich ward so aufgeräumt, daß mir die Mahlzeit so gut schmekte, als wenn ich sie mitten in meinem Wolstande genossen hätte.

Der erste Entschluß, der genommen wurde, war dieser: die beiden Freunde wolten des Abends, sobald es finster würde, selbst eine Leiter bringen, auf welcher ich aus dem Fenster hinabsteigen und flüchten solte. Das Fenster ging auf die freye Landstrasse und nirgends war Wache, als vor meiner Thür. Meine Frau und Kinder, dachten wir, wird niemand fest halten, wenn einmal der Vogel aus dem Bauer seyn wird.

Eine halbe Stunde ergözten wir uns herzlich an diesem Einfalle: aber endlich kamen verschiedene Einwürfe zur Sprache, welche ihn be-

denklich zu machen schienen. — Ei, fieng einer der Prediger an, es ist ja hier zu Lande alles mit Gelde zu zwingen: wenn nichts gehen will, so müssen wir diesen Weg einschlagen. — Ich sagte ihm, daß ich allenfals hundert Gulden anzuwenden hätte. — O wenn dies ist, versezte er, so wollen wir geschwinde Arbeit machen. — Er ging zu dem Inspektor, und kam nach wenig Augenblikken mit ihm herauf, um uns zu sagen, daß alles richtig sey. Der Inspektor selbst versicherte mich, daß er sogleich an den Geheimdenrath . . . . nach A . . . . schreiben und die hundert Thaler anbieten wolle. Das geschah. Wir schikten eine Stafette fort, und der Inspektor betheuerte, daß die hohe Obrigkeit ein Auge zumachen, und ihm Erlaubniß ertheilen würde, mich loszulassen.

Nachdem die Stafette abgegangen war, sezten wir uns vergnügt zu einer Whomerpartie, und der Tag sahe seinen ersten Stunden so ähnlich wie das Licht der Finsterniß.

Ein klein wenig fing mir das Herz an wieder zu klopfen, da der Inspektor erschien, uns

die Rükkunft der Stafette zu melden. Doch die Nachrichten lauteten gut. Wenn sie mir hundert Gulden einhändigen, so habe ich Ordre, Sie durchzulassen. — Er wolte aber die Rükantwort des Geheimdenraths nicht vorzeigen. Genug, ich gab ihm jezt die hundert Gulden und mein Freund eilte nach Oppenheim zu seinem Schwager, dem Postmeister, mit dem ausdrüklichen Auftrage des Inspektors, daß er um das Beste Gespann Pferde bitten solte, was er im Stalle hätte.

Dieser Auftrag machte mir Unruhe. Ich glaubte urtheilen zu müßen, daß der Mann keine eigentlich Ordre zur Loslassung habe, sondern nur einen Wink, das Geld zu nehmen, und meine Flucht zu begünstigen. Und die schuf zwiefache Beängstigung. Einmal, weil ich dann doch, auf der ersten Station wenigstens, nicht sicher war, wieder aufgefangen zu werden, und dann, weil ich ein äußerst armseliges Fuhrwerk hatte, nämlich — noch immer meinen Marschlinzer Phaeton, nur mit breiter Spur versehen: folglich ein sehr altes, verbrauchtes Wägelchen, wel-

ches auf dem ungeheuren gepflasterten Damme nach Oppenheim, zumal mit vier raschen Pferden bespannt, und mit sechs Personen und einem Koffer belastet, menschlichem Ansehen nach zerbrechen und liegen bleiben muste, sobald es Flucht heissen und in vollem Jagen davon gegangen werden solte. Meine bange Ahndung traf ein.

Der Inspektor hieß die Wache hinunter gehen in die Gaststube und gab vor, ich sey unpaß und wolle mich schlafen legen: sie solten ein paar Butellen Wein zum besten haben. Die Bauern giengen. Es erschienen vier Fuchshengste, welche hinten eingelassen wurden. Meine Schäse wurde angespannt und der Koffer aufgebunden. Meine Frau und Kinder führte der Inspektor in den Wagen und mich wieß er nach einer Schlippe, wo ich durchschlüpfen und einige hundert Schritte voraus gehen solte.

Mir graute vor der ganzen Operation. Ich schlich mich durch und eilte mit starken Schritten die Strasse hinab und auf Oppenheim

zu. Und siehe da, ich war noch nicht funfzig Schritte voraus, so kamen schon die Bauern hinter mir drein gelaufen und schrien, halt! Da ich das hörte, ergab ich mich in eine zweite Gefangenschaft, weil ich auf meine Füße mich nicht verlassen konte, und durchaus es nicht wagen mochte, in der Stadt eingeholt zu werden. Zudem war mir auch, wenn ich entrann, daß Schiksal meiner Kinder ungewiß. Ich ging also mit der Wache zurük.

Als ich ins Haus kam, ging ich dem Inspektor zu Leibe. „Herr, Sie haben mir hun„dert Gulden abgenommen, also schaffen Sie „mich fort, oder ich halte mich an Sie.“ — Der Mann wurde wirblicht. Es mochte ihm nicht recht seyn, daß ich mich hatte kriegen lassen. Und ich merkte hinterher, daß ich getrost hätte fortlaufen können, und daß die Bauern nur zum Schein mir nachgelaufen waren, um sagen zu können, sie hätten mich verfolgt, aber nicht einzuholen vermocht. Er hieß die Wache in die Stube gehen und führte mich keklich an den Wagen zum Einsteigen.

Aber in diesem Augenblik sprang mein Hausmeister heraus, welcher mit der Schnapspulle indessen amusirt worden war, und etwas vom Lermen gehört oder von Flucht geahndet haben mochte. „Im Namen Sr. Kurfürstl. „Durchl. schrie der Kerl, protestire ich gegen die „Abfarth.“ — Der Inspektor schlich sich zurük. Mein Volk im Wagen bebte und heulte. Der Postillion, der schon auf den Pferden saß, wußte nicht, was er thun solte. Ueber hundert Menschen hatten sich vor dem Wirthshause versamlet. Ich faßte Muth, zog mein großes Couteau, trieb den Kerl auf die Seite und sprang zum Postillion und schrie mit verstellter Wuth auf ihn los: „Schwager fahr den Augenblik „los: Du bekömmst einen halben Karolin Trink„geld: und zauderst du noch, so stoß ich dirs „Messer in den Leib.“ Und so fort sezt ich ihm das Mordgewehr in die Seite. Das half. Der Schwager hieb seine Hengste an. Der Hausmeister schrie wie unsinnig und drohte dem Postillion mit Festung und Zuchthaus. Ich sprang in den Wagen und hieb gegen den Hausmeister,

daß er mir von Halse bleiben mußte. Alles war ein Moment.

Jezt gings im Fluge zum Wirthshause hinaus und den Oppenheimer Damm hinunter. Mein Weib lag wie todt. Meine Kinder schrien durcheinander. Unsere Juliane weinte. Und ich zitterte und bebte — wie ich in meinem Leben noch nicht gebebt hatte. — Das waren schrekliche, grause Augenblikke! — Der Wagen sprung alle Augenblik halbe Ellen hoch in die Höh, und bei jedem Sprunge überlief mich ein Todesschauer. Jezt liegen wir, dachte ich. Jezt stürzt der Wagen zusammen. Der schrekliche Fall, das Arm- und Beinbrechen der armen Kinder, das Umringt-werden vom Pöbel, das Einholen, das Zurükschleppen in ein vieleicht härteres Gefängniß — das alles schwebte mir mit einemmale vor Augen und preßte mir Angstschweiß aus. — Gott erbarme dich! seufzte ich in einem hin, und fühlte nur immer, obs unter mir noch hielt.

Indem stürzte der Wagen in die fliegende Brükke hinein, und der vom Prediger schon be-

stellte und gut bezahlte Fährmann stieß ab. In diesem Augenblikke kehrte mein entflohener Geist zurük und ich athmete freier. — „Kinder, nun „seyd stille, alle Noth ist vorüber!“ — Die Kinder gaben sich gleich. Aber die Mutter blieb harmvoll. Sie hatte beständig mit Ahndungen zu thun. Und jezt wolte sie sichs gar nicht mehr ausreden lassen, daß uns noch ein Unglük bevorstünde.

Ich — war ganz wieder in meiner Ruhe. Und wäre mein elender Wagen nicht Grund zur Besorgniß gewesen, ich hätte singen können. Nur dies ließ eine kleine Bangigkeit in mir zurük, daß wir noch liegen bleiben, und blos dadurch noch eingeholt werden könten.

Indessen verlor ich doch bei dieser Bangigkeit das Vergnügen nicht ganz, welches mir ein schnelles Fuhrwerk gewährt. Kein König kan rascher fahren, wie ich jezt zwei Stationen hindurch fuhr. Das leichte Fuhrwerk, die vier frischen Hengste und der halbe Karolin thaten Wunder. So prächtig bin ich in meinem Leben

nicht gereiset. Der schärfste Trab und kurzer Galopp wechselten.

In Grosgerau gab ich dem Postillion den halben Karolin, und bat ihn, seinen Nachfolger zu versichern, daß auch er dasselbe Trinkgeld haben solte, wenn er eben so fahren würde. Denn mein Wunsch war blos, nur erst in Darmstadt zu seyn, wo meine persönliche Bekantschaft mit dem Erbprinzen und meine übrigen Verbindungen mich zuversichtlich hoffen liessen, daß keine weitere Arretirung gestattet werden würde, wenigstens keine der Art, dadurch ich in katholische Hände geriethe. — Ich sagte auch dem Postmeister, den ich schon vorher sehr gut kante, daß ich zu dem Erbprinzen reisete und vermochte ihn dadurch, daß er selbst für die schleunigste Expedirung sorgte, und mir vier seiner besten Pferde gab.

Und nun gings eben so, wie auf Dädalus Fittigen, nach Darmstadt zu. Nur war auf dieser zweiten Station die Gefahr etwas grösser. Denn es ging durch lauter Waldung, und der Postillion nahm noch obendrein Schleifwege, so daß wir alle Augenblik fürchten mußten, in der

Dunkelheit der Nacht, mit der Axe an einem Baume hängen zu bleiben und den Wagen in Stükken zu zerreisen. Aber es ging alles glüklich ab. Wir kamen in der Nacht nach Darmstadt, und hatten die vier starken Meilen in weniger als drei Stunden zurükgelegt.

So herrlich hatte ich lange nicht geschlafen. Nach achtehalb Stunden erwachte ich erst wieder, nachdem meine Frau schon seit zwei Stunden am Fenster gestanden und ihren Grillen nachgehangen hatte. Wir blieben den Vormittag stille liegen. Ich handelte vom Postmeister eine Berline, dafür ich ihm meine lateinische Schäze und zehn Luisdors gab, und welche ich hernach in Halle wieder für sechzehn Luisdors verkaufte. Nun hatten wir in einem schönen Glaswagen volle Bequemlichkeit und Schuz für die Kinder gegen die Kälte der Nächte.

Wir reiseten über Offenbach durch das Fuldaische, wo ich einen andern Namen mir gab, um nicht die katholische Parthei auf mich aufmerksam zu machen. Es ging Tag und

Nacht,

Nacht, und ich gab auf jeder Station einen Thaler trinkgeld, bis ich erst wieder auf protestantischem Grund und Boden war. In Gotha rasteten wir bei den Anverwandten meiner Frau, so wie in Erfurth, im Lentinschen Hause, welches uns mit Güte überhäufte.

In der Nacht um eilf Uhr kamen wir vor das Grimmische Thor zu Leipzig, und mußten da leider durch die in einem ofnen Orte etwas seltsame Verschliessung der Thore über anderthalb Stunden lauern und betteln. Es kostete mich einen Speciesthaler, daß die Schlüssel geholt wurden. — Meine Mutter empfieng mich mit Thränen.

Sie sahe jezt den Liebling ihres Herzens als Bettler, ohne Amt, ohne Aussicht. — Das Jammern der Menschen, zumal wenn ich die Ursache davon bin, ist die größte Folter für mein Herz. — Ich riß mich los. Wir blieben nur einen Tag und — kamen den 28sten Mai 1779 in Halle an.

Zweites Kapitel.

Erste Aussichten auf Preußischem Boden.

Wie gesagt, in einem Koffer brachte ich alle meine und der Meinigen Habseligkeiten mit nach Halle. Wir hatten jedes etwa dreimal weiß anzuziehen, meine Frau zwei Kleider, ich eins, was auf meinem Leibe war. Das war unser Reichthum. Meine gute Laune aber, die ich aus den Trümmern meiner Glükseligkeit gerettet hatte, und meine Kraft und Lust zu arbeiten, war mir Schazzes genug, so daß ich wirklich wohlhabender war, als ich schien.

Wir stiegen im Kronprinz ab. In weniger als einer Stunde war es bis in die verborgensten Winkel der Halle gedrungen: „Der D. „Bahrdt ist angekommen!“ Und allen, die es hörten, lief es kalt über den Leib und machten † † †. Es war warhaftig, als wenn die Pest eingetreten wäre: so gräßlich waren die Ideen, die sich der große Haufe von mir machte und

— die mancher Herr im schwarzen Rokke durch ein gottseliges Achselzukken unterhielt.

Herr Teller hatte mich dem Herrn Eberhard empfohlen, (so wenigstens hatte mir Herr Teller geschrieben, daß ich mich in allen Stükken an Herrn Eberhard halten und mich seiner Leitung bedienen solte) und dieser war ersucht worden, mir ein Quartier auszumachen. Es war also mein erstes, zu Herrn Eberhard zu gehen, und mein Quartier in Augenschein zu nehmen. Er empfing mich mit der ihm eignen Lebhaftigkeit, welche ich mit der eines Franzosen vergleichen würde, der bereits in die Jahre der Reife und des Ernstes gekommen ist. Sein Gespräche und sein Air waren munter, und hatten eine milde Farbe von Jovialität, mit einigen feinen (gar nicht krallen) Zügen von Professorischer Würde. Auf die wenigen Worte, mit welchen ihm das Harmvolle meiner Lage anwinkte, erwiederte er ein flüchtiges und sorgloses: „ja „ja — nun, es wird sich mit der Zeit wohl „geben.“ Zum freundschaftlichen Einklange in den Ton meiner Klagen war er gar nicht ge-

stimt. Seine Handlungsweise wie sein Ton verscheuchten augenbliklich alle fernere Ausbrüche meines Kummers von meinen Lippen. Man hört auf zu klagen, wenn man kein Herz findet, das die Töne zurükgiebt.

Er führte mich in der Steinstrasse in ein Haus, und — was er für mich besprochen hatte, war eine einfache Studentenstube mit einer Kammer. Da ich vorstelte, daß ich so mich nicht behelfen könte, hieß es, es sey allenfals, eine Treppe höher, noch eine solche Stube zu haben: aber nichts von Küche u. d. m. Es befremdete mich. Denn es hatte ganz das Ansehen, als wenn man mich wie einen Bettler aufnehmen und auch so lassen wolte. Es schien, als solte ich als dürftiger Privatmann mich mit meinen Kindern in ein Stübchen pressen, aus dem Gasthause speisen und — verputten, bis — man mich rufen würde, daß ich wieder laut werden solte.

Diese armselige Bestimmung bestätigten mir hernach mehrere Umstände, und unter andern

der, daß, wenn ich von gewissen Schriften sprach (auch gegen andere Herren in Halle und Berlin) welche meiner freimüthigen Denkungsart gemäß waren, man mir immer solche Antworten gab, welche anzeigten, daß man mich lieber unsichtbar und unhörbar als thätig und bemerkbar wünschte.

Ich verbat mir das Logis und ging auf den Kronprinz zurük, um durch einen Lehnlakai mich selbst um eins zu bewerben. Zufälligerweise wußte der Mensch, daß in dem großen Weismannischen Hause zwei schöne Stuben mit Kammern vakant waren. Ich ging, sie zu besehen. Herr Weimann hatte die ganze Etage an das Institut vermiethet, welches damals Herr Prof. Schüz und Herr D. Semler veranstaltet hatten und das, wo ich nicht irre, wieder in Stekken gerathen war. Er glaubte, da ihm die Miethe bis Michael bezahlt werden mußte, daß es H. Semlern angenehm seyn würde, wenn er einen Theil der leer stehenden Etage vermiethete, und ihm dadurch Kosten ersparte. Wir wurden auf 60 Thaler einig und ich bezog noch an dem-

selben Tage die neue Wohnung, zu welcher der sehr gefällige und freundschaftliche Wirth, mir eine kleine Küche einräumte, — und mich mit den nöthigen Meubeln und auch so gar Bettungen versorgte.

Es war mein Glük, daß ich so geeilt hatte. Denn gleich am andern Morgen kam Herr Semler und bezeigte seinen Unwillen. Und wär ich nun nicht im Besitz gewesen, Herr Weimann würde nicht Erlaubniß erhalten haben, mir das Quartier zu geben und ich — hätte vielleicht Mühe gehabt, in irgend einem Hause aufgenommen zu werden: — so groß war der Gestank meiner Kezzerhaftigkeit!

Ich legte noch an demselben Tag, wo Herr Weimann das scheele Gesicht erhalten hatte, bei Herrn Semler meine Visite ab und er bekannte mir offenherzig, daß er herzlich erschrokken sey, da er von meiner Ankunft gehört habe. Mein Ruf sey zu schlim, als daß ich mich hier würde halten können, und seine eigne Ehre erfodere es, daß er gegen mich schreibe. Ich suchte ihn zu

beruhigen, aber er blieb dabei, daß ich den albernsten Streich von der Welt begangen hätte, daß ich nach Halle gezogen wäre. Uebrigens war er gütig und im höchsten Grade theilnehmend an meinen Schiksalen, so daß ich, bei aller seiner Unzufriedenheit mit mir, den Grund des guten Herzens nicht verkennen konte.

Bald ging ich auch zu Herrn Nösselt, Freylingshausen und Knapp. Die ersten nahmen mich beide, wie natürlich, kalt und ceremoniös auf. Im Nösseltschen Hause schien mir eine Todtenstille zu herrschen: Es war mir nicht anders, als wenn alle Dielen und Wände voll Heimlichkeiten stekten. Alles ging leise, alles sprach leise, und der Herr Doktor Nösselt selbst sprach, als wenn ich bei ihm in der Beichte wäre. Er liebt die Stille und — Verborgenheit. Freylingshausen war etwas natürlicher, und schien nicht verhindern zu wollen, daß man den toleranten Mann, der das Verdienst auch im Unterdrükten schäzt, durchschimmern sahe. Von ihm wurde hernach das Bon-Mot bekant: „Diesen Bahrdt werden die „Herren wohl unbalbirt lassen müssen!“

Am herzlichsten war der edle Knapp. Dieser nahm keine Staatsvisite an, sondern sezte mir Kaffee und Tabak vor und sprach so, daß ich Muth hatte, den ganzen Nachmittag bei ihm zu bleiben. Unsere Gespräche waren — freundschaftlich und eben darum nicht zum Ausplaudern bestimt. Wolte Gott, der Mann wäre nicht Kollege von — solchen Kollegen gewesen. In seinem Umgange und in seiner Freundschaft hätte ich mich selig gefühlt. Er selbst wäre gern wieder zu mir gekommen und hätte Umgang mit mir gesogen: ich weis es gewiß, aber — die Kollegen — hatten einmal beschlossen, dem abgesezten Superintendenten keine Gegenvisite zu machen: also wars Zwang der Klugheit, seine Kollegen nicht zu beschämen und — allein tolerant zu handeln.

Herr Semler war oft, sehr oft im Weimannschen Hause und selbst auf dem Saale, wo meine Zimmer waren. Aber er konte es nicht übers Herz bringen, den armen D. Bahrdt, der ihm jezt zu klein worden war, mit einer Momentlan-

gen Visite zu ehren. — Kein Theologe hat in Halle den Besuch erwiedert! ! !

Herr Eberhard — war der einzige Mann, welcher mich besuchte und mir Zutritt verstattete. Schade, daß mein Herz keinen Ankergrund zur Freundschaft fand. An Zuneigung fehlte mirs nicht. Und ich wünschte mir es wirklich, einen Mann von so viel Geist, als meinen Freund lieben zu können: zumal, da ich hörte, daß er überall gut und rühmlich von mir sprach und gegen manche Kabale mich verfocht. Aber er hielt sich beständig so, daß ich den Gönner nur — äuserlich ehren konte. Er kam zwar fast alle Tage, aber nur auf zwei bis drei Minuten, und gewöhnlich so preß vor der Mittagsmahlzeit, daß kein Aufenthalt möglich war. Und ein leichtes, mit französischem Bon-Ton vorgebrachtes: Bon „jour mein lieber Herr Doktor, wie gehts Ih„nen?“ konte mein Herz, das nach Freundschaft sich sehnte, nicht befriedigen.

Es war ein trauriges Leben für mich. Alte Welt floh mich. Alles scheute sich vor mir.

Selbst mein Wirth, der ein herzlicher und biederer Mann war, uud an dem ichs merken konte, daß er mich lieb gewonnen hatte und Zutrauen zu mir empfand, schien doch nicht Muth zu haben, sich viel mit mir abzugeben. Im Hause genoß ich alle mögliche Hülfleistungen und Gefälligkeiten.

Wenn ich auf der Gasse ging, wichen mir die Leute aus. Man sahe sich um, wenn ich vorbei war. Man zeigte mit Fingern. Man lief ans Fenster und sahe mir nach. Kinder sagten laut, aber mit einer Art von ängstlichem Tone, wie wenn sie ein gefährliches Thier erblikten, „Du! das ist der D. Bahrdt!“ Ein Geistlicher kam mir in den Weg, bog aus, hielt den Hut an der Seite fürs Gesicht, die ich zu passiren hatte, und schob so hastig vor mir vorbei, als wenn der Gott sey bei uns ihn den Odem versezt hätte.

So einsam und von Menschen verlassen lebte ich beinahe den ganzen Sommer. Mein Valbier war, ausser Eberhardten, der einzige Sterbliche, den ich zu sprechen bekam. Ich blieb in

der ersten Zeit immer zu Hause, um auf der Strasse kein Aufsehen zu machen. Endlich erkundigte ich mich, ob es keinen Garten gebe, den ich besuchen könte. Ich fand den Fleischerschen vor dem Steinthore, wo ich eine einsame Laube mir wählte, und wöchentlich einigemal mit meinen Kindern hinschlich, um wenigstens die übrige Natur zu geniessen, da die menschliche mir den Genuß versagte.

Ich hatte in Oppenheim hundert und funfzehn Gulden Kosten gehabt, und meine Reise, mit vier Pferden Extrapost, hatte mich schweres Geld gekostet, so daß ich etwa noch hundert Gulden mit nach Halle brachte. Und auch dieses Geld, das ohngefähr 11 Louisd'ors betrug, hatte keine lange Dauer. Denn ich mußte ja — gleich, eine Menge von Bedürfnissen für mich und die Meinigen anschaffen, welche diese kleine Summe in der Geschwindigkeit aufzehrten.

Was für traurige Aussichten! — Auf ein Amt durfte ich nach dem Tone des Herrn Eberhards und meiner Berliner Korrespondenten jezt gar nicht Rechnung machen. Alles, was ich hoffen durfte, war eine Samlung, von Berliner

Freunden veranstaltet, zu welcher mir Herr Teller in Heidesheim schon Hofnung gemacht hatte, welche dreihundert Thaler ohngefähr betragen und ein paar Jahre dauern solte. Von Kollegiis konte ich nichts erwarten, weil ich keine theologischen Kollegia lesen durfte und mit Vorlesungen über lateinische Autoren, Alterthümer u. d. nirgends viel zu verdienen ist. Schriftstellereierwerb kante ich noch gar nicht und hatte auch bis jezt noch nicht diejenige Bekantschaft mit Buchhändlern, welche mir zu Speculationen hätte Gelegenheit geben können.

Und doch — wer hätt' es denken sollen? — fand ich hernach bald den leztern Weg zum Verdienst so, daß ich in sechs Jahren nicht nur schuldenfrey ward, sondern auch eine ganze Etage meubliren, und mich im Besiz einer volständigen Equipirung, in Absicht auf Wäsche, Kleidung, und aller Arten der Geräthschaften, erblikken und — im siebenten Jahre mich ankaufen konte. Aber freilich fand ich auf diesem Wege auch zugleich — das Ende meiner Kräfte und meiner Gesundheit.

Drittes Kapitel.

Leiden der Armuth.

Ich empfieng, wo ich nicht irre, durch Herrn Eberhard funfzig Thaler von Berliner Freunden, mit dem Bedeuten, daß ich nach und nach ein mehreres erhalten würde. Es wurde schon jezt nichts festgesezt, worauf ich sichere Rechnung machen konte. Mein dringendstes Bedürfniß waren Betten. Denn ich mußte für jedes Bette jährlich sechs Thaler bezahlen, welches mir zu schwer fiel. Ich ritt daher nach Leipzig und kaufte mir Pferdehaar zu Madrazen und Wolle zu Kuverts. Die Kuverts durchnähten meine Kinder, und die Madrazen verfertigte ich selbst. In wenig Wochen konte ich die gemietheten Betten abgeben und war Besizzer von sechs eignen Schlafstellen. Aber mein Geld wurde bald wieder alle.

Regelmässige Zahlungen des Verheissenen hatte ich nicht. Wenn ich in Noth war, klagte ichs Herrn Eberhard. Da bekam ich einmal 1,

2, 6, Louisd'or. Es schmerzte mich, daß ich immer erst klagen und bitten und mirs zuzeddeln lassen mußte. Es schien, als ob Herr Eberhard Auftrag hätte, fleißig nachzusehn, wie ich aussehe, wie meine Haushaltung stehe, und die Grade meiner Armuth zu messen. Er solte mirs nur nach den äußersten Bedürfnissen zutheilen. Ich solte nur das Küchenleben behalten. Man besorgte, ich möchte zu muthig werden, wenn man mich zu fett werden ließe. — So mußte ich also bei der äußersten Nothdurft mein Leben — schleppen.

In dieser Epoche schrieb mir Basedow, daß er nach Halle kommen werde und bei mir zu wohnen und zu speisen wünsche. Ich kante seinen Reichthum, folglich seine Kraft, mir beizustehen: und so ganz hatte ich ihn, wie Trapp zu sagen pflegte, noch nicht in den Magen gesehen. Daher freute ich mich über den Antrag um so mehr, da ich mir einen Freund und Gesellschafter wünschte, der mir die Marter der quälenden Einsamkeit abnahm. Ich machte ihm in meiner Etage eine schöne Wohnung aus und er-

bot mich, wenn er sich mit einer Schüssel begnügen könte, ihn an meinem Tische zu bekö-stigen.

Ehe dies zu Stande kam, wurde ich krank und mein Hauswirth empfahl mir seinen Arzt, den D. Gräbner. Ich fand einen gutmüthigen und freundschaftlichen Mann an ihm. Er urtheilte, daß Erschlaffung der Nerven der Grund des Uebels sey, und empfahl mir mehrere Leibesbewegung und Genuß der freien Luft. Und da ich ihm meine vorige Diät beschreiben mußte, so hielt er es für unumgänglich nothwendig, daß ich mäßigen Genuß des Weins fortsezte, an welchem ich seit so vielen Jahren gewöhnt war. Meine Armuth verstattete es nicht, in Halle mit zwölf Groschen eine elende Butelle Franzwein zu bezahlen. Aber er drang darauf. Ich behalf mich die ganze Woche mit einer Butelle. Man — fand Wein bei mir, und — wunderte sich, daß ich solchen Aufwand machte, da ich doch von Wohlthaten lebte. — Ich will mich weiter nicht auslassen. Noch nagt mirs am Herzen, wenn ich an die Zeit zurükdenke! — —

Oft, wenn die zurükgepreßte Thräne dem Harmvollen Herzen Luft machen wolte, biß ich erbittert die Zähne zusammen und fühlte Keime des Menschenhasses. Gott lob, daß sie nie aufbrachen! — Ich kante meine Kraft und beschloß, sobald als möglich von den Bettlerfesseln mich loszumachen. — Es gelang mir. Ich arbeitete mit Riesenkraft. — Nie, dachte ich bei mir selbst, nie soll ein Sterblicher von mir wieder angewinselt werden. Ich will lieber Brodrinden nagen und Wasser trinken als den Wein genieſsen, den mit solcher Wermuth verbitterte Gutthaten mir gaben. Ach — hätte ichs im Jahr 1779 geglaubt, daß ich im Jahr 1789 wieder betteln und — wieder ähnliche Erfahrungen machen würde? — — Doch den Vorhang herunter!

Ehe ich so weit kam, daß ich unabhängig und von meinem eignen Fleiße leben konte, mußte ich vorher noch eine Art von wolthätiger Tortur oder vielmehr, von torturartiger Wolthätigkeit ausstehen, welche Basedow mir erzeigte.

Er erschien mir — ganz mit der Mine des Patrons. In seiner ersten Anrede lag der Gedanke: lieber Bahrdt ich kan sie glüklich machen, ich werde es auch vieleicht — wenn ich ihr Herz, ihre Handlungsweise, ihre Duldkraft nach meinem Wunsche finde. Das war der erste Grad: die Daumenschraube. — Denn man denke sich meine armselige Lage, so wird man begreifen, daß ich Geduld mir nehmen mußte, auf den Patron zu horchen und wenigstens zu erwarten, ob meine Duldkraft vermögend war, die Lasten zu ertragen, mit welchen ich meinen Unterhalt für mich und meine Kinder erkaufen solte. Denn daß es Last war, die Basedow mir auflegen wolte, wußte ich schon aus dem Totalbegriffe des Worts Basedow. Und nun nehme man dazu, daß ich dies so alle Tage mir vorsagen und den ganzen geschlagnen Tag mir vorsagen lassen mußte, daß er viel — viel Vermögenheit habe, mir bessere Tage zu verschaffen, wenn ich nur ꝛc.

Auf dem zweiten Grade muste ich die Proben aushalten, die er mit mir zu machen schien, ob ich auch der Mann sey, auf den er Holz

hakken könne. — Eine davon war, daß er verlangte, ich solte mir gefallen lassen, ihm zu zuhören, auch wenn er halbe Tage lang in einem Striche mir etwas vorsagte oder vorlaß, und kommentirte, auch wenns das fadeste Zeug war, und solte dabei auch nicht gähnen, ihn nicht unterbrechen, alle andere Geschäfte dabei stehen lassen, und sogar Begierde und Lust zeigen und allenfalls, wenns ihm gemüthlich war, das Essen darüber kalt werden lassen. Eine andere war, ich solte eine völlige Superiorität seines Geistes anerkennen, und es glauben und wünschen, wenn er mir sagte: „lieber Bahrdt, wenn Sie der „Mann sind, der redlich das Gute wil, so wil „ich meinen Geist ganz in Sie hinein giessen, denn „ich habe Ideen, die noch kein Mensch gehabt „hat ꝛc.“ Und dergleichen Unverschämtheiten solte ich nicht nur geduldig anhören und für wahr halten, sondern auch mit andächtiger Miene mich freuen, daß Gott solch ein Pfingstfest mir bescheren wolte. Eine dritte war, ich solte seine Launen dulden, solte mit seinen liebreichen und freundlichen mich erquikken, und dann da-

für auch, bei seiner heftigen und groben, wie ein Kind gegen den Vater mich verhalten.

Nachdem er mich vier bis sechs Wochen mit dieser Prüfung gequält und mir immer noch nicht bestimt gesagt hatte, was das für ein Plan sey, den er mit mir auszuführen gedächte, und durch den er mich — vieleicht — reich machen würde, versuchte er endlich noch die Leiterspannung. — Schon durch das beständige Hören und passive Denken der Basedowschen Ideen abgestumpft und halb verduzt, nahm er mich eines Abends nach Tische in mein Studierzimmer, hieß mich auf das Kanape sezzen, ging eine Viertelstunde mit seinem Dämpfer auf und ab, wie wenn er für Gott den Herrn einen neuen Plan der Weltregierung ausdenken wolte, und sezte sich endlich mit einer Mine vol Andacht zu meiner Rechten (zur Linken verirrte er sich gewiß nie) und hub an, mir eine Rede zu halten, welche von neun Uhr bis nach ein Uhr dauerte. In dieser Rede sprach er in einem geheimnisvollen Tone von erstaunenden Dingen, die in seinem Kopfe verschlossen lägen, und

welche von einem Manne, wie ich, mit meinem Geiſte, mit meiner Kraft, (Zukker!) ausgeführt, — vielleicht — und, wenn er wolte und die Hauptfederkraft verliehe, — gewiß — 100000 Thaler eintragen müßten: aber es würde freilich — freilich — freilich von meiner Seite viel — viel erfordert. Ich müßte mich ganz — ganz — ganz ihm anvertrauen, ganz nach ſeiner Idee arbeiten, ganz ihn in mich hinein gieſſen laſſen. Ich müßte ferner mit reinem Herzen und mit voller Reſignation auf Ehre und Vortheil arbeiten, und ganz — ganz — ganz, und allein vom Eifer für das Beſte der Menſchheit entbrannt ſeyn. Ich müſte das Gute, was wir ſtifteten, als die Sache Gottes anſehen. Ich müſte, von Herzen und ungeheuchelt bereit ſeyn, mir Laſt und ſogar Elend gefallen zu laſſen. Ich müßte gefaßt ſeyn, troknes Brod zu eſſen, und doch nicht muthlos zu werden. Ein ſolcher Mann, lieber Bahrdt, müſſen Sie ſeyn, Merken Sie wohl, was ich Ihnen ſage. Ich wil nicht, daß Sie hinterher mich anklagen, daß ich Ihnen nicht reinen Wein eingeſchenkt hätte. Ganz ein ſolcher Mann müſſen Sie ſeyn. — Sind Sie

das, dann — dann Bahrdt wollen wir Berge verſezzen — dann wollen wir Dinge ausführen, die die Menſchen nie für möglich gehalten hatten. Aber ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie, prüfen Sie ſich. Finden Sie ſich nicht ſtark genug, eine ſauere Bahn, ich ſags Ihnen vorher, mit mir anzutreten, ſo entſagen Sie lieber allen Vortheilen, die ich Ihnen in der Ferne gezeigt habe ꝛc. — —

Dieſe Dinge ſchwazte mir der Mann, mit tauſendfachen Wiederholungen, Wendungen, und Variationen des Ausdruks, der Stimme, und der Pantomime fünftehalb Stunden lang vor, und ich armer Tropf ſaß, wie eine Genoveva vor ihrem Heiligen und horchte und ſchwizte, und — brauchte die höchſte Anſpannung meiner Duldkraft, es auszuhalten.

Ich hielts aus: aber nur zum Schein. Schon in der zweiten Stunde war der Gedanke in meiner Seele in ſeiner vollen Gluth: der Menſch hat tiranniſche Abſichten. Er wil mit der Maske der Andacht dich 100000 Thaler in

der Ferne sehen lassen, die du nie haben solst, und durch diesen Fernblik dich bewegen, dich auf einige Jahre zu seinem Sklaven machen zu lassen, dessen bischen Seelenkraft er zu gewissen Schriftstellerprojekten verbrauchen wil, um in der Welt selbst noch Aufsehn zu machen und Ehre und Reichthum zu erjagen.

Ich ließ ihn reden, bis es eins geschlagen hatte. Da konte ich mich des Schlafs nicht mehr erwähren und bat ihn, abzubrechen. Und er — gab mir nicht undeutlich zu verstehen, daß ihm diese Unterbrechung eine gewisse Unentschlossenheit anzudeuten scheine: — denn er hätte bis früh um vier Uhr fortgeredet.

Ich beschloß von Stund an, auf Basedows Hülfe schlechterdings nicht mehr zu rechnen und schämte mich vor mir selbst, daß ich ein Thor gewesen war, so viel Wochen lang den Tirannen zu dulden und mich von ihm quälen zu lassen. Ich ward nun weit freier und natürlicher in meinem Betragen. Ich sprach mit, wenn er sprach: unterbrach seine Reden und Vorlesun-

gen (mit denen er damals auch Herrn Eberhard häufig quälte, indem er ihn seine Urkunde gegen D. Semler mit anzuhören zwang) und handelte überhaupt als ein Mann, der sich fühlte, von Basedows Gleichen zu seyn.

Basedow ließ sich, als schlauer Mann, es gar nicht merken, daß er meine Veränderung empfand. Er blieb einige Wochen in seiner gewöhnlichen Handlungsweise, kam aber hernach ganz plözlich und gab allerlei Ursachen vor, warum er Halle verlassen und sich wieder nach Dessau begeben müsse. In der That geschah's darum, weil ich ihn nicht mehr schmekte. — Ich, mein Weib und meine Kinder segneten den Augenblik, in welchem er abzog.

Ehe Basedow kam, schrieb ich meine Apologie der Vernunft im Bezug auf die christliche Versöhnungslehre, dem Herrn D. Seiler gewidmet. In dieser Schrift legte ich die Seilersche Theorie zum Grunde und zeigte, philoso-

phisch und exegetisch, das Unstatthafte aller der Beweise, durch welche die Theologen und insonderheit H. Seiler diese schon in Giessen von mir für den schädlichsten Irthum erkante Lehre zu unterstüzzen pflegte. Dabei entwikkelte ich alle Widerlegungsgründe der Vernunft und zeigte zugleich, mit was für unzählbaren Schnizzern gegen Logik und Gemeinsinn H. Seiler diese Vernunfteinwendungen zu lösen versucht habe. Und endlich zeigte ich, durch Induktion, daß die H. Schrift in keiner einzigen Stelle die Versöhnungslehre vortrage, sondern daß überal die moralische Ausbesserung der Menschheit als Zwek des Lebens und Todes Jesu angezeigt werde.

Ich schikte mein Manuscript nach Berlin und glaubte Ehre damit einzulegen: denn es war, als die erste Frucht eines noch ungeübten Schriftstellers, gewiß gut gerathen. Und ich würde jezt selbst, nur in der Form, sehr wenig in der Materie zu verbessern finden. Aber man schikte mir es zurük mit dem Bedeuten, daß ich mich mit so etwas gar nicht herauswagen müsse.

Das schlug mich fast nieder. Ich wußte nicht, warum man mich so verächtlich behandelte. Und beinahe hätte ich angefangen, zu zweifeln, daß die Laufbahn des Schriftstellers diejenige sey, auf welcher ich Ehre und Brod finden würde. Ich legte mein Manuscript auf die Seite und wurde erst im folgenden Jahre so beherzt, es durch den Druk bekannt zu machen: wo mich denn auch der Beifall der Kenner für jene Demüthigungen entschädigte und meinen Muth befestigte.

Die erste Schrift, welche ich nun bearbeitete und dem Publikum übergab, veranlaßte Basedow. Dieser hatte ein langes und breites über Verbrauchung der Bibel mit mir gesprochen. Er hatte den sehr richtigen Gedanken, daß die ganze Bibel für sehr wenig Menschen leßbar und geniesbar sey. Er wünschte einen Auszug, und rieth mir, denselben zu versuchen. So entstand die kleine Bibel, welche Ostern 1780 bei Mylius in Berlin herauskam.

Dieser sonderbare Titel, der mit der Grösse des Buchs so sehr kontrastirt, kam daher. Meine anfängliche Idee war, nur einen kurzen

Auszug aus dem Altem Testamente zu machen, der für Kinder und Volk brauchbar seyn solte. Und für diese Idee wählte ich den Titel: die kleine Bibel. Allein da ich in die Arbeit hinein gerieth und beim Lesen der Bibel von so vielen schönen Gesängen der morgenländischen Dichter begeistert wurde und — zugleich entdekte, daß diese Gesänge fast alle auf die Geschichte Beziehung hatten und folglich, durch die Geschichte, ihr volles Licht erhalten konten; da vermochte ich nicht, dem Gedanken zu widerstehen, die schönsten und gemeinverständlichsten Stükke der Propheten gleich mit in die Geschichte des A. Testaments einzuweben und jedes an die Stelle zu sezzen, wo es sein historisches Licht bekam. Bei dieser Gelegenheit nun gerieth ich immermehr in den Geschmack am Uebersetzen der schönen Gesänge, daß ich alles mitnahm, was gemeinnüzzig war. Und da nicht alles in die jüdische Geschichte paßte, so sonderte ich das Uebrige unter eigne Rubriken. So entstand das große Buch von 60 Bogen gr. 8. mit dem kleinen Titel. Man hätte freilich zulezt den Titel noch abändern sollen: aber das wurde vergessen.

In diesem Buche stekt viel Fleiß. Und Herr Eberhards Urtheil, der mir gewiß damals nicht schmeichelte, bürgt mir dafür, daß es eine meiner besten Arbeiten ist. Ich halte es für das Beste, was man mit Kindern statt der lutherischen Bibel lesen kan, wenn man diese, wie es wohl unstreitig ist, zu schwer für sie findet. Schade, daß es so theuer ist.

Basedow brachte mir im Sommer ein Paket mit zwanzig Thalern und gestund mir, daß es ihm von Herrn v. Rochow für mich zugesandt sey. Durch Herr D. Beseke in Mitau und Herrn D. Stark erhielt ich von Kurländischen Menschenfreunden (meist Maurern) zweimal funfzig Dukaten. Die Berliner Geschenke, die durch Herrn Eberhard mir zuflossen, betrugen im ersten und folgenden Jahre zusammen, wo ich nicht irre, nahe an 400 Thlr. Sobald ich aber mich nur einigermassen aus der tiefsten Armuth herausgerissen und mit Wäsche, Kleidung und vornehmlich Hausgeräthschaften versorgt hatte, verbat ich selbst die Fortsezzung die-

ser Geschenke. Meine kleine Bibel trug 60 Luisdors ein, und die Apologie 80 Thaler. Kurz, ich hatte in den ersten beiden Jahren mit allem, was ich verdiente, ohngefähr 1200 Thaler, davon ich wenigstens 400 auf neue Hausgeräthschaften verwendete, um nicht immer mit geborgten Mobilien mich behelfen zu müßen. Folglich habe ich aufs Jahr nicht mehr als 400 Thlr zu meinem und der Meinigen Unterhalt gehabt, mit denen ich in Halle, nicht anders als kümmerlich leben konte. Zudem habe ich in dieser Zeit von diesem Gelde dreimal armen Studenten geholfen, die mich angiengen; einem mit drei, und zweien mit einem Luisdor, welche ich ihnen, durch die Schilderung ihrer Noth bewegt, schenkte. — Bei allen Lasten und Sorgen verlor meine glükliche Laune sich nie.

Viertes Kapitel.

Pfälzer Neuigkeiten.

Ich erhielt lange Zeit keine Nachrichten aus der Pfalz und selbst meine besten Freunde schienen mich vergessen zu haben. Aber sie fanden sich alle wieder. Einer nach dem andern, wie wenn er sich nur erst vom Schrekken über meinen Sturz erholt hätte, schrieb mir in den zärtlichsten Ausdrükken und bat um Nachricht von meiner jezzigen Lage.

Mein gröſstes Anliegen war, zu erfahren, wie es in dem verlaſsnen Heidesheim aussähe, wie es um meine zurükgebliebenen Habseligkeiten stehe, und was ich davon zu hoffen hätte. Aber leider waren alle schon von Heidesheim weg und konten mir wenig Trost ertheilen.

Herr Kühl hatte, wie man mir schrieb, gleich nach meiner Abreise eingesehn, daſs er der Fortsezzung des Instituts nicht gewachsen sey.

Folglich hatte er die Lehrer, die nicht selbst schon zu ihrer Abreise Anstalt gemacht hatten, verabschiedet, und die Zöglinge wurden theils abgeholet, theils durch Vorsorge der ökonomischen Gesellschaft nach Hause geschikt. Und so war nun das Heidesheimische, wie das Marschlinzer Philanthropin, begraben.

Ueber meinen in Dienheim ausgestandenen Arrest schrieb mir ein Freund einen Brief, den ich hier wörtlich einrükken wil:

Erst jezt, lieber Freund, hat sich mein Unwille gelegt, den ich über Ihre so unbesonnene Flucht, empfunden habe. Ich habe die erste Woche nach Ihrer Abreise völlig geraset. Meine Liebe zu Ihnen erfüllte mich mit Wuth. Ich konte nicht an Ihr Schiksal denken, ohne mit den Füssen zu stampfen und mich an die Stirn zu schlagen. Und noch drängt sich jedesmal, wenn sich das Andenken dieser Scene in mir erneuert, wenigstens ein schmerzhafter Seufzer aus meiner Brust herauf. Gott! daß Sie mir und

unsern . . . nicht folgten, daß Sie Ihren ältesten und treusten Freunden nicht glaubten, die aus so unwidersprechlichen Gründen es Ihnen bewiesen, daß Rühl in allem Betracht Schurke war. — Welche Schande, welchen Verlust, welche Angst hätten Sie sich und Ihrem armen hypochondrischen Weibe sparen können, wenn Sie dem Bösewicht nicht getraut hätten, sondern, nach unserm Rath, öffentlich abgereiset wären. — Den ganzen Spektakel hat der elende Bube ganz allein angerichtet. Er hat Ihnen die heiligste Verschwiegenheit empfohlen, um Sie desto sicherer zu machen. Gleich den folgenden Tag, da er bei Ihnen in Heidesheim gewesen war, wußte es schon Herr . . . . in Dürkheim, daß Ihnen Rühl 400 Gulden versprochen und zur Flucht gerathen hatte. Er also hat es selbst bekant gemacht, daß sie heimlich davon gehen würden. Er hat es dem Stadtschreiber so gar stekken und ihn dabei warnen lassen, daß er auf seiner Hut seyn möchte, damit sie nicht verheimlichte Gelder des Instituts mit fort-

schäften. Und begreifen Sie nun wohl, daß der Stadtschreiber Sie nicht ohne Ursach zur Rede sezte, da er Ihre Frau mit den Kindern aus dem Schlosse fahren sah? Er wußte Ihr ganzes Vorhaben und hat Abends, da sie mit La Roche abfuhren, laut im Schlosse gesagt, „da reißt er hin! Adieu, Doktor Bahrdt.“ Was Rühl eigentlich für Absicht bei dieser niederträchtigen Kabale gehabt hat, weis ich Ihnen nicht zu sagen. Vieleicht, die katholische Parthei gegen Sie zu alarmiren, daß mans für einen Ungehorsam gegen den Kaiserlichen Befehl zum Widerruf ansehen und Sie unter diesem Vorwande auffangen solte: vieleicht daß die ökonomische Gesellschaft Sie einholen und mit Schimpf und Schande zurükführen solte, damit hernach ihre Kreditores sie festmachen und plündern könten? Das leztere ist mir das wahrscheinlichste: denn der Sie hat arretiren lassen, war Ihr verabschiedeter Hausmeister. Und man sagt für gewiß, daß Koch und Specht, eine Stunde nach Ihrer Flucht von Dienheim,

daſelbſt eingetroffen wären und ſchreklich gewettert hätten, daß der Inſpektor Sie fortgelaſſen hätte. Sie wolten ihn in Manheim bei der Regierung verklagen. Die Herren ſagen jezt öffentlich, Sie müſten über 1000 Gulden mitgenommen haben, die Sie von engliſchen und holländiſchen Eltern als Vorſchüſſe empfangen und ihnen verſchwiegen hätten. — Sehen Sie, das haben Sie Ihrem ſeltſamen Einfalle zu verdanken, den erſten Schuft in Europa für einen grosmüthigen Mann zu halten, der, aus Gefühl Ihres Werths, redlich gegen Sie handeln würde. Gott bewahre Sie vor ähnlichen dummen Streichen und mich vor allem Andenken an dieſe Begebenheiten. Laſſen Sie mich bald, wo möglich, angenehme Nachrichten von Ihnen leſen, damit ich wieder mit frohem Herzen mich nennen kann ꝛc.

Vieles von dem Inhalt dieſes Briefes beſtätigten bald andere Freunde und wenn ſie nicht alle in der Nachricht einſtimten, daß die ökonomiſche Geſelſchaft ſo unfreundlich an mir gehan-

delt hatte; so waren sie doch darin alle zusammentreffend, daß sie der Verrätherei des Hofr. Rühl meine Arretirung zuschrieben, durch welche er seine Rache noch zu guter lezt an mir hätte kühlen wollen.

Die scheusliche Denkungsart dieses Menschen offenbarte sich auch nachher mehr als zu deutlich. Denn ihm allein muß ich es zuschreiben, daß alle meine Habseligkeiten mit dem ganzen Inventarium des Instituts in die Rabuse gegangen sind. Es ist unglaublich, was ich erzählen werde.

Jederman wird mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß es die Schuldigkeit der fürstl. Leiningischen Regierung war, sogleich nach meiner Abreise (zumal da Rühl und der Fürst es wußten, daß ich floh und meine Flucht selbst durch ihren Rath veranlaßt war) alle meine Effekten in Dürkheim und alles, was in Heidesheim zum Institut gehört hatte, erst zu versiegeln, dann, mit Zuziehung der ökonomischen Gesellschaft, ein volständiges und gerichtlich beglau-

bigtes Inventarium zu entwerfen, eine gewissenhafte Taxation darüber anzufertigen, so fort alle Kreditoren vorzuladen, und sie mit ihrer Liquidation zu vernehmen: mir selbst aber zulezt alles, Inventarium, Taxe und Liquidationen der Kreditoren zuzuschikken und mich darüber zu hören: und sodann die liquiden Schuldner von denen gerichtlich subhastirten Gütern zu befriedigen, und mir den Ueberschuß zu zustellen.

Von dem allen ist meines Wissens nichts geschehen. Ich schrieb selbst, ich erinnere michs nicht mehr genau, ob an den Fürsten oder an die Regierung, — es gilt gleich — und bat um Information, wie es mit meinen zurükgelassenen Gütern stehe. Aber niemand würdigte mich einer Antwort.

Ich schrieb an die ökonomische Gesellschaft, aber ich erhielt auch da, statt befriedigender Nachrichten, die bittersten Klagen, daß die Kreditoren ihnen zu Leibe giengen, und man von Seiten der Regierung sie auf keine Weise von meinen zurükgelassenen Gütern befriedigen wolle.

Sie baten, daß ich einen schriftlichen Aufsaz einschikken möchte, in welchem ich erklärte, daß die ökonomische Geselschaft ein Recht an meinen Gütern habe, und daß man dieselben in den Stand sezzen möchte, von dem Ertrag derselben meine Gläubiger zu befriedigen. Ich stelte diese Erklärung von mir und — die Leute lamentirten in einem hin, daß die Regierung ihnen nichts verabfolgen lasse, und daß sie von den Gläubigern geängstet würden.

Ich wandte mich endlich an des Staatsministers v. Herzberg Excellenz und bat um ein Vorschreiben an die Leiningische Regierung, welches mein Gesuch, daß sie von meinen hinterlassenen Gütern mir Rechenschaft ablegen möchte, unterstüzzen solte. Des Königs Majestät bewilligte mein Bitten. Es ward von Berlin an den Fürsten geschrieben. Die Regierung antwortete: „ich hätte ja so viele tausend Gulden Schulden „hinterlassen, zu deren Tilgung meine hinterlasse„nen Güter nicht einmal hinreichten: was ich „denn also haben wolte?“ — Man ließ mir diese Antwort von Berlin aus zugehen und gab

mir zu verstehen, daß ich besser gethan, wenn ich geschwiegen hätte. — Ich schwieg also nun. Und ich habe seitdem keinen Schritt weiter gethan, sondern das Meinige im Stiche gelassen.

Aber jezt darf ich doch wenigstens getrost auftreten und fragen: ob diese Antwort der Regierung wohl hinlänglich war? Folgt daraus, daß ich mein Vermögen übersteigende Schulden hatte (ich will es als wahr annehmen, ohngeachtet ich vom Gegentheil überzeugt bin), daß ich keine Rechenschaft fodern durfte? Blieb es nicht immer Pflicht der Regierung, mir die Gläubiger, die sich gemeldet hatten, anzuzeigen, und mich zu vernehmen, ob ich ihre Foderungen auch für richtig erkenne? Konten sich nicht Leute mit falschen Foderungen eingeschlichen haben? War es nicht billig, daß ich die einzelnen Posten mit der Totalsumme erfuhr? Konte ich nicht verlangen, daß man mir ein gerichtlich aufgenommenes Inventarium meiner Güter in Heidesheim und Dürkheim zuschikte, damit ich sehen konte, ob auch alles ehrlich zugegangen wäre? Und gesezt, die Leiningische Regierung hätte mit meinen Gütern ganz willkührlich verfahren, sie verkaufen

und die Schuldner bezahlen wollen, war es nicht dennoch ihre Pflicht, mir hinterher wenigstens Notiz zu geben und zu melden: so viel ist aus Euren Gütern bei der Versteigerung herausgekommen und so viel haben wir an Eure Gläubiger bezahlt? Wo ist in der Welt ein Land, in welchem von der Obrigkeit nicht diese Rechenschaft gefodert werden darf?

Und ich sage es öffentlich, mir ist nie diese Rechenschaft abgelegt worden. Ich weis bis diesen Augenblick nicht, was man von meinen Gütern gefunden hat, wer sie zu sich genommen hat? ob sie verkauft worden sind? was dafür gelöset worden ist? wo das dafür gelößte Geld hingekommen ist?

Es ist möglich, daß der gute Fürst jezt dieses lieset und in seinem Herzen den elenden Rühl verwünscht, der mich so geplündert hat. Aber was würde mirs nun helfen, wenn die Sache untersucht und eine Art von Rechenschaft abgelegt werden sollte? Meine Bücher, Briefe und Rechnungen sind zurükgeblieben. Woraus soll ich mich jezt, da eine Zeit von beinahe zwölf Jahren in dem Gedächtnisse das meiste vertilgt hat, orientiren? Was

soll ich jezt für Beweise gegen geschehene Ungerechtigkeiten führen?

Ich besize noch einen Brief, in welchem mir ein rechtschafner Freund aus Dürkheim schrieb: „man hat Ihre Polyglotte, Ihren Hesychius von „Alberti, und andere Ihrer kostbarsten Bücher in „der Rühlischen Bibliothek gesehen.“ Also Herr Rühl hat selbst sich versorgt? Was hat denn der Mann mit meinen übrigen Gütern gemacht? Denn warlich ihn allein muß ich anklagen. Denn die rechtschafnen Männer der damaligen Regierung sind zuverlässig frei von allen Vorwürfen des Betrugs und der Ungerechtigkeit. Sie hatten keine Gewalt in Dingen, wo Rühl wirkte. Er kommandirte. Er allein und ein gewisser Sekretär, dessen Namen ich vergessen habe (sein fades Gesicht und seine tief liegenden Augen kündigten laut den abgenuzten Wollüstling und tükkischen Achselträger — alle Dürkheimer Leser werden sich seiner erinnern) waren die Werkzeuge meiner Verarmung.

Fünftes Kapitel.

Hinderniſſe meiner Verſorgung in den preuſſiſchen Staaten.

„Gern erzählte ich noch weit mehr und umſtändlicher, ſagt Herr D. Semler in der Vorrede zum erſten Bande ſeiner Lebensgeſchichte S. 3. um wenigſtens manchen die Larve abzureiſſen, an der ſich manche Zeitgenoſſen noch ſehr irren: aber noch ängſtlicher wird mir, wenn ich daran denken muß, daß durch ſolche gewiß auffallende Erzählungen wohl gar hier und da ein Mann oder ein Zögling — ich ſezze hinzu — gebeugt oder beſchädigt werden könte, der durch anderweitige Verdienſte Anſpruch auf Schonung hat.“ — Das iſt gewiß der Fall jedes rechtſchafnen Mannes, wenn er ſein eigner Biograph werden will. — Auch ich werde nur erzählen, was theils unvermeidlich theils weltkundig iſt, und manches noch, was mir in den preuſſiſchen Staaten wunderbares und zum Theil unglaubliches begegnet iſt, mit Aufopferung der weit beſſern Geſtalt, unter welcher ich dadurch erſcheinen könte, bis auf die Zeit verſparen, wo ich und die

nicht mehr seyn werden, welche die Nachwelt richtet.

Der würdigste Staatsminister v. Zedliz war gewiß eifrig und ernstlich darauf bedacht, mich in den königlichen Staaten auf eine anständige Art zu versorgen und meine Talente dem Lande nuzbar zu machen. Er schrieb mir gleich nach meiner Ankunft in Halle in dem rührenden Tone des unverstellten Menschenfreundes:

„Seyn Sie uns wilkommen, mein lieber Herr „D. B. in den preussischen Staaten. Genies„sen Sie nun nach so viel überstandnen Lei„den und Gefahren der Ruhe. Sie können „versichert seyn, daß ich ꝛc.

Was für einen bestimten Plan der Minister mit mir gehabt hat, weiß ich nicht. Ich habe ihn darüber nie befragt und habe eben so wenig selbst damals Vorschläge gethan oder um etwas mich beworben. Und es ist ganz falsch, wenn Herr Semler in der angeführten Vorrede S. 6. sagt, daß ich um eine Professur angehalten hätte. Denn gerade

eine Professur hielt ich selbst für das impraktikabelste. Und ich kan mich öffentlich auf Sr. Excellenz Zeugniß berufen, daß ich weder dieses noch ein ander Amt bestimt mir ausgebeten habe.

Aber das weiß ich gewiß, daß der Minister mich im Schulfache anstellen wollte und daß er mich auch ganz ohnfehlbar auf das beste versorgt haben würde, wenn nicht Herr Semler selbst sich dagegen aufgelehnet und den Minister besorgt gemacht hätte, daß er mit der Fakultät sich zulezt gerade an den König wenden, und ihm Verdrüßlichkeiten zuziehen möchte. Nur langer und heftiger Widerstand hat den Minister endlich ermüdet und ihn bewogen, alle seine guten Absichten aufzugeben und mich, in einem mühseligen Privatleben, von Sorgen und übermässigen Arbeiten verzehren zu lassen.

Herr Semler, den ich darum nicht um einen Grad weniger verehre, — weil ich immer gewohnt bin, die einzelne fehlerhafte Handlung von dem ganzen Charakter abzusondern und nie eines mit dem andern zu verurtheilen, — Herr Semler war nach

meiner Ueberzeugung die Haupturſache dieſer Zerſtörung meiner Ausſichten, ſo ernſtlich er auch S. 10. gegen den Vorwurf proteſtirt, daß er allein die Schuld habe und mein Verfolger geweſen ſey. Denn ob es gleich bekant iſt, daß die theologiſche Fakultät in Halle gegen meine Anſtellung ſich ſezte und dem Miniſter die heftigſten Vorſtellungen einreichte, ſo weltkundig iſt es doch auch, daß auf der einen Seite der gutmüthige Freylingshauſen blos nachgebender Theil war und der vortrefliche Knapp die Schritte der Fakultät misfällig anſah, und daß auf der andern Seite, wenn auch die Fakultät unanimiter gegen mich votirt gehabt hätte, dennoch die Autorität und der haſtige Eifer des Herrn Semlers bei Hofe den Ausſchlag gab. Wäre Herr Semler für mich geweſen; ſo hätten die andern alle ſich heiſer ſchreien mögen, und kein Menſch würde gethan haben, als wenn er ſie hörte.

Weislich läßt auch H. Semler den erſten Bericht, der gegen mich gemacht wurde, nicht mit abdrukken, weil dieſer zu ſehr mit Dingen angefüllt war, welche die guten Männer von bloßem Hören-Sagen hatten und nicht beweiſen konten.

Und man kan aus dem zweiten, den er S. 11. ff. hat abdrukken lassen, nur noch einige Spuren von der Heftigkeit des erstern abnehmen und sich aus ihnen die unglükliche Wirkung desselben begreiflich machen.

Wenn man den Schattenstrichen des zweiten Berichts nachgeht; so findet man, daß die Fakultät um folgender Ursachen willen vom Minister verlangt hat, mir in Halle keine Professur zu geben und selbst als bloßen Docenten mich nicht zu dulden.

I. „Unser Beruf bringt es mit sich, heißt es „S. 12., nicht nur die Verbreitung unmittelbar ir„religiöser Grundsätze zu verhüten, sondern auch „über die Lehren zu halten, welche in der heil. „Schrift und nach ihr in der Augsspurgischen „Konfession begriffen sind.„

Wer sieht es dieser Stelle nicht gleich an, daß sie mit Erröthung hingeschrieben werden mußte, um aus Gründen mich verdrängen zu können!

a) Jederman weis es ja, daß solche alte Universitätsstatuten, wie diese, auf die man sich hier bezogen hat, nie der Maasstab eines verständigen Richters sind und seyn können. Und wie viele Processe könte man gegen die Fakultät und die ganze Akademie beginnen, wenn man alle diese alten Statuten nach der Strenge nehmen, und jezzige Handlungen der Professoren und Verfahrungsarten der Akademie darnach richten wolte.

b) Ein Semler aber, als der erste Mitstifter der Aufklärung in Deutschland und als ein so eifriger Verfechter der algemeinen Denkfreiheit hätte am wenigsten den erleuchteten Zedliz die Schnurre ins Gesicht sagen sollen, daß er berufen sey — Irthümer zu verhüten und über die Lehren der — augspurgischen Konfession zu halten. Denn es war doch gar zu merklich, daß das verhüten und darüber halten nichts anders war und seyn konte, als ein äusserliches zum Schein gethanes Protestiren gegen Irthümer und deren Verbreitung. Er unterscheidet ja selbst die öffentliche Lehre der Lutheraner von der innern moralischen Religion und giebt leztere (welche doch natürlich Irthümer d. h.

abweichende Vorstellungen von der öffentlichen Religion enthalten muß) jedem frei. Folglich bekümmert er sich nie (und kan es auch nicht) um die innern Vorstellungen der Menschen, sondern blos um den öffentlichen Vortrag. Und er weis so nach selbst, daß (für einen Mann wie er ist, welcher seine innere Religion auch für sich hat und Irthümer in dem angezeigten Sinne hegt), Irthümer verhüten und auf die Lehren der A. K. halten nichts anders sey, als — bei allem eignen Festhalten an gewissen Irthümern und eignem Verwerfen gewisser Lehren der A. K. — dennoch äusserlich dagegen protestiren, daß nicht in dem öffentlichen Vortrage Irthümer verbreitet und den Lehren der A. K. zuwider gehandelt werde. Ist das nun nicht bloße Täuschung der Unkundigen?

c) Hiezu komt, daß das Statut durch die Praxis des Königs und des königlichen Oberkuratorii längst schon stillschweigend abgeschaft war. Denn wenn der König die volkommenste Denk- und Schreibfreiheit eingeführt und selbst Professoren und Prediger in die Aemter gesezt hatte, welche Irthümer d. h. Abweichungen von den bisherigen

öffentlichen Lehren der A. K. nicht nur hegten, sondern auch vortrugen; so hat er ja offenbar den vermeinten Beruf der Fakultät aufgehoben, Irthümer dieser Art zu verhüten und über die Lehren der A. K. zu halten.

d) Insonderheit aber möchte man hier fragen, warum denn die Fakultät und Herr Semler insonderheit erst jezt sich ihres Berufs erinnert habe, da der unglükliche Bahrdt kam und sein Brod suchte? Ist denn vor dem D. Bahrdt kein Irthum in Halle gelehrt, keine Lehre der A. K. in Schriften angegriffen worden? Hat die Fakultät vorher kein Buch censirt, daß der A. K. zuwider war?

e) Zudem ist es ja an sich ein albernes Gesez. Denn was heißt denn wohl jenes verhüten und dieses darauf halten? Sollen denn etwa wirklich die Theologen in Halle keinen Irthum zur Stadt oder zum Lande herein lassen? Sollen Sie alle Schriften unterdrücken, welche Säzze gegen die Lehren der A. K. enthalten? Sollen Sie schreien, verfolgen, Scheiterhaufen anzünden? Nein. Nun was denn? Sie sollen in ihren eignen Vorträgen die

Irthümer fein gründlich widerlegen, und die Lehren der A. K. so scharf und einleuchtend beweisen, daß die Menschen alle, durch moralische Kraft, genöthiget werden, von Irthümern frei zu bleiben und der A. K. konform zu glauben! Wozu denn darüber ein Gesez? Das versteht sich ja von selbst. Das ist ja eben so viel als befehlen, die Schneider sollen darüber halten, daß die Menschen durch Kleider warm gehalten werden und sich nicht erkälten, und damit doch nichts anders meinen als: die Schneider sollen die Kleider gut und tüchtig nehen, daß der Wind nicht durchpfeiffen kan!

f) Und darf ich wohl hier erst erinnern, daß dies Gesez selbst durch Semlerische Praxis längst abgeschaft war? Habe ich nöthig zu beweisen, daß Herr Semler selbst in seinem Leben Irthümer d. h. Abweichungen von der öffentlichen Religion vorgetragen hat?

g) Ich will nur den Hauptpunkt noch berühren. Der ganze vorgebliche Beruf der Fakultät rechtfertigt gar nicht ihr Verfahren gegen mich. Denn es ist klar, daß, wenn sie auch den Beruf

hat-

hatten, über die Lehren der A. K. zu halten, sie darum gar nicht das Recht hatten, mich zu verdrängen und von der Universität zu vertreiben. Denn in der von Herr Semlern angezogenen Stelle der Statuten heißt es ja ausdrüklich, ut causa ad Sereniſſimum referatur, quo *ipſe* — quid — opus ſit, ſtatuat. Warum begnügte man ſich nicht mit einer blos ruhigen Anzeige meiner Irthümer an den Landesherrn und überließ es dem, mit mir zu machen, was er nöthig fand? Und iſt es nicht an ſich ganz augenſcheinlich, daß jenes verhüten und darauf halten nichts, als eine Wirkſamkeit durch moraliſche Kräfte d. h. durch Belehrungen und Gründe anzeigt: keinesweges aber ein Schreien, Proteſtiren, und Widerſezzen gegen das Oberkuratorium und gegen den Kurator in ſich ſchließt?

II. „Wenn wir demnach an Ew. Hochfr. Exc. „uns neuerlich wendeten, um vorzubauen, daß D. „Bahrdt auf unſrer Univerſität am wenigſten als „Docent zugelaſſen werden möchte: ſo handelten „wir als rechtſchaffene Männer, denen ihre Pflicht, „Gewiſſen und Eid theuer iſt. Wir kanten über „dieſes auch mehrere in ſeinen Schriften und Han-

„dlungen gegebene notorische Merkmale des Leicht-
„sinnes, daß wir also seinen hiesigen Aufenthalt,
„und erhaltene Erlaubniß, öffentlich lehren zu dür-
„fen, für das Beste der Universität nicht gleichgül-
„tig halten konten; indem, wenn ihm gleich theo-
„logische Vorlesungen zu halten, nicht verstattet
„worden, er doch Gelegenheit genug bekommen
„mußte, nach seiner bekanten Wirksamkeit, den
„uns anvertrauten Studiosis seine Meinungen und
„gehässigen Begriffe von öffentlichen Lehren der
„evangelischen Kirche, durch Vortrag oder Um-
„gang beizubringen. Wir finden daher auch noch
„keine Ursache, uns unsrer pflichtmässigen und be-
„scheidenen Vorstellung zu schämen, und verdienen
„daher um so weniger die Vorwürfe eines teufli-
„schen Verfolgungsgeistes, oder solcher im fin-
„stern ausgedachten, und zum Theil ausgeführten
„Projekte, wodurch dem D. Bahrdt Freiheit, Le-
„ben und Verdienst entzogen werden solte, oder
„einer Misgunst, die ihm alle Mittel entziehen
„wolle, die Jugend in gemeinnüzzigen Dingen zu
„unterrichten.„

Es ist wirklich zu bedauren, daß ein so vor-
treflicher Mann, wie Herr Semler ist, sich selbst

solcher menschlichen Schwachheiten theilhaftig machen mußte, wie in dieser Vorstellung zusammengehäuft sind.

a) Wird nicht jeder zuerst fragen, warum denn die Herren vorbauen wolten, daß ich nicht Docent würde, da sie doch wußten, daß ich nur Logik, Metaphysik und Humaniora zu dociren die Erlaubniß haben solte? Was ging denn mein Tacitus und Juvenal und meine Logik der A. Konfession und dem Beruf der Fakultisten an, über ihre Lehren zu halten?

b) Muß man nicht ferner fragen, wie denn mein notorischer Leichtsin sogar meinen Aufenthalt in Halle für das Beste der Universität bedenklich machen konte? Hat man denn noch keinen leichtsinnigen Mann in Halle unter den Professoren geduldet? Es würde unverständig oder vielmehr ganz eigentlich niederträchtig seyn, wenn ich hier Beispiele dagegen anführen und Professoren nahmhaft machen wolte, welche im Spiel, im Trunk, im Schuldenmachen, im Karessiren — — sich den Vorwurf des Leichtsinns zugezogen haben, ohne daß das Be-

ste der Universität dabei gelitten hat. Ich begnüge mich, das Publikum auf die Magerkeit der Gründe, aus welchen man mich von Halle zu verdrängen suchte, blos aufmerksam gemacht zu haben.

c) Und darum sezze ich eine dritte Frage hinzu: was denn wohl die Herrn Fakultisten für eine Beruhigung ihres so zarten Gewissens gefunden haben würden, wenn der Minister ihr Geschrei erhört und mich von Halle nach Frankfurt oder Königsberg oder Berlin verwiesen hätte? Wär ich denn dadurch verhindert gewesen, meine Meinungen durch Vortrag und Umgang (und Schriften sezze man hinzu) Jungen und Alten beizubringen? Oder war es Ihnen nur um die heiligere Heerde der evangelischen Christen in Halle zu thun? Mochte ich immerhin der Verführer anderer preussischen Unterthanen werden, wenn nur das von Irthümern unbeflekte Halle nicht durch mich verunreiniget wurde? — Was soll man nun von den reinen Bewegungsgründen denken (S. 11.) aus welchen dieser Bericht an das Oberkuratorium geflossen seyn soll!

Sechstes Kapitel.

Fortsezzung.

Merkwürdig ist es, daß Herr Semler in dem obgedachten Bericht (S. 14.) sogar dies sich nicht zu gestehen scheute, daß er sich in die traurige Nothwendigkeit versezt sehen würde (wenn ich Professor werden solte) die Studiosos von Besuchung meiner gefährlichen Lehrstunden (über Logik, Taeitus ꝛc.) abmahnen zu müssen.

Doch ich übergehe diese und noch viel andere Merkwürdigkeiten in dem ganzen Benehmen des übrigens so sanften und menschenfreundlichen Semlers, um mit meinen Lesern bei zween Hauptpunkten noch zu verweilen und sie der Beurtheilung der Zeitgenossen und der Nachwelt vorzulegen.

Der erste betrift die Semlerische Antwort auf mein Glaubensbekentniß, durch welche das ganze deutsche Publikum, ich möchte sagen, erschüttert und meine Fähigkeit zu einem auch nur halb geistlichen Lehramte recht absichtlich zerstört wurde.

Wahr ist es, daß mein Glaubensbekentniß sehr füglich hätte aus der Welt bleiben können. Und ich gebe gern alles zu, was Herr Semler S. 350. aus einer Berliner Schrift ausschreibt, um mich als einen Thoren aufzustellen. Denn ich habe wirklich gefehlt, und kan diesen übereilten Schritt mit nichts entschuldigen, als mit der Schwachheit meines Geistes, welche meine zusammentreffende Unglüksschläge erzeugt hatten und — mit der Schnelligkeit des Druks, welchen meine Berliner Freunde besorgten, denen ich die Bekantmachung so gut wie die Unterdrükkung dieses Aufsazzes überlassen hatte.

Aber wenn ich gefehlt hatte, war darum Herr Semler berufen, mir es öffentlich vorzuhalten? Und was solte die Antwort auf mein Glaubensbekentniß? Wer hatte ihn denn gefragt? Was konte ihn bewegen, gegen einen schon so verfolgten und unglüklichen Mann noch selbst zu Felde zu ziehen und ganz Deutschland zu alarmiren, als ob er das gröbste Verbrechen begangen hätte?

War etwa das Glaubensbekentniß selbst so gottlos und irreligiös, daß sein Gewissen ihn drängte? Man sehe es nur nach. Es enthielt nichts, als die freimüthige Erklärung, daß ich mir die Dreieinigkeit und die Gottheit Christi insonderheit, nach Athanasii Sinne nicht vorstellen könne: daß ich nicht von der Anselmischen Satisfaktionstheorie überzeugt sey: daß ich nicht glauben könne, daß der Mensch von Natur ein Feind Gottes sey und mit der Neigung zu allem Bösen geboren werde u. s. w. Im ganzen Aufsazze rede ich ganz bescheiden von meinem Glauben und sage nicht einmal gerade hin, daß ich die Dreieinigkeit, die Versöhnung durch Christum u. d. verwerfe, sondern äussere blos dies, daß ich mir sie so und so nicht vorstellen könne. Waren denn das so entsezliche Irthümer, dazu H. Semler gar nicht schweigen konte? Betraf es nicht vielmehr gerade die Lehrsäzze, in denen H. Semler selbst heterodox ist, wie die ganze Welt weis und ihm Basedow in der Urkunde aus seinen Schriften bewiesen hat? Ist es nicht bekant, daß Herr Semler die Athanasianische Dreieinigkeitslehre verwirft und über alle Dogmen der Kirche bessere Vorstellungsarten hat und seinen akademischen

Zuhörern bekant macht oder wenigstens Winke dazu aus der Historie giebt, als der große Haufe der Orthodoxen sie hat und annimt?

Und man sehe nur selbst die Art der Widerlegung. Er widerspricht keinem einzigen Sazze meines Glaubensbekentnisses direkte und nent ihn Irthum. Er streitet fast allein gegen mein Recht, diese Säzze so frei und gegen die öffentliche Religion vorzutragen und laut zu bekennen. War das der Mühe werth? War es nöthig, war es recht, über ein Bekentniß ein Geschrei zu machen, über dessen wesentlichen Inhalt er mit mir selbst theoretisch, obgleich nicht historisch, einig war?

Ferner: mußte Herr Semler nicht bedenken, daß gerade er am wenigsten gegen mich auftreten durfte, da er mein Freund war, da er mich dessen in Briefen versichert hatte, da die Welt wußte, daß er viel auf mich hielt, daß er meine Schriften in öffentlichen Kollegiis seinen Zuhörern empfahl? War es nicht natürlich, wenn jederman eine ganz eigene und sonderbare Wendung seines Charakters argwohnte? Konte es ohne schädliches

Aufsehen bleiben, wenn ein Freund gegen seinen Freund zu Felde zog und ihn öffentlich über Dinge zu beschämen suchte, die er im Herzen selbst hegte?

Gewiß wird Hr. Semler jezt es noch mehr einsehen, was er schon ehemals S. 351. zu erkennen gab, daß er gefehlt habe, und daß mein Benehmen gegen ihn, welches ich in der kürzern Erklärung über Herrn D. Semlers Antwort auf das Bahrdtische Glaubensbekentniß. Berlin, 1780. 8. gezeigt habe, weitmehr der Geist der Sanftmuth athmete, als sein damaliges Betragen, welches in allem Betracht auf meine Unterdrükkung wirken mußte.

Schwerlich wenigstens kan er oder seine Leser die Entschuldigungen gründlich finden, mit welchen er S. 351. seine Antwort rechtfertiget, daß er als ein alter Professor (das Alter thut warlich nichts zur Sache) zu Veränderungen der öffentlichen Religionslehre, ohne Nachtheil seiner selbst und der königl. Universität ohnmöglich hätte schweigen können. Denn wer wird ihm zugeben, daß mein Glaubensbekentniß, als die Deklaration ei-

nes unbedeutenden Privatmanns, für eine Veränderung der öffentlichen Lehre anzusehen war? Wer wird sich überreden lassen, daß H. Semler Nachtheil zu fürchten hatte, wenn er zu diesem Bekentnisse schwieg, dergleichen ja jeder Mensch auszustellen ein bürgerliches und natürliches Recht hat? Und was verlor die Universität, wenn er schwieg und mein Glaubensbekentniß in Vergessenheit gerathen ließ?

Wem wolte es ferner Herr Semler glaubhaft machen, daß mein Glaubensbekentniß so viel protestantische Stände in die tiefste Betrübniß versezt habe, und daß Halle darum nachtheilig beurtheilt werden mußte? War ich denn der Maasstab, nach welchem das Publikum die ganze Universität messen mußte?

Und welch ein fast unverzeihlicher Winkelzug ist es, wenn H. Semler auf eben dieser Seite sagt, daß mein Bekentniß an kaiserliche Majestät im Namen der Protestanten gerichtet gewesen sey? Habe ich auch wohl mit einer Silbe diese Frechheit geäussert, daß ich mein Bekentniß im Namen der Protestanten ablegte?

Doch ich eile zu einem zweiten Punkte, welcher für mein Herz der allerempfindlichste ist, und von welchem jeder rechtschafne Mann überhaupt und jeder Verehrer der großen Verdienste des guten Semlers wünschen muß, daß er nie in dieser Geschichte zum Vorschein gekommen wäre: ich meine — die Ausfälle des Herrn Semlers auf meinen moralischen Charakter.

Man mag diese Sache ansehen, wie man will, und von mir selbst die allernachtheiligsten Urtheile hegen; so wird man eingestehen müssen, daß Gelehrte, wenn sie mit einander in Streitigkeiten gerathen und noch mehr — daß Theologen, wenn sie sich die Mine der Vertheidiger der Religion geben, sich und ihrer vermeintlich guten Sache ohne Ausnahme schaden, wenn sie mit der Lehrmeinungen ihres Gegners zugleich ihren persönlichen Charakter antasten und denselben anzuschwärzen suchen.

Warlich es ist betrübt, wenn ein so großer und vortreflicher Mann, wie Semler, sich hier den Gözzen und andern Ketzermachern gleich stellt und die Lehre des Gegners durch Verdächtigmachung

seines Charakters herabzuwürdigen und das Publikum von ihm abwendig zu machen sucht und noch mehr — wenn er dies an seinem Freunde und — an einem Unglüklichen thut.

Man kent mich. Ich bin ein Mensch, der Fehler hat. Ich habe vielfältig in meinem Leben leichtsinnig und unüberlegt gehandelt. Ich habe in dieser Geschichte selbst meine Fehler und meine Sitten angeklagt. Aber was geht denn das meine Lehrsäzze an? Können denn diese nicht wahr seyn, wenn ich nicht selbst ein fehlerloser Mensch bin? Müssen meine mündlichen und schriftlichen Vorträge darum aufhören, nuzbar und lobenswerth zu seyn, wenn meine Handlungen zuweilen thörigt und tadelhaft waren?

Heben denn menschliche Thorheiten wahre Verdienste auf? Und hat nicht ein Mann von Talent und Verdiensten, eben um seiner Talente und Verdienste willen, Anspruch auf Schonung und Nachsicht? Ohne Bedenken würde ich allenfals einen durchaus schlechten Menschen, wenn er seine Fehler durch keine Verdienste um die Welt vergütet,

als einen schlechten Menschen öffentlich an den Pranger stellen. Aber einen Mann von Werth, der der Welt nüzlich ist und es täglich mehr zu werden sich beeifert, solte man durchaus schonen. Und mir wenigstens würde es Thränen kosten, wenn ich z. B. von einem Semler Thorheiten und Fehltritte erzählen hörte und sehen müßte, daß ein Mann von solchem Werth unter so intoleranten Menschen lebte. Das Verdienst ist zu selten und zu wichtig für die Welt, als daß man es der elenden Neigung aufopfern solte, menschliche Thorheiten auszuspähen und sich über sie lustig zu machen. Und nur die allerunedelsten Seelen können sich freuen, wenn sie den Ruf eines würdigen Mannes durch Anekdoten aus der Geschichte seiner Schwachheiten verdunkeln können.

Aber ich möchte doch den guten Semler fragen, was er denn von dem so anstössigen Leben (S. 16. der Vorrede) wisse, was ihn gegen mich zu agiren bewogen haben soll? War er denn je Zeuge davon, oder hat ers blos vom Hören-Sagen? Und wenn er Zeugen hatte, warum machte er sie nicht namhaft? Oder warens vieleicht keine

guten und tauglichen Zeugen? Waren es blos meine Feinde, die in namenlosen Pasquillen mich geschändet oder in vertrauten Briefen mich verleumdet hatten?

Worin haben denn von jeher meine Gottlosigkeiten bestanden? Habe ich je die Unschuld verführt? Habe ich irgend einen Menschen an Gut oder Ehre wissentlich beschädigt? Habe ich mein Leben im Müssiggange zugebracht, und als ein unnüzzer Mensch mein Brod gegessen? Habe ich betrogen und gewuchert? Habe ich den Spieler gemacht und die Beutel gefegt? Habe ich einen Freund verrathen, oder einen Menschen mit Wissen unglüklich gemacht? — (Hätt' ich Freunde verrathen mögen; so säß ich vieleicht nie im Gefängniß!) — Lasset einen rechtschafnen Mann, der mich persönlich gekant hat, namentlich auftreten und zeugen. Fraget alle, die mich handeln sahen — fraget mein eignes Weib, das so sehr über mich klagt, ob ich nicht von jeher der fleissigste und arbeitsamste Mann war, ob ich je dem Müssiggange, dem Spiele, dem Trunke, dem unordentlichen Leben ergeben gewesen bin, ob ich nicht vielmehr, bei unabläßlichen und

gemeinnüzzigen Arbeiten und bei der redlichsten Erziehung meiner Kinder, das mässigste, und ich möchte sagen, freudenleerste Leben von der Welt geführt habe? Fraget meine Kinder selbst. Die sind — die sollen meine Zeugen seyn.

Herr Semler sagt in der Lebensbeschr. S. 1. „daß die Sorgfalt, mit welcher sein Vater ihn erzogen, sein beständiger Fleiß im Studiren und „Excerpiren und sein gesextes festes Urtheil ihm „hernach Beweises genug gewesen sey, daß sein „Vater seine Tage nicht in jugendlichen Ausschweifungen verloren oder unrichtig vertheilt hatte.„ Wie komt es doch, daß er aus meinem Fleisse und aus den anhaltenden Anstrengungen meines Geistes, davon meine Amtsarbeiten und die Menge meiner Schriften zeugen, und vornemlich meine noch jezt im funfzigsten Jahre blühende Geisteskraft nicht eben so menschenfreundlich folgerte, daß ich ohnmöglich (wie meine Feinde wollen) ein ausschweifendes Leben geführt haben könne, wenn ich auch in einzeln Zeitpunkten noch so übereilt oder fehlerhaft gehandelt haben solte?

Oder sollen schlechterdings einzelne Thorheiten den ganzen Charakter des Mannes entscheiden und verurtheilen? O dann möchte ich ihn selbst fragen, wie es ihm gefallen würde, wenn man ihn um jeder einzelnen Thorheit willen einen Thoren nennen wolte? Und, bei Gott, wenn Thorheit mit Thorheit ausgeglichen werden sol; so will ich noch weit lieber einmal einen Rausch gehabt oder gegen eine bürgerliche Konvention gehandelt haben, als mir die Beflekkung der Geschichte meiner Geistesthätigkeiten durch eine Ausgleitung zur Goldmacherei, oder die Verdrängung eines unglüklichen und dabei nuzbaren Mannes nachsagen lassen.

Uebrigens verzeihe ich Herr Semlern den bestimten Vorwurf der Versoffenheit (S. 7. in der Vorrede), um so viel williger, da gerade gegen diesen Vorwurf alle Zeugen meines Lebens sind und gewesen sind. Ich trinke Wein, wie Herr Semler, und werde auch in Gesellschaften, durch den Wein, gewöhnlich vergnügter und munterer als ich im Anfange war, wie Herr Semler: aber ich habe nie vom Trinken Profession gemacht. Und wer mich mehr als eine Butelle Wein (die ich ja

alle

alle Tage für mich allein trinke) bei einer Mahlzeit hat trinken und dabei besoffen gesehen hat, der trete auf und zeuge für meinen lieben Semler, damit ichs ihm abbitten kan. — Mein Herz bleibt bis dahin von allem fortdauernden Widerwillen gegen den verehrungswerthen Mann so entfernt, als es gegen den armseligen Schriftsteller geblieben ist, aus dessen Urne er jenen Vorwurf mit christlicher Glaubwilligkeit entlehnt hat. — Ich habe viele Zeugen, die es wissen, daß Herr Moschel selbst den von ihm verleumdeten D. Bahrdt so gut gekant hat, daß er in seinem Unglük, wo Lebensgefahr ihn bedrohte, zu ihm floh, sein Leben selbst ihm anvertraute und — daß er mehrere Tage lang, von ihm, dem D. Bahrdt, kurz nach der Ausgabe der ihm bekant gewordnen Urne, mit eigner Gefahr vieler Verdrüßlichkeiten, als Flüchtiger geheget, als Hungriger beköstiget, als Kranker verpflegt, als halb verwirrter und Geängsteter getröstet und mit Unkosten und Mühe gerettet worden ist.

Siebentes Kapitel.

Applausus. Bekantschaften. Hauskreuz.

Der Minister sahe sich von den Theologen so bestürmt und mit fortdauernden Unruhen so bedroht, daß er seine anfängliche Wärme erkalten und alle seine Projekte, mich zu versorgen, fahren lassen mußte. Er begnügte sich, mich in Halle zu behaupten und mir das Recht zu ertheilen, als Privatdocent Philosophie und Humaniora zu lesen.

Das erste, was ich jezt unternahm, waren Vorlesungen über die Rhetorik. Denn an die theoretische Philosophie wolte ich mich nicht wagen, weil Herr Eberhard in dieser Wissenschaft bisher das Monopol gehabt hatte, und ich es folglich der Klugheit gemäß fand, einen Mann, dessen Freundschaft ich wünschte und dessen Verdienste ich ehrte, durch Theilung des Applausus nicht misvergnügt zu machen.

Ich las meine Rhetorik, welche ganz besonders auf Bildung künftiger Prediger abzwekte, in

dem Hörsale des damaligen M. Mangelsdorf. Der Zulauf der Studenten war so groß, daß nicht nur das Auditorium selbst gepfropft voll war, sondern daß auch auf dem Hofe (es war Parterr) alles voll war und die Studenten eine alte Waschrolle, die unter der Einfahrt stand, herbei schlepten, die Fenster öfneten und so an den Fenstern bis oben hinauf stunden und mir zuhörten.

Meine Absicht war, mit der Theorie die Praxis zu verbinden und die jungen Leute in Invention, Disposition und Elokution zu üben. Da ich für diesen Zwek einen geschloßnen Numerus nöthig hatte, damit die Herren in der Reihe ihre Aufsäzze mir bringen und ich dieselben korrigiren konte; so war es mir nicht möglich, einen solchen Zulauf zu ertragen. Ich bat daher gleich in der zweiten Stunde, nachdem ich den Zwek meiner Vorlesungen bekant gemacht hatte, daß die, welche das Kollegium forthören wolten, sich aufschreiben und alle übrigen, die blos aus Neugierde hospitirt hätten, nun wegbleiben möchten.

Alles Bitten und Vorstellen war vergeblich. Der Zulauf ward immer größer, so daß der Haus-

wirth sich auch beklagte, daß die Fenster und die Waschrolle ihm ruinirt würden. Ich hielt also in der fünften Stunde folgende Anrede. „Es ist mir schmeichelhaft, meine Herren, daß Sie einen so fortdauernden Eifer bezeigen, mich zu hören und ich würde in jeder andern Lage mich glüklich schäzzen, von einem so glänzenden Auditorio mich umgeben zu sehen. Allein meine traurigen Umstände, die Ihnen allen bekant sind, machen mir es zur bittersten Nothwendigkeit, die größere Nuzbarkeit dem Broderwerb aufzuopfern. Ich muß mit meinen Kindern allein von meinem Fleisse leben. Ich kan also, so gern ich wolte, dies Kollegium nicht publice lesen. Ich muß nothwendig es entweder wieder aufgeben, oder eine feste Zahl haben, welche sich in diesen Hörsal einschränkt, und mich ordentlich bezahlt. Ich traue Ihren guten Herzen zu, daß Sie diese Foderung eben so billig finden als begünstigen werden. Und so erwarte ich es von Ihrer edlen Denkungsart, daß nunmehr alle Hospiten wegbleiben und meinen beständigen Zuhörern den Raum lassen werden. Ich will Ihnen, zum Beweise, wie schmeichelhaft mir Ihr Beifall ist, dieses kleine Opfer vergüten und Ihnen dafür, daß

sie die Belagerung meines Hörsales aufheben, über die Theorie der Deklamation wöchentlich auf der Wage eine Stunde unentgeltliche Vorlesungen halten ꝛc.“

Diese Anrede that vortrefliche Wirkung. Ein erfolgtes Händeklatschen bezeugte mir den Beifall der Versamlung. Die Hospiten blieben weg. Es fixirte sich eine Zahl von 60 bis 70 Studenten. Aber leider — nahm ich doch für das ganze Kollegium, das mir an drittehalbhundert Thaler eintragen mußte, (die Person zu vier Thalern gerechnet) kaum 80 Thaler ein.

Ich hielt Wort und las auf der Wage meine Theorie der Deklamation. Und nun kam die ganze Universität. In der ersten Stunde waren über 900 Studenten versamlet. — Meine Feinde hatten von meinem Beifalle gehört und die Eifersucht beflügelte sie, ihn zu stöhren. Der Herr Prorektor fand nöthig, sämtliche Häscher an die Wage zu postiren, unter dem Vorwande, allen Unordnungen vorzubeugen. Es gab aber Leute, welche behaupten wolten, es sey gerade darum geschehen,

die Studenten darüber unwillig zu machen, und man habe gewünscht, daß Lärmen entstehen und man dadurch Gelegenheit bekommen möchte, nach Berlin zu berichten, daß meine Vorlesungen Tumulte erzeugten. Aber es ging, gegen alle menschliche Erwartung, so stille zu, als man es bei einer solchen Versamlung noch nie erlebt zu haben versicherte. Der Herr Professor Woltär und andere, die sich in unkenbarer Kleidung mit eingeschlichen hatten, waren Zeugen davon. Ich hielt meine Vorlesung bei der feierlichsten Stille dieser Menschenmenge. Und da ich am Ende der Stunde die Vorsicht gebrauchte, den Herren Studenten vorzustellen, daß meine Feinde auf jede Gelegenheit lauerten, mich in Berlin verhaßt zu machen, und sie aus diesem Grunde auf das dringendste bat, daß sie ja allen Schein eines Geräusches, mir zu Liebe, vermeiden möchten, weil sonst alles, was sie thäten, auf meine Rechnung geschoben werden würde; so ward die ganze Versamlung von dem einstimmigsten Vorsazze belebt, und dies große Studentenheer gieng, mit unerhörter Geduld, vor den Häschern so still vorbei, daß auch kein Laut zu vernehmen war.

Indessen kam doch Herr Eberhard des folgenden Tages zu mir und rieth mir, die gewählte Abendstunde, wo doch alzuleicht eine Unordnung vorgehen könte, wenn der erstaunende Zulauf bliebe, zu verändern. Ich schlug also am schwarzen Brete an, daß ich meine Vorlesungen des Sonnabends früh um 11 Uhr fortsezzen würde. Das geschah und ich behielt bis zu Ende desselben über 500 Zuhörer beisammen.

Uebrigens war und blieb mein Leben einsam und von Menschenumgang leer. Der erste Mensch, der sich über das Vorurtheil hinweg sezte und mit dem verschrienen Kezzer öffentliche Freundschaft zu halten beschloß, war Herr Professor Trapp, ein Mann, dessen biederer und unbestechlich redlicher Charakter, dessen herrliche Laune, dessen heller Geist und ausgebreitete Kentnisse mir eine ewige Sehnsucht nach ihm einflössen und das Andenken seines Abschieds von Halle mir immer kummervoll machen werden.

Er ließ michs wissen, daß er mir gut sey, und ich eilte mit meiner Frau und Kindern, ihm den

ersten Besuch zu machen. Meine ganze damals noch feurige Laune lebte bei diesem Besuche wieder auf, und begeisterte den Hauswirth meines Trapps, den Herrn Stiftsamtmann Büttner dergestalt, daß er seine Hand zum neuen Freundschaftsbunde bot und mir erlaubte, von Stund an sein Haus als das Meinige anzusehn.

Wer die Freuden des geselligen Lebens zu schmekken versteht, und sich besinnt, daß ich so lange Zeit sie hatte entbehren müssen, der wird sehr leicht begreifen, daß dies für mich eine Epoche der Wiedergeburt war. Meine ganze Seele heiterte sich auf. Ich bekam neue Schnellkraft. Ich fühlte mich wieder und lernte meines Daseyns froh werden. Eben so mein liebes Weib!

Es vergieng von jezt an fast kein Tag, wo ich nicht, nach volbrachtem Tagewerk zu meinen Büttner und Trapp schlich und bei einem Butterbrod mit ihnen ein paar Stunden herzlich vergnügt war. Kam ich zuweilen allein; so ging Herr Büttner heimlich fort und holte mein Weib nach, die sich in dieser Gesellschaft mit mir gleich selig fühlte.

Aber die Freude dauerte nur wenig Wochen. Wenn beide Freunde als ehrliche Männer handeln wollen; so müssen sie es vor jedem Richterstuhle mir bezeugen, daß, ohn alle meine Veranlassung, endlich mein gutes Weib anfieng, ihre alte Krankheit merklich zu machen. Fand sie meinen Ton, den ich gegen die Familie beobachtete, zu herzlich und traulich, oder waren es, was mir wahrscheinlicher ist, Ohrenbläsereien und Verleumdungen dieser Familie: genug, sie fing an, nach ihrer Art über Weiber und Mädchen zu deklamiren, welche fremde Männer an sich zögen, und trieb ihr Moralisiren über Sittsamkeit und Tugend so weit, daß meine Freunde zurükhaltender wurden und sich nicht mehr getrauten, in ihrer Gegenwart, den natürlichen Gang ihrer frohen Laune zu behaupten. Und daraus erfolgte ganz natürlich, daß man gegen meine Frau kälter wurde und sie nicht mehr vermißte und nachholte, wenn ich allein kam.

Die Folgen waren unvermeidlich. Meine gute Frau sah und empfand die Veränderung. Sie merkte, daß man sich nicht mehr nach ihr sehnte. Und sie wurde eben dadurch in ihrem Verdacht,

daß ich bei den weiblichen Mitgliedern dieser Familien beliebter sey, als sie es wünschte, so wie in jenen vermuthlichen Verleumdungen immermehr bestärkt. Und so mußte von nun an jede Stunde, welche ich in diesem Zirkel verlebte, für sie eine Stunde stillen Harms und bald auch — lauter Klagen werden.

Büttners und Trapps waren ihr nun der Dorn im Auge und sie vergoß Thränen, wenn sie mich ausgehen sahe. Ich bemühte mich, sie zu beruhigen. Ich stellte ihr vor, daß sie selbst an ihrer Lage schuld sey, und diese Freunde durch ihre übertriebene Delikatesse und Moralisiren von sich verscheucht habe — daß ich, bei meiner unglüklichen Lage, welche mich zu unaufhörlichen und mühseligen Arbeiten nöthigte, diese Erholungsstunden nicht entbehren könte ꝛc. Aber alles war umsonst. Sie machte mir Vorwürfe. Sie klagte bei geringen Leuten über meine Ausartung. Sie erhizte mich zuweilen durch zudringliche Reden bis zur Aergerlichkeit. — Daraus entstand ein neues Uebel.

Meine Kinder sahen den fleissigen Vater, der für sie unter der Last der Arbeit fast erlag und fühl-

ten, wie ungerecht es war, daß die Mutter mich so oft quälte und fiengen dadurch an, die Mutter in eben dem Grade weniger zu lieben, in welchem ihr Herz an dem Vater hieng. Die älteste, deren Verstand frühzeitig reifte, unterstand sich so gar, was ich ihr oft liebreich und mit Gründen verwiesen habe, der Mutter Vorwürfe zu machen und in kindischer Einfalt, (sie war damals etwa sieben Jahr alt) meine Partie zu nehmen. Dies legte gegenseitige Keime der Abneigung in das Herz der Mutter. Und so erlebte ich nach und nach das größte Leiden, was einem Vater begegnen kan, daß meine Frau immer hypochondrischer wurde, daß meine Kinder, theils um meinetwillen, theils weil sie den ganzen lieben Tag von der verstimten Laune der Mutter gequält und durch ewiges Klagen oder Keifen mismüthig wurden, sie immer weniger liebten und (troz aller meiner Bemühungen, entgegen zu arbeiten) immer kälter und störriger gegen sie wurden und — daß die Mutter selbst die älteste Tochter insonderheit anfieng zu drükken und ihr ihre Abneigung fühlen zu lassen. Die mittelste ward dafür ihr Liebling, weil sie, ohngeachtet ihr Herz in Vaterliebe nie erkaltete, sich doch eher, als die andern,

von ihr brauchen ließ, etwas für sie zu besorgen, was ich nicht wissen durfte, oder zu erforschen, was sie gerne wissen wolte.

Das Hauskreuz nahm nun mit jedem Jahre mehr überhand, und es gedieh endlich dahin, was aller Orten der Erfolg gewesen war, daß auch in Halle überall es bekant wurde, wie sehr meine Frau mit mir unzufrieden sey, und daß meine Feinde um so mehr Gelegenheit fanden, ihre Angriffe auf meinen Charakter, durch Berufungen auf die Klagen meiner Gattin, zu beglaubigen.

Einstweilen wagte es mein Beichtvater, der Pastor Senf, mir einen Vorhalt zu thun und es tadelhaft zu finden, daß ich mit dem . . . . . Hause mich so genau verbunden hätte, indem meine theologische Reputation darunter litte, weil von . . . . . nicht gut gesprochen würde. Das Resultat meiner Antwort war dieses:

„Ich danke Ihnen, mein Freund, für Ihre „wolgemeinte Erinnerungen. Sie haben recht, „wenn Sie behaupten, daß des Mannes Reputation

„oft von seiner Gesellschaft abhängt. Aber ich kan „dennoch meinen Freund dieser Rükſicht nicht auf„opfern. Ich muß erstlich erwägen, daß sie die er„sten Menschen in Halle waren, welche in meiner „traurigsten Lage, wo alles vor mir floh, mich „aufnahmen, und mein elendes Leben durch frohe „Stunden versüßten. Ich muß Ihnen dabei fer„ner sagen, daß ich sie beide für rechtschaffene Män„ner halte, was auch die hallische Medisanse von „ihnen sagen mag. Ich habe den ...., von „welchem man, wie Sie sagen, nachtheilig spricht, „sehr sorgfältig beobachtet und bin durch folgende „Stükke von seinem moralischen Werthe überzeugt „worden. Er ist erstlich ein arbeitsamer Mann. „Er lebt in seinem Hause so regelmäßig als ich selbst „lebe. Es herrscht Ordnung, Sparsamkeit und „Reinlichkeit. Er ist ein vortreflicher Erzieher sei„ner Kinder. Er unterrichtet sie selbst täglich meh„rere Stunden. Er ist mässig und nüchtern. Er „lebt mit seiner Gattin in dem schönsten Verneh„men. — Ein solcher Mann kan kein schlechter „Mensch seyn, was auch die Welt für Anekdoten „von ihm aufzuweisen haben mag, welche entwe„der in seine frühere Geschichte gehören oder, wie

„gewöhnlich, Thatsachen enthalten, von welchen „man, wenn man den wahren Zusammenhang der „Umstände wüßte, ganz anders urtheilen würde, als „das Publikum urtheilt, welches nichts als die „Oberfläche der menschlichen Handlungen zu sehen „oder vielmehr nur zu hören bekomt. Ich kan „mich also unmöglich entschließen, Freunde aufzu„geben, die sich meiner Freundschaft noch nie un„werth gemacht haben und die mir so viel Gutes „erzeigen. Ich sezze mich vielmehr in ihren Fall, „und überlege, wie mir es gefallen würde, wenn „ein Mensch, den ich liebe, um des Publikums wil„len, weil dasselbe mich verschreit und verkezzert, „aufgeben und meine Freundschaft seinem Wun„sche, vor der Welt verdachtlos zu erscheinen, aufs „opfern wolte. So sehr mich das schmerzen wür„de und so gern ich es sehen müßte, wenn mein „Freund, dem Geschwäzze der Leute zum Troz „standhaft bliebe und mich seines Umgangs wür„digte, so unmöglich muß es gegenseitig meinem „Herzen werden, dem Narrendinge von Publi„kumsgeschwäz eine Freundschaft preis zu geben, „welche bereits so fest und innig geworden ist.„

Der Herr Pastor zog sich zurük. — Ob mein liebes Weib ihn zu dieser vergeblichen Bemühung verleitet hatte, laß ich unentschieden. Wolte Gott, es wäre dies der einzige Beichtvater gewesen, dem sie dieses Anliegen offenbaret hätte!

Achtes Kapitel.

Schriftstellerei, und akademische Vorlesungen.

Ich las, ausser meiner Rhetorik, noch ein hebräisches Grammatikale über mein eignes Lehrbuch, und merkte bald, daß ich in beiden Vorlesungen das Monopol hatte. Dies bewog mich, bei diesen beiden Vorlesungen zu bleiben und mir daher auch für die erstere ein eignes Lehrbuch zu veranstalten. Meine in Gießen herausgegebene Homiletik war mir zu unvolkommen. Die Theorie der Deklamation fehlte ganz, so wie ich überhaupt wohl der erste bin, der eine Theorie dieser Kunst gewagt hat. Die Lehre von der Erfindung war nicht befriedigend. Ueberdem wünschte ich auch, neben

der Form, meinen Schülern die Materie wo nicht mitzutheilen, doch die Uebersicht derselben ihnen zu erleichtern und sie auf die ächten Gegenstände der Kanzelberedsamkeit aufmerksam zu machen, damit sie von Hamburger Dogmatik und Amsterdammer Polemik abgeführet würden und das predigen lernten, wobei eigentlich nur die Kunst des Redners anwendbar ist.

So entstand mein Versuch über die Beredsamkeit, welcher ausser einer (noch alzuflach) skizirten geistlichen Rhetorik ein konzentrirtes System der moralischen Religion enthielt. Ich ließ ihn auf eigne Kosten drukken. Eine neue Auflage hat hernach die Dessauer Verlagskasse zur Welt gebracht.

Ich hofte, mit meinen zwei Kollegiis etwas zu verdienen: aber das eine wurde mir ganz zerstört, und das andere in Absicht der Zahlungen verkümmert. Von wem? das will ich fernerhin ganz auf der Seite liegen lassen.

Man — hatte gesehen, daß meine hebräische Grammatik beliebt und fleißig besucht worden war.

War

War es nun, daß man es dem lieben Gott verübelte, daß er mich noch immer nicht hatte verhungern lassen, oder fürchtete man auch diese Vorlesungen für die Ehre der Universität oder die reine Lehre der Augspurgischen Konfession bedenklich genug, man rieth einem M. Güthe, sich dieses Faches anzunehmen und hebr. grammatikalische Vorlesungen anzufangen, die vorher weder er, noch ein anderer gehalten hatte. Wo ich nicht irre, so las er sie das erstemal gar umsonst. Kurz, der Applausus mußte natürlich, durch mancherlei Rekommendationen, welche die neuen Ankömlinge an M. Güthe erhielten, sich theilen, und so war auch dieser Bissen Brod mir vereitelt.

Die Rhetorik und Deklamation behielt ich. Denn es war kein Theolog im Stande, zu deklamiren und eine Predigt zu halten. Und ohne daß man selbst Muster ist, läßt sich so ein Kollegium nicht lesen. Auch war, wenn ja einer sich als Muster zeigen wolte, wie hernach Herr Niemeier that, der Unterschied so auffallend, daß der Student den vermeinten Deklamator vom wahren alzuleicht absondern und sonach durch keine Rekommendation

abwendig gemacht werden konte. Aber man wußte mir auf einer andern Seite zu schaden, daß mein Monopol mir doch nicht viel eintragen durfte.

Ich hatte, nachdem meine Rhetorik zweimal war absolvirt worden, schon nahe an 300 Thaler Restantenschulden. Diese Restanten übergab ich, nach damaliger Gewohnheit, dem Prorektor. Er ließ meine Liste liegen. Ich erinnerte ihn, und sollicitirte, daß die Studenten, die mir schuldig waren, citirt werden möchten. Man versprachs und thats nicht. Ich erinnerte wieder: da hieß es endlich, meine Restanten könten nicht citirt werden, bevor ich nicht zu jedem Namen das Logis sezte.

Ich durfte nicht fragen: Herr, warum haben sie denn das nicht gleich gesagt? Warum haben Sie mich ein Vierteljahr laufen und bitten lassen? Warum haben Sie mir versprochen, die Schuldner vorzuladen und sagen mir jezt erst, daß meine Liste mangelhaft sey? Eben so wenig durfte ich fragen: warum denn der Herr Prorektor dem armen D. Bahrdt allein zumuthe, daß er die Anzeige der Wohnungen seiner Schuldner beifüge, da man

doch von keinem andern Docenten das bisher gefodert hatte, und da natürlich die Pedelle alle Wohnungen der Studenten von selbst wissen solten? Ich mußte dem Rechte des Stärkern weichen und schweigen. Also machte ich mich an die Briefträger und samlete mit Mühe und Kosten das Verzeichniß der Quartiere aller meiner Schuldner. Ich übergabs, hofte nun auf Hülfe zur Zahlung und — erhielt nichts.

Meine Restanten blieben bis ins folgende Prorektorat. Ich bat den neuen Prorektor, mit Einreichung neuer Listen, um Verhelfung zu meinem Gelde. Er versprachs und thats nicht. Ich sollicitirte. Endlich hieß es, mein Zeddel wäre unter dem vorigen Prorektorat (es war das Riedskysche) verloren gegangen: ich müßte die Namen und Quartiere von neuem aufschreiben und einreichen. Man denke sich diese Arbeit. Ich mußte mich ihr unterziehen und — doch erhielt ich auch unter diesem Prorektorat von allen meinen Geldern nicht mehr als 27 Thaler. Viele Studenten waren indessen schon von Halle abgegangen. Viele leugneten die Schuld. Viele wurden gar nicht citirt.

Ich wandte mich nun an den Kurator und erzählte ihm, wie man mich quälte und schlug hernach, da ich Gelegenheit hatte, Sr. Excellenz in Berlin selbst zu sprechen, vor, daß man die Vorausbezahlung einführen möchte. Der Minister fand meine Gründe wahr und gab den Befehl. Aber auch damit gewann ich nichts. Viele Professoren hielten die neue Einrichtung ihrem Vortheile nicht gemäß. Es fehlte an Exekution und — doch die Sache gehört nun weiter nicht zu meiner Geschichte. Die Leser sehen nun schon zur Genüge, was sie in Absicht auf mein Schiksal sehen solten.

Einer von meinen redlichsten Freunden unter den Professoren (ein Mann von dem vortreflichsten Herzen, der nie an Kabalen Theil nahm) rieth mir, um meines großen Applausus willen, mehrere Kollegia zu lesen und mich in das Gebiet der Philosophie hinüber zu wagen. Er benahm mir alle meine Bedenklichkeiten und auch die wegen Herrn Eberhards. Ich folgte ihm, und fing an, über Logik und Metaphysik Vorlesungen zu halten.

Ich fiel auf Ernesti's Initia, weil ich glaubte, den guten Zwek beiläufig erreichen zu können, daß

meine Zuhörer, neben der theoretischen Philosophie, zugleich den ächten römischen Ausdruk mitlernen möchten. Und dieser Zwek schien mir um desto nöthiger, da es ohnehin unsern meisten Studenten an Latinität fehlt. Daher entschloß ich mich, dieses freilich höchst magere philosophische Lehrbuch umzuarbeiten, und besonders die fehlenden Materien zu ersezzen, übrigens aber den ächt römischen Ausdruk des Autors möglichst beizubehalten. So entstunden zwei kleine Lehrbücher: Institutiones logicae und Institutiones metaphysicae, welche ich auf eigne Kosten edirte.

Ich bekam zu diesen Vorlesungen eine große Menge Zuhörer, aber meine Unfähigkeit, denen, die um Erlassung des Honorars baten, es abzuschlagen und die Schwierigkeiten, die ich fand, von den zahlbaren Auditoren das Geld einzutreiben, verursachte beständig, daß ich durch keinen ansehnlichen Verdienst aufgemuntert wurde.

Von Berlin aus erhielt ich viele Zuredungen zu Benuzzung meiner humanistischen Kentnisse. Ich befolgte auch diesen Rath und schlug Vorlesungen

über den Tacitus an. Und da ich meinen Zuhörern den Geist des Schriftstellers nicht sichtbar machen zu können glaubte, wenn ich blos paraphrasirte und erklärte, und nicht zugleich eine eigentliche Uebersezzung mittheilte; so fing ich an, mich im Uebersezzen zu üben und bestrebte mich, meinen Schriftsteller, im deutschen Gewande, möglichst treffend darzustellen. Das war die Veranlassung zu meinem deutschen Tacitus. Ich gab erst ein Probestük heraus, und da das Beifall fand, ließ ich den ganzen Tacitus folgen.

Nie hab ich eine Arbeit mit so viel Enthusiasmus gethan wie diese. Ich wünschte mir, ein paar Decennien hindurch in diesem Fache weilen zu können. Ich beschloß mit dem Verleger, alle römischen und griechischen Klassiker in solchen Uebersezzungen herauszugeben. Aber mein Vergnügen wurde mir verbittert. Die Herrmannische Buchhandlung in Frankfurt mochte zu eben der Zeit den Einfall gehabt haben, dergleichen Uebersezzungen zu liefern. Ihre Avertissements kamen wenig Wochen nach den Meinigen in Halle an und — erschrekten meinen lieben Gebauer so sehr, (zumal

da sie zugleich mir und ihm den Krieg ankündigten) daß er den Muth verlor, fortzufahren.

Meine Lust war nicht geschwächt. So sehr auch Herr Bergsträsser und Konsorten meinen Tacitus schulmeisterten, so gabs doch Männer genug, welche meinen Tacitus bei allen (in lauter Kleinigkeiten enthaltenen) Fehlern, in Absicht auf Richtigkeit und wahre Darstellung des Geistes des Originals für die zur Zeit beste Arbeit erkanten. Ich ließ mir daher einfallen, da ich im folgenden Winter über den Juvenal las, diesen Dichter zu übersezzen und auf eigne Kosten herauszugeben. Die Arbeit gerieth, aber der Druk war so scheuslich und fehlerhaft ausgefallen, daß die Leser auf allen Seiten Sinn und Verstand vermissen mußten.

Um diese Zeit war es, da der Mag. Reich in Dessau, ein Mann von vielem Genie und redlichem und festem Charakter, aber auch dabei ein unbiegsamer Starrkopf, das berühmte Projekt zu einer Gelehrten-Buchhandlung entwarf. Er kam zu allererst nach Halle und theilte mir und Herrn Trapp sein Vorhaben mit. Wir machten ihm allerlei Ein-

würfe: aber er erklärte sie für Zeichen der Muthlosigkeit und Mangel des Patriotismus. Trapp blieb bei seinem Unglauben. Ich aber, durch Ehrgeiz und Aussichten zu Gewinn bewegbarer, ließ mich von ihm einnehmen. Der Gedanke, daß es Seelengröße sey, die Bahn mit eigner Gefahr zu brechen und die Republik der deutschen Gelehrten vom Joche der Verlegerschaft zu befreien, schmeichelte mir. Und die Hofnung, mit der Zeit, dreifachen Lohn meines Fleißes zu erndten, verblendete mich, daß ich die Möglichkeiten eines Bankeruts nicht sah und ihre so nahe liegenden Gründe nicht empfand. Ich versprach Herr Reichen alle — meine Schriften.

Die Sache begann. Ich brachte meine Logik, meine Metaphysik, meinen Versuch über die Beredsamkeit, und hernach auch meine Gedichte und meine Briefe über die Bibel nebst dem Juvenal zu Markte und — ward betrogen. Für meinen Juvenal konte ich 100 Thaler Luisd'or haben, welche ein Berliner Buchhändler mir geboten hatte. Dafür wendete ich noch 120 Thaler auf Papier und Druk und nahm ohngefähr 50 Thaler

ein. Und so ging mirs mit allen meinen Schriften. Ich stekte Geld hinein, machte Schulden, und — am Ende, da die gelehrte Buchhandlung zu Grabe getragen wurde, hatte ich für meinen Patriotismus nichts, als daß ich 13 bis 14 Ballen Makulatur zurükgeschikt bekam, nachdem ich alles in allem, noch keine 200 Thaler von der gelehrten Buchhandlung bezogen hatte. Ich darf meinen Verlust ganz keklich 400 Thaler anschlagen, das lucrum cessans ungerechnet.

Einen kleinen vorläufigen Ersaz dieses Verlusts gab mir der würdigste Staatsminister von Münchhausen. Dieser brachte seinen Sohn von Göttingen nach Halle, und ließ mich des Abends spät zu sich auf den Kronprinz einladen. „Ich „war willens, sagte er, meinen Sohn nach Gene„ve zu bringen, da aber schlimme Witterung ein„gefallen ist; so habe mich entschlossen, ihn vor der „Hand hier zu lassen. Sein Lieblingsstudium sind „die Alten. Wolten Sie sich wohl entschliessen, „ihn in diesem Fache ein halbes Jahr zu unterhal„ten und seine Kentnisse zu bereichern?„ Dieser Antrag war mir um so schmeichelhafter, da ich der

einzige Docent in Halle war, den der Minister sprach und dem er seinen Sohn in die Lehre gab. Ich nahm seinen Befehl mit Ehrerbietigkeit an und erhielt den andern Morgen in aller Frühe, wo der Minister wieder nach Berlin abreißte, 20 Luisd'or mit einem überaus gnädigen Handschreiben, in welchem er mich bat, seinen Sohn mit Wohnung, Tisch u. s. w. zu versorgen und mich seinem Unterrichte zu widmen. — Der große Mann mußte also wohl jene theologischen Berichte nicht gelesen oder — nicht geglaubt haben. — Noch vor Abfluß des halben Jahres schikte er mir von Berlin noch 20 Luisd'or und dankte mir für meine Bemühungen. Das war wirklich übergroße und unverdiente Belohnung. Denn ich war nie ein so vollkomner Humanist, daß ich hätte im Stande seyn können, dem jungen Herrn von Münchhausen, welcher schon selbst die ausgebreitetsten Kentnisse mitbrachte, Kentnisse mitzutheilen, welche mit dieser Vergütung sich hätten ausgleichen lassen.

Weit mehr wirksamen Fleiß, Mühe und zum Theil auch Sorgen konte ich an den Sohn des Herrn Geheimden Raths von Lamprecht wenden,

welchen mir dieser würdigste Mann am Ende des Jahres 1779 anvertraute und dem ich als Freund und Leiter seines akademischen Lebens mich gewidmet habe, bis er sich, zum königlichen Kriegsrath und Professor der Finanzwissenschaften in Halle, empor geschwungen hatte.

Neuntes Kapitel.

Vollendete Aufklärung und neue schriftstellerische Laufbahn.

Da ich nach Halle kam, war von alter Dogmatik in meiner Seele nichts mehr übrig, als — noch eine dunkle Vorstellung von der Göttlichkeit der heil. Schrift. Die positiven Lehrsäzze des Systems hatte meine Vernunft sämtlich aus mir vertrieben, wie einen unreinen Geist. Daran allein hieng ich noch, daß — besonders die Lehre Jesu von einer übernatürlichen Offenbarung abstammen müsse.

Zwar dachte ich mir dabei nichts bestimtes von Erscheinungen, Gesichten und dergleichen Din-

gen. Aber es war mir doch, als wenn ich das Christenthum nicht aus einer natürlichen Quelle herleiten und einer gewöhnlichen Konkurrenz der Vorsehung es zuschreiben könte. Ich ließ die Art und Weise gleichsam unentschieden. Die Sache selbst aber, daß sich Gott für das Christenthum und dessen Bekantmachung und Einführung auf eine ungewöhnliche und gewissermassen unmittelbare Art verwendet haben müsse, schien mir noch unleugbar zu seyn.

Man wundere sich darüber nicht. Es scheint freilich sonderbar, wie ein Mann, der alle Geheimnisse schon verworfen und in seiner theoretischen Religion nichts übrig behalten hatte, als die vernunftmäßigen Lehrsäzze von Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit der Seele, noch an einer unmittelbaren Offenbarung haften könte. Aber wenn man erwägt, daß ich in meiner Jugend so sehr Schwärmer gewesen war, daß also die alzutiefen Eindrükke des frühern Glaubens, nur sehr langsam und nach und nach von der Wirksamkeit der Vernunft vertilgt werden konten, und — daß ich insonderheit in der Historie der Religion noch ganz zurük war

und vornemlich über biblische Geschichte noch gar nicht philosophisch nachgedacht hatte; so wird man diesen merkwürdigen Glaubensrest wohl noch so ziemlich begreiflich finden.

Selbst der anfängliche genaue Umgang mit Basedowen hatte diesen Rest unterhalten. Denn es ist bekant, daß dieser Mann, bei seinem ewigen Streben nach Originalität, auf den Einfall gerathen war, sich von der orthodoxen und heterodoxen Parthei dadurch in gleicher Entfernung zu halten, daß er die positiven Wahrheiten der christlichen Dogmatiken sämtlich verwarf, und die bloße natürliche Religion gelten ließ: dagegen aber auch, den Heterodoxen zum Troz behauptete, daß die natürliche Religion ohne Offenbarung keine Gewißheit habe, und daß man folglich einen unmittelbar göttlichen Ursprung des Christenthums annehmen müsse, wenn überhaupt der Glaube an Religion bestehen solle. So suchte er, zwischen den Paläologen und Neologen durch, seine eigne Bahn zu wandeln, indem er jenen ihre Dogmatik und diesen ihre Vernunft lähmte und den neumodischen Glauben an eine geoffenbarte natürliche Religion einzuführen suchte.

Da ich also täglich Basedowen über seine eigenen Einfälle peroriren hörte; so verursachte es mein alter Glaube ganz natürlich, daß mir sein Einfall behagte, theils weil er meinen Glauben an Offenbarung durch Scheingründe begünstigte, theils weil er mich reizte, auf solche Art ein Stürmer der Dogmatik mit Reputation zu seyn. Denn der Gedanke war neu und zugleich bei dem Verehrer der Offenbarung einschmeichelnd. Und wenn sich einmal das Herz für eine Theorie interessirt; so wird der Verstand nur alzuleicht gehindert, sie mit Unbefangenheit zu prüfen. Daher fiel mir es damals nicht ein, daß ja die natürliche Religion erst Gewißheit haben muß, ehe ein Glaube an Offenbarung möglich ist — daß ich ja erst vom Daseyn eines Gottes fest überzeugt seyn muß, ehe ich mich von der Existenz einer Offenbarung dieses Gottes überzeugen kan u. s. w. Diese und alle andere Betrachtungen stiegen in meiner Seele gar nicht auf, weil die Empfindung des Wohlgefallens an der Basedowschen Grille alles Mistrauen verbannte und den Geist der Prüfung einschläferte.

In diesem lezten Schlafe meines geistigen Lebens hat Hr. Semler zuerst mich gewekt und Eberhard vollends munter gemacht.

Ich las jezt erst (ich bekenne meine Schande) Semlers Schriften über den Kanon und — ward erschüttert. Darauf bekam ich seine Widerlegung des Ungenanten in die Hände, (in welcher er die Evangelien so äusserst zweifelhaft macht, und von ihrer Entstehung und Verfälschung so viel bedenkliches sagt, — die Auferstehungsgeschichte so unkörperlich macht und — das Pfingstfest so natürlich erklärt) und das gab mir den lezten Stoß, daß ich wie aus einem tiefen Schlafe erwachte und mich anfieng zu besinnen, wo ich war.

Dieses Erwachen bestand indessen in weiter nichts, als in einem Wanken meines Glaubens. Ich fühlte das Erdbeben, aber mein Glaubenshäuschen stürzte noch nicht. Denn ich erkante doch nur die Unzuverlässigkeit der heiligen Bücher selbst: aber der göttliche Ursprung ihres Inhalts ließ sich noch immer, bei jenen historischen Bedenklichkeiten behaupten. Und in meinem Kopfe stüzte sich der-

selbe vornemlich auf den Gedanken, daß Christus doch unmöglich ein so volkomnes Lehrgebäude selbst erfunden haben könnte.

Diese lezte Stüzze zerbrach Eberhard. Ich gerieth mehrmal mit diesem großen Philosophen (wenn ich ihn besuchte) in spekulative Gespräche und unter andern kam einmal die Rede auf den Vater Sokrates, von welchem Hr. Eberhard mit einem so ausserordentlichen Enthusiasmus sprach, daß mirs eine Art von Ehrgeiz ward, mich gegen die alzugroßen Lobsprüche dieses Mannes aufzulehnen. Bei dieser Gelegenheit behauptete ich, daß denn doch des Sokrates moralische Weisheit mit dem Lehrgebäude des Christenthums nicht zu vergleichen sey. Und Hr. Eberhard überführte mich, daß Christus keinen wesentlichen Lehrsaz vorgetragen habe, den Sokrates nicht ebenfals gelehrt hätte.

Ich gab ihm in Disputiren gar nicht nach — und man muß auch das der Billigkeit gemäß nicht verlangen. Aber da ich nach Hause kam, fühlte ich die Bündigkeit seiner Behauptungen und sahe mich

mich besiegt. Und nun schwand meine Hauptbedenklichkeit, die mich bisher vom Unglauben zurükgehalten hatte: daß nämlich Christus Dinge gelehrt hätte, die er, ohne Offenbarung, nicht wissen konte. Ich sahe die klare Möglichkeit, daß Christus sein herrliches Lehrgebäude aus den Schriften der griechischen Weisen, (die ihm die Vorsehung durch den Umgang mit griechischen Juden in die Hände gebracht haben konte) erlernt und zusammen gesezt haben konte.

Jezt gerieth meine Seele in ihre lezte Fermentation. Die Eindrükke der Erziehung empörten sich noch — aber kraftlos. Die Vernunft kämpfte mit Macht empor. Sie bestürmte mich mit Semlers Thatsachen und Eberhards Möglichkeiten. Nun fehlte es nur noch an einer Empfindung (man sehe den Schluß des 21sten Kapitels im III. B. nach) welche dem Verstande auf die Beine helfen mußte, daß er mit dem lezten Bündel des Wahnglaubens davon laufen und ihn ins Meer der Vergessenheit werfen konte.

Die Empfindung kam. Ich weis nicht mehr, bei welcher Gelegenheit ich gegen Trapp etwas aus

dem Grunde behauptete, weil es der göttlichen Offenbarung entgegen zu seyn schiene. Genug, Trapp, gegen den ich jezt von ohngefähr die erste Aeusserung von Offenbarung thun mochte, von welcher er in meinem hellen Kopfe keine Spur mehr zu finden erwartet hatte, schlug hier eine so herzliche Lache auf, und fragte in so biederm und gutmüthigem Tone: „Ei, ei, der vernunftvolle Bahrdtius glaubt „an Offenbarung? — O Büttner! Hören Sie „doch (dieser war im Gespräch mit andern) der „Bahrdtius ist noch ein Gläubiger!„

Jezt schlug die Sterbeglokke meines Glaubens. — Ich schämte mich, ohne mirs merken zu lassen. Ich stellte mich, als ob ich nur zum Scherz den Einwand gemacht hätte. Ich nahm die Empfindung der Scham mit nach Hause. — Und nun wars auf einmal in meiner Seele helle. Nun drängten sich auf einmal alle historischen und philosophischen Gründe in mir zusammen: und ich fand es selbst unbegreiflich, wie ich das vernünftigste Lehrgebäude hatte einsehen und eine solche Erkentnißquelle dabei annehmen können.

Ein ganz eignes Gefühl war mit dieser lezten Entfesselung verbunden, das ich gar nicht zu beschreiben vermag. Man denke sich einen Menschen, dem lang getragene Ketten endlich abgenommen werden. Man denke sich einen Arbeiter, der ein schweres und wichtiges Stük erarbeitet und vollendet hat und nun beschaut. Man denke sich einen Mann in adlicher Bedienung, der noch kein Edelmann war, der eben darum von seinen Kollegen bisher verächtlich angesehen wurde, und der nun auf einmal in den Adelstand erhoben wird! Eine solche Mischung von Freude, Ruhe und Stolz war es, die jezt mich durchglühte und — für meine Blikke eine ganz neue Laufbahn eröfnete, von der ich freudig gewiß bin, daß sie die Vorsehung durch meine vorher gegangenen Schikfale erzielt hatte, und daß ich gerade nur auf diesem Wege und durch diese Schikfale auf sie geführt werden konte.

Die Myliussische Buchhandlung in Berlin entschloß sich, um diese Zeit eine dritte Ausgabe meiner Uebersezzung des N. Testaments zu veranstalten, welche unter dem Titel der neuesten Offenbarungen

Gottes bereits so viel Aufsehn erregt, und meiner Verbannung aus dem Reiche zum Vorwande gedient hatte. Ich arbeitete das Werk von neuem aus, und versahe es mit den nöthigsten Erläuterungen für Ungelehrte. Es wurde dabei der schiklichere Titel gewählt: das neue Testament, oder die neuesten Belehrungen Gottes durch Jesum und seine Apostel: mit Anmerkungen für Ungelehrte.

Die obengedachte lezte Entfesselung meines Geistes hatte mich veranlaßt, die Zeit meines Aufenthalts in Halle als eine ganz neue Epoche meines Geistes zu betrachten. Ich sahe die vorhergegangenen Jahre als die Zeit des Wachsthums, diese aber als die Zeit der Reife an. Ich urtheilte, daß bei dem vielen Guten und Brauchbaren, was meine ehemaligen Schriften enthielten, dennoch eine Menge schiefer Gedanken mit untergelaufen seyn mußten, welche mein Glaube an einen übernatürlichen Ursprung des Christenthums erzeugt hatte. Und ich betrachtete so nach, meine neuen Schriften, welche nach meinem höchst unvolkomnen Glaubensbekentnisse gefolgt waren, und noch folgen sol-

ten, als die reifern Früchte meines Geistes, welche, durch keine Zumischung von Wahnglauben, den Gaumen an reine Vernunftkost gewöhnter Leser mehr beleidigen konten.

Dies war die Ursache, warum ich in der Vorrede zu der gedachten dritten Ausgabe meiner Uebersezzung des N. Testaments all meine vorigen Schriften bis auf mein Glaubensbekentniß (dies mit eingeschlossen) verwarf, und vor dem Publiko feierlich erklärte, daß ich nur die auf jenes Glaubensbekentniß erfolgten und erfolgenden Schriften für meine ächten Schriften erkente, welche meine wahren und gereiftern Ueberzeugungen darstelten.

Diese Vorrede hatte man kaum gelesen, so gings auch schon wie ein Lauffeuer von Koffetisch zu Koffetisch: Bahrdt hat alles wiederrufen! — Selbst Gelehrte schüttelten die Köpfe und hielten im Ernst diese Vorrede für einen Wiederruf. — Man solte meinen, es müßte kein Mensch das Buch selbst gelesen haben. Denn da würde mans doch gleich in den Anmerkungen und besonders im angehängten Wörterbuche gefunden haben, daß ich

jezt ein viel ärgerer Kezzer war, als jemals. Aber so ist unser liebes Publikum! Wenn ein einziger Maulaffe den Ton angiebt; so fährt jedes Auge schlaff über den Gegenstand hin, glaubt eben das zu sehn und sprichts dem Maulaffen nach. Und so werden oft Privaturtheile zu Urtheilen des Publikums, deren sich die geborensten Schildbürger schämen würden.

Aber meine vollendete Aufklärung hatte noch eine wichtigere Folge, als diesen vermeinten Widerruf. Ich ließ von Stund an Sprachstudium mit Römern und Griechen und die ganze fürs Verhungern eingerichtete Uebersezzungsfabrik liegen und wandte mich auf die Bahn des philosophisch-moralischen Schriftstellers, auf welcher ich bisher gewandelt habe und bis an mein Ende allem Ansehen nach wandeln werde.

Denn es dürfte schwerlich ein Fürst oder ein Minister sich nun noch über mein Talent erbarmen und mich für die Verdeutschung der Meisterwerke Latiums und Griechenlands bepensioniren. Und ohne diese Unterstüzzung werde ich gewiß nie zu ei-

ner Arbeit zurükkehren, (so viel Reize sie auch für mich hat) bei welcher unser jezziges Publikum den besten Schriftsteller verhungern läßt: sintemal es einmal von dem Maulaffentone angesteckt ist, welcher es zur Futterung der Recensenten, der Schreiber der Romane, der Monatsschriften u. s. w. vereiniget hat.

Zehntes Kapitel.

Neue Laufbahn. Briefe über die Bibel.

Es war mir immer unwiderstehlicher Trieb, meine Wahrheit, wie mein Brod, mitzutheilen und sie durch Mittheilung mir selbst schmakhafter und genießbarer zu machen. Meine ganze Seele war also jezt im Aufstreben nach Bekantmachung meines neuen Lichts über Bibel und Offenbarung, so wenig auch dasselbe in mir selbst zur Volkommenheit gedichen war.

Ich sahe die Offenbarung jezt als eine gewöhnliche und natürliche Veranstaltung der göttlichen

Vorsehung an. Ich betrachtete Mosen, Jesum, wie den Konfuz, den Sokrates, den Luther, den Semler und — mich selbst, als Werkzeuge der Vorsicht, durch welche sie auf die Menschheit Gutes wirkt — nach ihrem Wohlgefallen. Ich war überzeugt, daß alle diese und ähnliche Männer lediglich aus der Quelle der Vernunft geschöpft hatten. Und nur die äusserlichen Umstände, unter welchen sie gelebt und gehandelt hatten und durch welche sie auf ihre Vernunftkentnisse und deren Ausbreitungsart waren geleitet worden, sahe ich als die Mittel an, deren sich die Vorsehung bedient hatte, ihnen diese Kentnisse beizubringen und sie zu diesen Handlungsweisen gleichsam zu nöthigen.

Das waren die algemeinen Ideen, die ich jezt anfieng in den Verdauungswerkzeugen meiner Seele zu verarbeiten. Ich wußte selbst anfangs nicht, was daraus werden solte und würde. Ich hatte blos unbestimten Vorsaz, meinen Mitgenossen diese Ideen mitzutheilen, und ihnen meine Vorstellungsarten als Wahrheit annehmlich zu machen.

Die Vorsicht leitet alles! — Auch hier traten zufällige Umstände ein, welche meine algemeinen

Ideen in bestimtere verwandeln mußten. Der Mensch wird geführt, wohin ihn Gott haben will! Das ist mein Glaube!

Es fiel mir ein, — wer mag sagen, daß ein aufsteigender Gedanke sein Werk sey, welches er frei volbrachte? — es fiel mir ein, ein Wochenblatt über die Bibel zu schreiben. Vieleicht war durch ein Ohngefähr der Gedanke an Mosche's Bibelfreund in mir aufgeregt worden, der mich antrieb, etwas besseres dieser Art zu leisten. Ich hatte noch keinen Plan. Mein erster Gedanke war blos dieser: das Neue Testament in der Reihe durch zu lesen und mich zu bemühen, mit Hülfe der Exegese und der Logik etwas vernünftiges bei jeder Stelle zu denken und meine Leser denken zu lehren.

So sezte ich mich an meine Briefe über die Bibel. Der Briefton schien mir der bequemste. Ich dachte und räsonnirte über die ersten Kapitel Matthäi, mit der Voraussezzung, daß alles Wunderbare und Uebernatürliche blos Kolorit der Erzählung sey, welches von den Resten des jüdischen Aberglaubens der Erzählenden herkomme. Ich

philosophirte darüber nach meiner Art, d. h. ich bemühete mich, mögliche Erklärungsarten zu finden, bei denen die Geschichte an sich selbst Wahrheit behalten konte und das Wunderbare sich wegschaffen liesse.

Von ohngefähr bekam ich Herrn Gedikens Schrift zu sehen, in welcher er mit den eignen Worten der Römer und Griechen ihre Philosophie aufgestellt hatte. Mich deucht, er hatte mirs selbst zum Geschenk übersandt. Da fand ich die Stelle, von der Geburt des Plato, wie seinem Vater ein Dämon erscheint, der ihn auf die Geburt des Kindes aufmerksam macht: wie die Eltern, nach der Geburt, auf dem Berge Hymettus opfern und in dem Munde des Kindes die Bienen einen Honigstok anlegen: wie endlich die Tradition hinzusezt, das sey geschehen, auf daß erfüllet würde, was Homer sang: aus seinem Munde floß die Rede lieblicher, denn Honig u. s. w.

Durch diesen Zufall gerieth ich auf weitere Spuren des Wunderbaren, welche die Liebe zum Wunderbaren, in der alten Geschichte erzeugt hat-

te, und ich gieng mit diesem Gesichtspunkte sogleich an meinen Matthäus, um meinen Lesern zu zeigen, wie möglich es sey, daß auch von Christo, aus Enthusiasmus für diesen erhabensten Lehrer der Menschheit, dergleichen Umstände seiner Ankunft und seines übermenschlichen Ursprungs erdichtet worden wären.

Und jezt erst, da ich schon die ersten Bogen geschrieben hatte, fixirte sich in mir der bestimte Zwek, die Wundergeschichte des N. Testaments zu bearbeiten und sie dem Vernunftliebenden Leser begreiflich zu machen.

Diesem Zwekke subordinirte ich einen weit wichtigern, als den lezten Zwek aller meiner künftigen Schriften, mit denen ich im Publikum zu erscheinen gedachte. Nämlich ich hofte nun, durch Vertreibung des Wunderbaren, welches dem redlichen Vernunftfreunde bisher so anstößig war, das Christenthum, selbst unter den Philosophen wieder zu Ehren zu bringen und seinem erhabnen Stifter eine Menge zurükkehrender Verehrer zu erzeugen.

Hatten nun jugendliche Eindrükke Antheil daran, oder war es ganz freie d. h. aus eignem Nachdenken entstandene Ueberzeugung, genug, Jesus Christus war und blieb in meinen Augen der größte und Verehrungswürdigste der Sterblichen. Wenn ich ihn in meiner orthodoxen Epoche als Gott angebetet hatte; so verehrte ich ihn jezt weit inniger und herzlicher, als den Wohlthäter der Menschheit und als das Muster der Weisheit und der Tugend. Er ward der Held meines Lebens!

Mit empörendem Verdruß hatte ich gelesen, wie ihn der Verfasser der Fragmente zum elenden Politiker herabgewürdigt und ihm den armseligen Zwek angedichtet hatte, sich eine jüdische Krone zu erringen. Mit wahrem Mitleid und wirklichem Kummer hatte ich die Eindrükke bemerkt, die diese Lessingschen Produkte unter dem Haufen der freidenkenden Menschen hervorgebracht hatte.

Ich brannte vor Begierde, den Mann, der in meinen Augen das Ideal von gesunder Denkungsart und Herzensgüte war, in einem vortheilhaften Lichte aufzustellen und ihn von zwei kontrastirenden

Schandflekken zu befreien: von der Gestalt des ernsthaften Begünstigers des Wunderbaren und Uebernatürlichen und — von dem Vorwurfe des politisirenden Sektenstifters.

Mein Christus solte nicht mehr als Gott und Wunderthäter die Vernunft empören: aber er solte auch eben so wenig, als ehrsüchtiger Heuchler, die Herzen der Tugendfreunde von sich verscheuchen. Ich beschloß, ihn und seine Geschichte, zwischen beiden Klippen seiner Ehre, hindurch zu führen und ihn als einen Mann darzustellen, welcher als das wohlthätigste Werkzeug der Providenz, sich allein für die Aufklärung und Beseligung der Menschheit aufgeopfert hatte und — ihn dadurch zum Gegenstand der Liebe und Verehrung allen edeldenkenden Menschen zu machen.

Mit diesen Gedanken und Vorsäzzen schrieb ich mein Wochenblatt, ohne ein weiteres Hülfsmittel zu kennen, als Analogie der Geschichte, Exegese und Philosophie d. h. Untersuchung der Möglichkeiten und eigentlichen Ursachen der Dinge.

Eine bestimte Hypothese für die ganze Geschichte des thatvollen Lebens Jesu hatte ich noch nicht. Auch diese mußte der Zufall mir bringen. Ich bekam Starkens Buch über die Mysterien der Alten in die Hände. Und siehe, das gab meinem Gedankenstrome die Richtung. Dies erwekte in mir meinen eignen Geist der Maurerei, der in England *) über mich ausgegossen war, und sezte die Idee in volle Glut, daß Christus den Plan gehabt haben müsse, durch Stiftung einer geheimen Gesellschaft, die von Priestern und Tempelpfaffen verdrängte Wahrheit unter der Menschheit zu erhalten und fortzupflanzen.

Und nun erst bekamen meine Briefe über die Bibel einen festen Plan. Je mehr ich darüber las und dachte, destomehr fand ich Gründe der Möglichkeit und der Wahrscheinlichkeit, welche jene Hypothese begünstigten. Und ich bin noch bis diesen Augenblik überzeugt, daß dieser oder ein ganz ähnlicher Plan, der rechte Schlüssel zur Geschichte Jesu ist.

*) S. meine Gefängnißgeschichte.

Das Blatt machte in der Welt viel Aufsehn. Die Prediger intonirten auf den Kanzeln dagegen. Der Pastor Jünken in Halle warnte seine Gemeine laut vor dieser verführerischen Schrift. Der Pastor Aahlen in Altona, welcher bei der Gelehrten Buchhandlung drauf subscribirt hatte, schrieb an den M. Reiche: er schikke ihm hiermit die ersten Bogen zurük und verbitte sich die Fortsezzung: denn — er wolle sich nicht noch in alten Tagen in seinem Glauben irre machen lassen. — Herr Reiche hat den Brief mir selbst vorgelesen.

Ich hatte die Briefe über die Bibel auf eigne Kosten drukken lassen und war mit dem sechsten Quartale zu Ende, als ich den Schaden zu sehr empfand, den ich bei dem Debit der gelehrten Buchhandlung erlitt. Daher beschloß ich, diese Arbeit einem Verleger anzutragen. Herr Mylius in Berlin übernahm sie, verlangte aber ausdrüklich, daß ich dem Werke einen neuen Titel geben solte, weil er die blosse Fortsezzung eines Artikels der gelehrten Buchhandlung nicht verlegen mochte.

Jezt also hieß es: Ausführung des Plans und Zweks Jesu in Briefen für Wahrheitsuchende

Leser. Und von diesem Werke, in welchem ich meine Philosophie über die Geschichte Jesu, die ich in den Briefen über die Bibel angefangen hatte, wirklich fortsezte und vollendete, sind nach und nach 10 Bändchen erschienen. Sie endigen sich mit der Himmelfahrt Jesu. Vieleicht lasse ich noch dereinst zwei Bändchen nachfolgen, in welchen ich die Spuren der fortgesezten Wirksamkeit Jesu, aus der Apostelgeschichte aufsuchen werde.

Es waren aber diese Briefe nicht die einzigen schriftstellerischen Arbeiten, welchen ich mich widmete. Ich samlete zu gleicher Zeit verschiedene meiner Gedichte, auf deren Titel ich meine (schlecht getrofne) Silhouette sezzen ließ mit der Aufschrift: Gedichte dieses Naturalisten. Es waren Dinge ohne Werth. Dichterei war nie meine Sache. Aber man hat mich vielfältig in meinem engen Zirkel für einen Dichter gehalten: und ich habe für diese Ehre das Leiden gehabt, daß mich überall die Leute geplagt haben, ihnen Gelegenheitsverse zu machen. Ich wünschte, daß jeden die Lesung dieses Geständnisses bewegen möchte, mich mit fernern Auffoderungen zu verschonen.

Aber

Aber ein sehr nuzbares Werk unternahm ich auf Zureden des Buchhändler Frommanns in Züllichau — eines Mannes, welcher mir als Muster der Rechtschaffenheit und edler und zugleich höchst aufgeklärter Denkungsart unvergeßlich seyn wird. Es hieß: Magazin für Prediger, oder Samlung neu ausgearbeiteter Predigt-Entwürfe über die Sonn- und Festtäglichen Evangelien und Episteln, so wie über freie Texte und Kasualfälle. Züllichau. 1782. ff.

Dieses Buch gab ich nicht unter meinem Namen heraus, weil ich wußte, daß alle orthodoxe Prediger ein solches Buch wie Gift fliehen würden, so bald sie sähen, daß ich der Verfasser sey. Und wirklich ist mir und dem Verleger diese kleine List gelungen. Es sind wenige von meinen Schriften (ich nehme die Ueberseżzung des N. T. aus) so viel gekauft, so beifällig aufgenommen und so häufig benuzt worden, als diese. Ich weis es auch von meinem sel. Vater her, daß meine Dispositionen eine eigne Leichtigkeit haben, welche macht, daß jeder, ohne alle Anstrengung des Nachdenkens, darüber extemporiren kan. Die rechtgläubigsten Pfarr-

herren und Pastoren haben diese meine Entwürfe gebraucht und wörtlich abgekanzelt.

Die ersten vier bis fünf Bände sind fast ganz meine Arbeit. In der Folge nahm der Verleger mehr fremde Stükke auf, die ihm von angesehenen Predigern eingeschikt worden. An den neuesten Bänden habe ich gar keinen Antheil mehr genommen.

Nachdem ich ein paar Jahr über meinen Versuch gelesen hatte, entschloß ich mich, die Materialiensamlung, welche derselbe enthielt, vollständiger zu bearbeiten und die Theorie der Redekunst und Deklamation davon abzusondern. Leztere kam in Halle bei Hendeln unter dem Titel heraus: Rhetorik für geistliche Redner. Die Theorie, welche der Versuch enthielt, findet man hier weit reifer und ausführlicher. Und die Skizze der moralischen Religion legte ich hernach in meinem System der moralischen Religion zum Grunde, welche ein Jahr nachher im Viewegschen Verlage erschienen ist.

Eilftes Kapitel.

Neuer Krieg mit der theologischen Fakultät.

Herr D. Semler hätte mich so vielfältig beschuldiget, daß ich der Kirche Lehrsäzze andichtete, welche gar nicht zur doctrina publica gehörten: weil Er sie nicht dazu rechnete. Und er hatte mir damit das Unsehn gegeben, als ob ich bei meinen Kriegen gegen die Theologie oft nur mit einem Schatten kämpfte: wie, wenn das rechtgläubige System so gar arg und vernunftwidrig nicht sey, als ich es zu machen schien.

Mit der Erwägung dieser Anschuldigung verband sich in mir der Gedanke, daß bei den jezzigen Auftritten unter den Theologen, bei welchen fast kein einziger ganz mit dem andern mehr übereinstimte, sondern jeder sich sein Maas von Aufklärung festsezte, und bald mehr bald weniger von der alten Theologie wegwarf, und daß daher jezt fast kein Mensch mehr wisse, was eigentlich orthodoxe Theologie und doctrina publica sey und was

hingegen zu den neuern Säzzen der anz oder halb oder Viertels-Aufgeklärten gehöre.

Dieses brachte mich auf den Einfall, einmal ein ganz eigentlich orthodoxes Lehrgebäude heraus zu geben und die Abweichungen der Neuern kürzlich zu bemerken: damit die jungen Leute vornehmlich aufmerksam und fähig gemacht würden, altes und neues gehörig zu unterscheiden und beides mit einander zu vergleichen.

Ich wählte dazu meine eigne Dogmatik, welche ich ehedem aus meines Vaters Heften zusammen gesezt und mit den Systemen der damals berühmtesten Theologen in Uebereinstimmung gebracht hatte. Es waren die Hefte, über die ich zwei Jahr selbst Theologie, mit Polemik vermischt, docirt hatte. Dieses Werk lief ich durch, berichtigte den Ausdruk, und versah es, unterm Text, in kurzen Noten, mit den Abweichungen der Neologen. Ich gabs dem Herrn Gebauer in Verlag. Und dieser schikte es dem Herr Doctor Schulz zur Censur.

Dieser große Kenner orientalischer — Grammatikalien — d. h. Pronominum, Konjugationen,

Nunnationen u. s. w. war seither ein sehr toleranter Censor meiner Schriften gewesen und hatte wirklich mehr als Semler mich geschont, welcher, bei den Briefen über die Bibel, mich oft bis zum unsinnig werden gequält und mich gezwungen hatte, seine eignen Einschiebsel in meinen Text aufzunehmen, um den Druk nicht aufhalten zu lassen. Er — der Herr D. Schulz, hatte sogar meine Uebersezzung des N. Testaments ohne alle Einwendung censirt. Und die freimüthigsten Aeusserungen über Gottheit Christi, Wunder, heil. Geist u. d. hatten ihn nicht erschüttern und zu censorischen Gewaltthätigkeiten verleiten können. Nur bei der einzigen Stelle im Briefe an den Titus, wo ich über das Wasserbad der Taufe, in einer Note, zu deutlich mich herausgelassen hatte, daß ich dies Bad für eine bloße Ceremonie der Aufnahme in die Kirche ansähe, hatte er in einem sehr höflichen Billet mich gebeten, die Note zu mildern. Und ich selbst, gerührt durch den Schmerz, den er über die Antastung der Taufe mehr, als über Herausexegesirung der Gottheit Christi und Versöhnungslehre empfand, hatte bescheiden ihm nachgegeben und das Anstössige des Ausdruks verändert.

Dieser Herr Schulz bekam jezt mein Systema Theologiae Lutheranae orthodoxum, cum brevi notatione dissensionum recentiorum in die Hände und behandelte dasselbe, einige Wochen lang, mit der eben gerühmten censorischen Toleranz. Er schrieb auf acht bis zehn Bogen sein imprimatur und gestattete, daß in den Noten zu dem orthodoxen Texte, Offenbarung, Wunder, Dreieinigkeit und alle Geheimnisse abgeläugnet wurden.

Was war auch anders von einem vernünftigen Censor zu erwarten? Die kezzerischen Noten enthielten ja nichts, als eine historische Anzeige dessen, was heutzutage von vielen nicht mehr oder anders geglaubt wird. Es hieß immer: Hodie multi ita statuunt &c. Eine solche historische Anzeige, ohne alle Empfehlung der Irthümer, (dafür freilich Herr Schulz die in den Noten enthaltenen dissensiones recentiorum ansahe), konte ja kein Censor verwehren. — Ja, so solte man denken.

Aber die Gestalt der Dinge veränderte sich. — Man — vernahm in geselschaftlichen Gesprächen, daß Bahrdt ein solches Buch herausgab. Man

ward aufmerksam. Man wekte das schlafende Gewissen des Censors auf. Herr Schulz fand nöthig, nun — die Fakultät darüber zu Rathe zu ziehen.

Das Manuscript blieb auf einmal aussen, wie das Röhrwasser. Die Sezzer lauerten. Herr Gebauer mahnte. Jezt hieß es, das Manuscript kursire bei der Fakultät. Und endlich — war auf einmal mein Syst. orthodoxum nach einmüthigem (wenns wahr ist!) Urtheile der hallischen Theologen nicht mehr censurpassirend geworden. Die Kezzereien der ersten zehn Bogen hatten das imprimatur: den folgenden Bogen aber, welche im Grunde dieselben waren, solte es versagt werden.

Ich schrie. Ich sezte mein Schriftstellerrecht durch. Das Manuscript mußte heraus und wurde fort gedrukt. Aber so ungerochen durfte dem Bahrdt sein Sieg nicht ausgehen. Man mußte billigerweise es ihn fühlen lassen, daß er abermals gegen alte Professoren sich aufzulehnen erdreistet hatte, und solte auch der unschuldige Verleger selbst dabei das Opfer werden müssen. Was that die Fakultät?

In der Hallischen Gel. Zeitung erschien eine Recension meines noch ungedrukten, noch nicht ins Publikum gebrachten Systema Theol. orthodoxum, in welcher man dies Buch als eine elende Kompilation alter Hefte ankündigte und alle Welt warnte, dieses fehlervolle, seichte und ganz unnüzze Werk zu kaufen.

Das war ein starkes Stük! — Ein Buch öffentlich recensiren und beschimpfen, das noch kein Mensch beurtheilen konte, weil es noch nicht gedrukt war: — ein Buch bekant machen, dessen Bekantmachung ein ausschliessendes Recht des Autors und Verlegers war: — einem unschuldigen Verleger sein Publikum im voraus abspenstig machen und ihn um 1000 Thaler Kosten prellen: — und dazu die Macht des Censoramts misbrauchen, welche das Manuscript in des Censors Hände spielt: — das war wahrhaftig eine ganz neue Erscheinung.

Ich war nicht gewohnt, mich von Fakultäten tiranniſiren zu lassen, und hatte schon in Erfurt an den Wittenbergern es gezeigt, daß ich nicht schüchtern bin und mich intimidiren lasse. Schnell ergrif

ich mein Schwerdt — meine Feder, und schrieb: Appellation an das Publikum wegen einer Censurbedrükkung, das theologische System betreffend. Sie war nicht sanft, ich gestehe es.

Die Fakultät verklagte mich bei Hofe, erhielt aber zur Antwort, daß sie meine schriftstellerische Freiheit widerrechtlich gekränkt hätte und solche unangenehme Ausfälle auf ihre eigne Rechnung sezzen müsse. Was war zu thun? Die Appellation hatte Wunden geschlagen. Man hatte gehoft, sich das Duell zu ersparen und mich durch Blizze vom Berliner Horizont zu entwafnen. Diese Hofnung war fehlgeschlagen. Man konte sich mit Ehren nicht mehr zurükziehen. Man grif also, obschon ungern, zu gleichen Waffen. Herr Nösselt sezte eine Apologie der Fakultät auf, welche einen im höchsten Grade erkünstelten Ton der Sanftmuth hören ließ und nur über die Leiden der gekränkten Unschuld zu seufzen schien. In der That aber war sie voller sophistischen Bestreitungen meines prätendirten Rechts und, was noch weit schlimmer ist, voller Ausfälle auf meine Person und moralischen Charakter, durch welche der Verfasser recht mei-

sterhaft sich das Mitleid und mir den Abscheu des Publikums zu erringen gesucht hatte.

Ich konte nicht schweigen. Denn ich hörte, daß alle Leser durch die Sirenenstimme der theologischen Heiligkeit bezaubert und von mir abwendig gemacht waren. Ja, meine Freunde gaben mir selbst zu verstehen, daß ich mich schwerlich gegen diese Schrift ganz vertheidigen und die durch sie gemachten übeln Eindrükke aufs Publikum tilgen würde. Aber ich tilgte sie. Ich entfaltete jene Sophistereien und beantwortete jene Anzapfungen, nicht im geheuchelten Tone der Demuth, sondern im wahren Tone des Muths, mit welchem ich immer meinen Gegnern entgegen getreten bin. Meine abgedrungne Replik auf die Erklärung der theologischen Fakultät zu Halle, wurde in Berlin censirt und — machte einem Streite ein Ende, den die Herrn wahrhaftig nicht hätten anfangen sollen, wenn sie nichts als Federkraft gegen mich in ihren Händen gesehen hätten.

Um diese Zeit kam in Holland eine Uebersezung meines biblischen Systems der Dogmatik

heraus, welches ich ehemals in Erfurt bekant gemacht hatte. Diese holländische Ueberseizung war von einer Erscheinung begleitet, welche mir das Zwergfel wolthätig erschütterte. Der Verfasser hub in der Vorrede also an: „Ihr lieben Holländer, ihr werdet euch wundern, daß ich die Schrift „eines Mannes Euch in Eurer Mutterſprache vorlege, welcher einer der gottloſeſten Menſchen und „ein Werkzeug der böſen Feindes iſt, deſſen er ſich zur „Zerſtörung der Wahrheit und zur Verführung „der Gläubigen bedient. Aber wundert Euch nur „nicht. Wenn der Bahrdt in neuern Zeiten ein „verworfner Ungläubiger geworden iſt, deſſen „Schriften die giftigſten Irthümer verbreiten, ſo „war er doch in den vorigen Zeiten, in welchen „er dies Buch ſchrieb, welches ich hier in holländiſcher Sprache Euch übergebe, ein Mann nach „dem Herzen Gottes. Seine Lehre war damals „rein und ſein Herz unverfälſcht. Und ich kan „Euch ſagen, liebe Holländer, daß dieſes bibliſche Syſtem der Dogmatik, die wahre Salbung „hat und den ächten Geiſt des Chriſtenthums „athmet ꝛc.“

Zwölftes Kapitel.

Meine satyrischen Launen.

Wenn ich noch jezt ruhig zurückdenke in die vorigen Zeiten und alle Ausbrüche meiner in früher Jugend mir eigen gewordnen Neigung zur Satyre unpartheiisch prüfe; so kan ich warhaftig noch jezt keinen Grund zu den harten Anklagen finden, die ich darüber schon habe vernehmen müssen.

Wahr ists, ich habe mir viel damit geschadet und mir manche Feindschaften gemacht, die ich mir hätte ersparen können. Und ich gestehe, daß ich jezt gern alles zurüknehmen würde, was ich in meiner muthwilligen Laune zuweilen, ohne die Folgen vorherzusehn, niedergeschrieben habe, wenn ich das Geschehene ungeschehen machen könte. Aber ist darum wohl der Haß gerecht, den einige um dieser Dinge willen gegen mich hegen? Wo ist der Mensch, der durch eigne freie Thätigkeit seinen Neigungen eine Richtung gab, die er hernach selbst misbilligte? Wo ist der Mensch, dem

bei allen seinen Handlungen alle ihre Folgen gegenwärtig sind? Wenn die Menschen die Folgen ihrer Handlungen allezeit, vollständig und in ihrem vollen Lichte sähen, würde wohl ein einziger Mensch seyn, der einen Fehltritt begienge?

Und wem habe ich denn mit meiner Satyre geschadet? Habe ich irgend einen Mann von Werth um seine Ehre gebracht und, durch Aufhebung seines Vertrauens im Publikum, seine Nuzbarkeit zerstört? Habe ich je einen Jüngling, der auf der Bahn des Ruhms und des Menschenwerths kühn dahin wandelte, mit bitterm Spotte muthlos gemacht, uud ihn von seiner Laufbahn zu verdrängen gesucht?

Wie mancher Recensent hat diese Sünde auf seinem Gewissen! Wie mancher meiner Pasquillanten hat mir so geschadet! hat mir Ehre und Achtung vieler Zeitgenossen entrissen! hat meine Nuzbarkeit für die Welt gemindert!

Ich billige warlich nicht alles, was ich gegen Andere gesagt und geschrieben habe. Aber bei

Gott, ich habe gegen keinen Menschen unter der Sonne je so hämisch und mörderisch gehandelt, wie in der Welt gegen mich gehandelt worden ist. Es reichen nicht hundert der schändlichsten Schmähschriften, welche seit fünf und zwanzig Jahren an meiner Ehre und an meinem Glüke genogt haben und denen man es vollkommen ansehen konnte, daß sie die Absicht hatten, mich nicht blos zu züchtigen und meine Thorheit fühlen zu lassen, sondern mich gerade zu aller Achtung meiner Mitmenschen, alles Vertrauens des Publikums und aller Unterstüzzung der Zeitgenossen zu berauben. Man wollte mich mit Gewalt zu einem Verworfnen, zu einem Verbannten, zu einem Brodlosen, zu einem völlig unglüklichen Menschen machen.

Gott sey Dank, mein Gewissen ist von solchem Vorwurfe rein. Die Gegenstände meiner Satyren waren entweder offenbare Thoren, welche die Geissel verdienten, oder, wenn sich ja an Männer von Rang und Werth meine Feder vergriffen hat; so wars Nothwehr oder — doch nur Angrif auf ihre Fehler ohne Verkennung ihrer Verdienste.

Nie war in meiner Seele Rache oder Haß. Das sagt mir mein Herz. Das sage ich vor dem Angesichte Gottes. — Bringt mir meinen ärgsten Feind, bringt mir den Mann, der mich in das tiefste Elend gestürzt hat, bringt mir selbst die Köper die Potte, und ähnliche Zerstörer meiner Ruhe und meiner Glükseligkeit: und ihr werdet mich in jedem Augenblikke bereit finden, ihnen Güte zu erzeigen. Ich werde nie fähig seyn, sie unglüklich zu machen, wenn ich es in meiner Gewalt hätte. Es wird mir Schmerz machen, wenn ich sie im Unglük sehe, und ich bins gewiß (Gott ist Zeuge dieses Bewußtseyns!) daß ich mit Freuden ihnen die Hand reiche und ihnen helfe, wenn sie meine Hülfe brauchen und verlangen.

Jene hundert namenlose Pasquille (deren Verfasser ich meistens wußte) habe ich nie gelesen, theils um mir eine unangenehme Stunde zu ersparen, theils um nicht mein Herz mit Erbitterung und Rache zu beflekken. Das wissen alle meine Freunde. Nur dann las ich Schriften der Gegner und zog mit satyrischer Feder gegen sie zu Felde, wenn sie mich namentlich angriffen und gleichsam

öffentlich herausfoderten. Und ich werde das fernerhin beobachten. Namenlose Schmäher sollen nie gelesen und einer Antwort gewürdigt werden. Wozu soll ich Koth aufrühren, der zum Zertreten bestimt ist?

Die gewöhnliche Entstehungsart meiner satyrischen Produkte war, wenn ein lang anhaltendes Dulden tausendfältiger Verleumdungen und Pasquille mich endlich aufwekte und zu einem allgemeinen Heerzüge gegen die ganze Parthei mich ermunterte. Nie wars Rache gegen den Einzelnen. Nie lag Haß und Erbitterung zum Grunde. „Du hast nun lang dich nekken und raufen „lassen: du wilst nun auch einmal rechts und links „um dich schlagen und die Gegenparthei fühlen „lassen, daß du Kraft hast.“ Ein solcher muthwilliger Gedanke schuf alles, was je aus meiner Feder satyrisches floß.

Mein so verschriener Kirchen und Kezeralmanach wurde in Leipzig empfangen und in Züllichau geboren. Ich war mit Herrn Zollikofer, Plattner, und einigen andern Freunden bei Basedow,

sedow, der damals in Leipzig hausete, zum Abendessen. Der selige Frommann war dabei und saß an meiner Seite. Wir waren vergnügt. Die Rede kam auf die Partheien unter den Theologen. Und einer hatte den Einfall, daß es der Mühe werth sey, einen Kalender zu machen, wo die verschiedne Witterung in der theologischen Atmosphäre angezeigt würde. Der flüchtige Gedanke war noch nicht herausgesagt, als ich schon meinen Frommann in die Seite stieß und in demselben Moment auch von ihm einen ähnlichen Stoß empfing. Wir sprachen beide kein Wort. Aber ein wechselseitiger Blik schloß schon den Kontrakt zum Kirchen- und Kezeralmanach.

Nie hat ein Buch mehr Lermen erregt. — Und was ists denn im Grunde? Sinds pöbelhafte Ausfälle und Beschimpfungen würdiger Männer? Sinds Schändungen ihres Karakters, wie ich sie so oft erdulden mußte? Was ich von den Schriften der aufgestellten Kalenderheiligen sage, ist freimüthiger Tadel, wie jeder Recensent sich ihn erlaubt. Und was ich von Karakterzügen beibringe,

ist schwache Seite, ist Thorheit, ist Spottwürdigkeit: aber nie — Schandfleck des Herzens.

Eben so wenig ist die scherzhafte Standrede am Sarge des weiland Hochwürdigen und Hochgelahrten Herrn Johann Melchior Götze, die ich dem verstorbnen Kanonikus Ziegra, einem weiland algemein anerkanten und gebornen Schafskopf in den Mund legte, etwas mehr als muthwillige Laune, welche sich nicht gegen den einzelnen Mann, sondern gegen die Parthei empört hatte. Der selige Götze war in seiner Art wirklich ein gelehrter und durch manche gute Seiten seines Karakters achtungswürdiger Mann. Und Tausende, die meiner geselschaftlichen Reden Zeugen sind, werden mir es bezeugen, daß ich oft von Götzen so geurtheilt und selbst seinen hämisch scheinenden Ausfall auf mich und andere von ihm verkezzerte Gelehrte, seinem bona fide irrenden Verstande, nie seinem Herzen zugeschrieben, ja, daß ich vielmehr gegen andere, die seinen Karakter verurtheilen wollten, behauptet habe, daß ich von ihm und allen Kezermachern überzeugt wäre, daß die Leute mit gutgemeintem Eifer für Gott und ihre subjek-

tive Wahrheit handelten und wirklich die Absicht hätten, recht zu thun. Es war also wahrhaftig nicht bei jener Standrede meine Absicht, den Mann zu beschimpfen: (denn ich erzählte ja ohnehin nur seine wirklichen Gesinnungen und Handlungen, nur daß ich sie in ein komisches Licht stellte) sondern, um die ganze orthodoxe Parthei einmal zu nekken und die Lacher gegen sie aufzuregen. Und diese hatte ja diesen jovialischen Schwang tausendfältig an mir verdienet.

So war auch meine Schrift, in welcher ich den armseligen Professor in Quedlinburg, (Voigt, glaub ich, hieß er) unter dem Namen Kasimir Lauge, Schulmeister in Gibeon, mit der Geisel der Satyre heimsuchte, nicht Wirkung eines Hasses gegen diesen Mann, den ich gar nicht kenne und der nie mich beleidiget hat, sondern sie war Folge des warmen Eifers für einen unschuldig Verfolgten. Ein Freund schrieb mir, daß der Pastor Hermes in Quedlinburg von dem alten Boysen und dem Pastor (wie hieß doch der Idiot? Er fängt mit dem R ... sich an) verkezzert und gekränkt würde und daß der Voigt die von jenen gedrehten

Bolzen verschießen müsse. Er schickte mir zugleich eine Rede dieses sogenanten Professors, in welcher der gute Hermes angezapft war. Und er bat mich, meine Feder einmal wieder in das satyrische Dintefaß zu tauchen und die Quedlingurger Orthodoxen zu züchtigen. Das that ich, mit wahrer Freude über die Boksprünge der Parthei, ohne alle widrigen Empfindungen gegen die Einzelnen. — Der spashafte Erfolg war, daß der Kantor in Giebichenstein bei Halle, von losen Leuten mit dieser meiner Spottschrift aufgezogen wurde, und im Ernste auf mich böse werden wollte, daß ich ihn in diese Verlegenheit gesezt hätte.

So kan man es endlich als bloßen Partheikrieg ansehen, daß ich meine Schrift über das theologische Studium an den Staatsminister von Zedliz schrieb. Nur war hier gar keine eigentliche Satyre, sondern ernste Darstellung des theologischen Unwesens auf Universitäten. Ich zeigte mit einer Freimüthigkeit, wie noch niemand sich erdreistet hatte, daß die Theologiestudirenden auf Universitäten ganz verkehrt geführt und unterrichtet würden, daß fast alles, was sie lernten und durch

das Gespenst des Konsistorialexamens zu lernen gezwungen würden, ihnen in ihrem ganzen Leben nichts helfe, und daß im Gegentheil alles das, worin sie ihres künftigen Amts halber unterrichtet und geübet werden müßten, von den Professoren vernachläßiget würde, ja, daß zu manchen nothwendigen Stücken des theologischen Studiums auf den Universitäten gar keine Gelegenheit sei.

Das hieß denn freilich nichts anders, als das ganze theologische Nest zerstören und die theologischen Fakultäten zum Schikfale der Klöster reif machen wollen. Indessen war doch das Geschrei einzelner verlorner Schildwachten des christlichen Zions alles, was auf diese Schrift erfolgte. Sie hatte so viel Licht und Wahrheit, daß in der Hauptsache gar keine Einwendung statt fand, und doch that sie kaum in einigen Nebendingen ihre Wirkung.

Ich hatte die Nothwendigkeit der Examinirübungen gezeigt. Diese führte der Minister ein. Ich hatte vorgestellt, daß die Prüfungen der Kandidaten in den Konsistorien durch Fragen, die aus

dem Stegreif beantwortet werden müsten, zwekwidrig wären: und es wurde die bessere Methode eingeführt, nach welcher der Kandidat einige Dutzend Fragen, die in verschiedene Fache seiner Kentnisse einschlagen, schriftlich vorgelegt werden, mit denen man ihn in ein leeres Zimmer einschließt, um sie ihn hier schriftlich, und bei hinlänglicher Zeit zum besinnen, beantworten zu lassen. Ich hatte gezeigt, wie thunlich und nuzbar es sey, den theologischen Studenten mit einer gründlichen Volksarzeneikunde bekannt zu machen, und ein paar Jahr hernach wurde dieser Rath befolgt und in Halle einige Veranstaltung dazu gemacht.

Meine Hauptklage, daß die Studenten unnüze Dinge lernen müßten, und zu ihrer Amtsführung selbst gar nicht — weder in der Materie, noch Form — gehörig vorbereitet würden, wirkte nichts. Und selbst die obgedachten Nebendinge wurden durch Befehle gebessert, denen es so sehr an guter Ausführung fehlte, daß sie in kurzem wieder einschlummern werden.

Meine lezte satyrische Schrift war der so verschriene Zamor, oder der Mann aus dem Mon-

de, in welcher die mit dem gröbsten Fanatismus und ich möchte hinzusezzen, finstern Katholicismus verhunzte deutsche Maurerei der bezielte Gegenstand war. Aber ich kan mir diese Schrift nicht allein anmaßen. Die Hälfte wenigstens ist fremder Beitrag, zu dessen Annehmung ich mich bereden ließ. Ich mag mich hierüber nicht weiter her auslassen. Es bleibt diese und noch einige andere Arten des Misbrauchs, den gewisse Leute von meiner Wilfährigkeit gemacht haben, um durch mich ihre Pfeile verschießen zu lassen, der verborgne Theil meiner Lebensgeschichte, welcher günstigere Zeitläufte erwartet, um hervorzubrausen und meinem beklommenen Herzen Luft zu machen. —

Der augenscheinliche Beweis, daß der D. Bahrdt schuld an dem Erdbeben zu Kalabrien sei, ist nicht aus meiner Feder geflossen. Diese Schrift hatte die Absicht, zu zeigen, daß die Herren, welche neuerlich wieder gegen mich berichtet, und als eine Mitursache des Verfalles der Universität mich angegeben hatten, gerade so argumentirt haben mochten, wie man argumentiren müßte, wenn man mir jenes Erdbeben schuld geben

wollte. Sie erhielt den allgemeinsten Beifall, und war ein recht angepaßtes Weinachtsgeschenk für — —

Dreizehntes Kapitel.

Haus und Herzensgeschichte.

Mein unermüdeter Fleiß konte mein liebes Weib nicht ausser Besorgniß sezzen. Ich saß von früh um fünf Uhr an, und arbeitete ununterbrochen bis zu Mittage, wo ich gewöhnlich einen auch anderthalb gedrukte Bogen vollendet hatte. Nach der Mahlzeit widmete ich gewöhnlich einige Stunden der Promenade, welche ich nie ohne meine Frau und Kinder vornahm, ausser wenn ich ritt. Nachmittags, von vier oder fünf Uhr an bis Abends um sieben auch wohl acht Uhr, las ich meine Kollegia. Und nach der Abendmahlzeit ging ich gewöhnlich ins büttnerische Haus, wo um einen Dreier ein Spiel gemacht und herzlich dabei gelacht wurde. Um zehn Uhr lag ich in meinem

Bette. Und ging ich nicht aus; so war die neunte meine Schlafstunde. So habe ich gelebt, so lange ich in Halle bin. Unaufhörliche Arbeit war mein Loos: und gewöhnlich drei bis viermal im Büttnerischen Hause, fast meine einzige gesellschaftliche Erholung. Andere Geselschaften waren selten. Ich war ohngefähr mit vier bis fünf Familien bekant, die mich zuweilen zu einer Mahlzeit einladen liessen, welches ich so erwiederte, daß höchstens zwölfmal im Jahre in meinem Hause Gäste waren, welche bei mir weit frugaler bewirthet wurden, als vielleicht irgend jemand von meinem Stande seine Gäste zu bewirthen pflegte.

Man solte meinen, daß ein so einförmiges Leben bei so anhaltenden Kopfarbeiten, eine Gattin durchaus nicht besorgt machen könte. Und doch blieb die meinige bekümmert. Ich fand oft, wenn ich des Abends nach Hause kam, die Spuren der Thränen in ihrem Gesicht. Und wenn ich sie nicht fand, so erzählten mir meine Kinder, wie die Mutter sich beklagte, daß sie mich so wenig genösse.

Gott weis es, daß ich zuweilen stundenlang in meinem Bette gelegen und mich über diese Leiden

meines Weibes gehärmt habe. Ich sahe die Unmöglichkeit, ihnen abzuhelfen. Und doch schmerzte michs, daß ich ihr Qualen verursachen mußte, welche sie nicht durch freie Vergehungen verschuldet hatte, sondern die allein, theils in meiner Lage, theils in ihrer durch Romanenlektüre verstimten Phantasie ihren Grund hatten.

Wie mein weniger Umgang sie kränkte, so ward sie auch (und dies mit jedem Tage mehr) durch jede finstre oder auch nur gleichgültige Mine, die sie an mir erblikte, auf das tiefste verwundet. Sie hatte ein Ideal von Liebe und Genuß, welches, theils meines arbeitvollen Lebens halber, theils wegen ihrer eignen Unvermögenheit, nicht zu realisiren war. Ich solte beständig um sie seyn, beständig freundlich und zärtlich aussehen. Wenn Sie denn oft zwanzigmal in einem Vormittage, um der unbedeutendsten Dinge willen (wenn sie ein schön Stück Fleisch gekauft hatte, das ich besehen solte: wenn sie auf die Kinder kiff, die ich durchprügeln solte: wenn die Magd ihr naseweise Reden gab, die ich bestrafen solte: wenn sie bei der Methode, eine Sese zu verfertigen, zweifelhaft war, und ich

sagen solte, wie ich sie verlange u. s. w.) in meine Studierstube kam und mich in meinen Arbeiten unterbrach, und ich dann, über die ungelegene Zerreissung einer etwa angesponnenen Gedankenreihe ärgerlich ward und sie anfuhr; so sezte sich jedesmal der Gedanke von neuem in ihr fest: dein Mann liebt dich nicht mehr: und sie kam mit nassen Augen zu den Kindern zurük, die nun durch ewiges Mörgeln und Keifen die verstimte Laune büssen mußten.

Es war gewöhnlich vom Morgen bis zu Abend kein Ton der Freude in meinem Hause. Jedes Verlegen eines Schlüssels, jedes Abhandenkommen eines Bandes oder sonst einer Kleinigkeit, brachte stundenlanges Schreien und Zanken mit der Magd oder den Kindern hervor und allemal fand sichs hinterher, daß sie selbst das verlegt oder verloren hatte, über dessen Verlierung oder gar Entwendung sie Kinder oder Gesinde ausgescholten hatte. Und solches laute Gezänk, welches oft, ihrer hellen und durchdringenden Stimme halber, die Leute auf der Gasse stehen bleiben machte, wechselte mit den stillen Seufzern und Klagen ab, die sie über mich ausschüttete.

Mein älteſtes Kind nahm ſichs immer mehr heraus, ihr zuweilen die Moral zu leſen und ihr vorzuſtellen, daß ſie den Vater noch zu Tode ärgern würde: aber eben das vergrößerte auch immer mehr die Abneigung der Mutter gegen dieſes Kind, welches oft, mit Thränen, mir klagte, daß es unter den Händen dieſer wunderlichen Mutter das elendeſte Leben führen müſſe. Und dies Kind muß mir es vor Gott und Menſchen bezeugen, daß ich ihm gleichwohl nie gegen die Mutter beigeſtanden, ſondern ihm allemal vorgeſtelt habe: „daß ein Kind „von ſeinen Eltern dergleichen Unannehmlichkeiten „dulden müſſe: daß es Urſache habe, ſich von der „Vorſehung ſolche kleine Leiden gefallen zu laſſen „und ſie als eine Uebung anzuſehen, die ihr vieleicht „in der Zukunft, wenn ſie ſelbſt in die Welt eintre„ten würde, ſehr zu ſtatten kommen dürfte: daß „ſie bei aller Schwachheit der Mutter ihr unver„änderliche Liebe, Ehrfurcht und Gehorſam ſchul„dig bleibe u. ſ. w.„

Ich gerieth endlich auf den unglüklichen Einfall, mir auſſer der Stadt einen Garten zu kaufen, um daſelbſt durch den mir ſo ſüſſen Genuß der ſchö-

nen Natur das geselschaftliche Leben in etwas entbehrlicher zu machen und — durch das Ende der Abendbesuche bei meinem Trapp und Büttner, mein jammerndes Weib zu beruhigen und zu versuchen, ob sie nun einer frohen Laune empfänglich werden würde.

Ich hatte die ganze Sache zu übereilt angefangen. Die romantisch schöne Lage des Gartens, dessen Haus auf einer Bergekke die herrlichste Aussicht gewährte, und an welchem unmittelbar ein Arm der Saale vorbei floß, der mir die lang gewünschte Gelegenheit zu einem Badeplazze darbot, hatte mich alzuschnell bezaubert. Der Besizzer benuzte meine Hizze (ich kan's ihm nicht verdenken) und nahm mir 1700 Thaler für ein Grundstük ab, dafür er selbst nur 900 Rthlr. bezahlt und das er blos mit einigen Obstanlagen meliorirt hatte.

Ich gerieth in Schulden und tausenderlei Verlegenheiten darüber, und gewann für meine Ruhe — nichts. Und das hätt' ich vorher wissen können. Kam ich seltener jezt in die Stadt und vermied die Gelegenheit zum Verdacht, so kamen an-

dere desto fleissiger in meinen Garten. Und wenn ich auch wirklich ganz Einsiedler geworden wäre, so konte ich doch das ein vor allemal nicht hervorbringen, was meinem lieben Weibe die Ruhe zu geben vermochte, — eine sichtbare, unverkenbare und feurige Liebe, wie sie ihrem Ideale gemäß war.

Liebe ist so wenig des Menschen freie That, als der Glaube. Es war also gar nicht in meiner Gewalt, ihre Erwartung zu befriedigen. Alles, was ich that und thun konte, war nicht mehr Liebe, sondern eine aus Räsonnement entstandene und durch Discretion unterhaltene Güte. Ich schäzte ihr gutes Herz: aber ich konte dabei die Eindrükke nicht hindern, welche ihre ewige Hypochondrie auf mich machten. Ja, es ward die Last ihrer verstimten Laune eben dadurch für mich desto grösser, fühlbarer und unerträglicher, je ungestümer sie meine Liebe zu fodern schien, und das Feuer der ihrigen mir aufdrang. Und mein beständiges Arbeiten, vornämlich aber meine jezt merklich abnehmende Kraft und Gesundheit vermehrte die Unmöglichkeit, der zärtliche Gatte zu seyn, den sie verlangte.

Ein unglüklicher Zufall gab mir vollends den Rest. — Meiner Frauen Bruder, (welcher bisher mit dem Grafen v. Werther einen langweiligen Proceß geführt hatte, von dessen glüklicher Beendigung die 2000 Thaler abhiengen, die meine Frau zur Kaution hergegeben hatte), kam von Dresden nach Halle, uns zu besuchen. Dieser Mensch hatte ein ganz eignes Air von Stolz und Unverschämtheit, welches mit seiner tiefsten Armuth so fürchterlich kontrastirte, daß man ein ganzer Philosoph seyn mußte, wenn man ihn dulden wolte. Er lebte eine Zeitlang bei uns und ward Ursache, daß ich jeden Tag meine Portion Gift vom Aergernisse bekam, welches mir sein Betragen verursachte. Eines Tages kam es zum Ausbruch. Er hatte schon über der Mahlzeit, wo er mit dem unleidlichsten Stolze die vornehmsten Personen Kerls und Schurken nannte und sein Schiksal aus dem rasenden Grunde unwürdig fand, weil er eines Kirchenraths Sohn sey, alle meine Duldkraft erschöpft. Nach Tische legte ich mich aufs Bette, um meine gewohnte acht Minuten lange Mittagsruhe zu halten, und Volland sezte sich ins Zimmer und flikte seine Fußbedekkung. Er begann bei die-

ser Arbeit die schon abgebrochnen unangenehmen Gespräche und ward, da ich ihm zu schweigen und mich ruhen zu lassen befahl, so insolent, daß mich blizschnell, die tobendste Hizze übereilte. Ich sprang auf, maulschellirte den baumstarken Bengel, daß ihm der Kopf schwoll und sezte ihn durch meine Wuth so in Schrekken, daß er zitterte und alle Gegenwehr vergaß.

Dieser unglükliche Augenblik war das Ende meiner bisherigen so eisern geschienenen Gesundheit. Ich ward gleich bettlägerich, bekam die gelbe Sucht, ward, statt der Brechmittel mit Purgiermitteln behandelt und — behielt von der Zeit an einen kränklichen Körper. Meine Verdauung wurde von Zeit zu Zeit schlechter und es fanden sich Verstopfungen ein, die nach Jahresfrist so überhand nahmen, daß ich ohne Klistire keine ordentliche Leibesöfnung mehr erlangen konte — ein Unglük, das vom Jahr 1786 bis 1790 gedauert, und mir vollends allen Lebensgenuß verkümmert hat.

Ich wurde von jezt an selbst im höchsten Grade hypochondrisch (obgleich das Uebel nur im Kör-

per lag und mein Geist seine natürliche Stimmung zur Fröhlichkeit nicht verlor) und vermehrte dadurch, ohne mein Verschulden, die Fälle, welche meiner Gattin Gelegenheit gaben, aus meinem kalten oder verdrüßlichen Betragen, Mangel der Liebe zu folgern und sich darüber zu ängsten und — was sie ganz allein tadelswerth macht — sich bei Andern darüber zu beklagen.

Hiezu kam ein noch wirksamerer Umstand. Meine Kränklichkeit und — entscheidender noch, gewisse physikalische Beschaffenheiten meiner Gattin, die jezt eintraten — machten mir dasjenige unmöglich, was sonst der Ehestand mit sich bringt und wovon acht Kinder bereits ihren Ursprung genommen hatten, die von meinem Weibe waren geboren worden. — Und nun war vollends der Klagen kein Ende mehr. Ueberal ertönte der alte Trauergesang: mein Mann liebt mich nicht mehr. Und hätte ich nun noch lieben können; so würde ich gerade nun haben aufhören müssen, da ich so gepeiniget ward.

Eine weit angenehmere Unterhaltung würde es für meine Leser seyn, wenn ich hier eine Herzensgeschichte einschalten könte, welche in dieser Epoche sich ereignete. Eine Dame von hohem Stande, die ich nie gesehen hatte, begann mit mir einen ganzen Roman voll platonischer Liebe. Wie der erste Funke in ihr Herz gekommen sey, der hernach zur vollen Flamme gedieh, weis ich noch bis diese Stunde nicht. Sie hatte meine Schriften gelesen und durch ihren eignen Gemahl (der mein Freund war) Schilderungen meiner Person, meines Charakters und meiner Launen erhalten. Sie hatte lange schon Sehnsucht bezeigt, mich kennen zu lernen. Ihr eigner Gemahl sprach mir oft davon vor, wie enthusiastisch seine Gattin für mich eingenommen sey. Die Entfernung ihres Wohnorts hinderte mich, ihren Wünschen zuvorzukommen. Ich schrieb ihr. Sie antwortete mir. Der wechselseitige Ton ward immer traulicher, zärtlicher, feuriger. Im fünften bis sechsten Briefe erschien schon das Du der innigsten Liebe. Kurz es begann, ohne daß wir beide uns gesehen hatten, das stärkste Band der Herzen, welches je platonische Liebe geknüpft hat. — Nach einem halben Jahre sahen wir uns. — Sie

starb nach einiger Zeit. — Ihr Zustand war der höchste Grad der Reizbarkeit des Nervensystems. Ihr Herz war edel und ihr Verstand volkommen ausgebildet. Mit der Zeit bringe ich die Geschichte in einen Roman.

Vierzehntes Kapitel.

Gartenleben, Lise, Moriz und Tokayer.

Ich hatte in meinem schönen Garten Vergnügen, Ruhe und Gesundheit gesucht, und in dem Besiz dieser Güter zu doppeltem Fleisse und doppeltem Erwerbe fähig zu werden gehoft: aber ich fand mich getäuscht. Meine Gesundheit war durch Wilhelm Volland bereits zerstört und die Hypochondrie seiner Schwester (die jezt schon Studenten und Fähndrichen es klagte, daß ich nicht mehr bei ihr schlief) verbitterte mir die Freuden, welche meine eigne mir übrig ließ.

Mein Büttner sagte mirs auch jezt fast jedesmal, wenn ich ihn besuchte: daß ich der Mann

nicht mehr wäre, der ich gewesen war: daß ich nicht halb mehr so genießbar sey, als sonst. In der That, meine Laune versiegte, mein Wiz wurde matt, mein Feuer erlosch, meine Scherze wurden seltner, und meine ganze Kraft vertroknete, wie eine Pflanze, der's an Nahrung gebricht.

Eine meiner liebsten Freuden waren meine drei Kinder, welche mich alle auf das zärtlichste liebten, und die ich mit einer einzigen Stirnfalte regieren und still oder fröhlich machen konte, wie ich sie haben wolte. Die älteste zeichnete sich durch einen sanften Charakter und Geschiklichkeit aus. Sie lernte alles, leicht und volkommen, was ich gelernt haben wolte. Sie schien zu allem Talent zu haben. Ihr Klavier und ihr Gesang erhob sich in wenig Monaten zu einer gewissen Reife. Ihre Nadel leistete alle weibliche Arbeit. Ihre Hände schaften Speise und Bakwerk. Und sie selbst schien dem allen keinen Werth beizulegen. Sie war nicht stolz und bemüht, sich sehen zu lassen. Aber sie war auch eben so wenig schüchtern, es zu zeigen, wenn mans sehen wolte. Sie hatte einige Wochen Unterricht im Singen gehabt, und eine Verlegenheit der

Konzertdirektoren verursachte, daß Herr Weimann ihr eine Rolle anbot. Und sie, wie wenn vor 300 Personen singen, nicht mehr sey, als vor ihrem Vater singen, sagte ein kaltes Ja und — sang. Sie ist in meinem Leben nicht mit Widerspenstigkeit mir ungehorsam gewesen.

Die Mittelste hatte weniger Stätigkeit und Geschik: aber desto mehr Feuer. Jede Nerve an ihr war Gefühl und Leidenschaft. Mir war oft bange, wie ich dies Feuer bändigen solte, ohne es zu unterdrükken. Ihr Herz ist edel und voll guten Willens.

Die Jüngste war beinahe von gleicher Lebhaftigkeit aber etwas bezähmbarer, als die Mittelste. Ihre Sache war nie Kopfarbeit und Geschäft, bei dem sie sizzen mußte und sich wenig bewegen konte. Nehen und Strikken war ihre Pein. Aber wenn sie die rauhe Küchenschürze anlegen, sich die Arme aufstreifen und die härtesten Hausarbeiten verrichten durfte, dann fühlte sie sich selig. Sie konte von früh bis auf den Abend bei kehren, waschen, scheuern, kochen, Bier abziehen u. d. strapaziert

werden, ohne zu ermüden, oder die Luſt zu verlieren.

Gern hätte ich zu dieſen Töchtern noch einen Knaben gehabt. Aber es hat mir nicht gelingen wollen. Der Himmel wolte meine Race nicht fortgepflanzt haben: ob darum, weil ſie für die Welt zu gut oder zu ſchlim war, weis ich ſelbſt nicht. Unter den acht Kindern, die mein Weib mir gebar, ſind drei Knäblein geweſen, aber keins iſt leben geblieben. Das lezte, was ſie in dieſer Epoche zur Welt brachte, war meine ſüſſeſte Hofnung, weil es ein ſtarkes und geſundes Kind zu ſeyn ſchien: aber die Wahl der Amme machte auch dieſe Hofnung mir welken. Es meldeten ſich verſchiedene junge und geſunde Perſonen, die meiner lieben Gattin aber alle zu reizend waren. Zulezt wurde eine alte Bettel gewählt, bei welcher das Kind mit jedem Tage mehr abnahm, bis endlich der Arzt geholt wurde und zu ſpät uns entdekte, daß das Kind bei der Amme verhungert ſey.

Schwäche und zunehmende Kränklichkeit erheiſchten jezt diätetiſche Hülfsmittel, darunter viel

Bewegung in freier Luft das wichtigste war. Ich versuchte Gartenarbeit, die so viel Reiz für mich hat: aber sie bekam mir nicht, weil ich bei der kleinsten Bewegung, des Hakkens oder Grabens, in den heftigsten Schweis gerieth und gleich darauf mich merklich schlechter befand: wie denn auch das Bükken bei der Gartenarbeit mir Kopfweh und Schwindel verursachte.

Der Arzt rieth mir zu einem Reitpferde. Auch dies stimte mit meiner Neigung. Ich kaufte ein Pferd und ward angeführt. Aber bald erhielt ich ein anderes, das meinem Geschmakke entsprach. Ich fand es auf einer Leipziger Messe. Es war auf dem ganzen Roßplazze verschrien, daß es ein Wildfang sey, daß es in vier Minuten um die Stadt herum jage, daß es über alle Schlagbäume sezze u. s. w. Mich lüsterte darnach. Denn eine Schlafmüzze wolt ich nicht. Ich ließ es herausführen, und beschloß, mich drauf zu sezzen. Die Juden traten umher und fiengen an zu predigen, wie ich mich in acht nehmen, wie ich die Zügel halten, wie ich schlüssen solte. Sie machten mich konfus. Ich faßte die Zügel zu lang. So wie man den Gaul

los ließ, gieng er mit meiner runden Perukke in die Luft. Ich erschrak, fuhr mit der Rechten nach dem Sattelknopfe, und zog mit der Linken den Zügel bis an meine Ohren herauf. Alles Halten war umsonst. Die Lise (so nennte ich das Thier hernach) ging mit mir durch, und rennte zulezt auf einen ofnen Stall zu, in welchem rechts und links zwanzig Hengste stunden. Zum Glük blieb sie mitten im Thorwege stehen. Die da stehenden Juden griffen zu, und riefen einmüthig: ach lieber Herr Pfarr, steige Er herunter: das Pferd ist wild: Er bricht Hals und Bein. Ich blieb sizzen. Der Reitknecht eines Freundes, der mir das Pferd empfohlen hatte, kam nachgelaufen und sagte mir, ich möchte nur getrost sizzen bleiben und den Zügel noch nach meiner Art halten. Jezt faßte ich von neuem Muth, weil ich gemerkt hatte, daß das Thier keine Seitensprünge that, sondern die regelmässigste Karriere machte, bei der es blos aufs Festsizzen ankam und alle Reuterkünste entbehrlich waren. Man ließ los und die Lise floh mit mir nach dem grimschen Thore zu. Ich hatte den Zügel mit beiden Händen und so kurz gefaßt, daß ich ihr alle meine Kraft fühlen lassen konte. Bald

wandelte sich, da ich sie aus Leibeskräften anhielt, ihre Karriere in einen wälzenden Galopp und am hallischen Thore hatte ich sie schon im Schritte. Nun war ich froh. Ich kam glüklich zurük und erhielt sie für siebentehalb Luisd'ors. Das Thier ward mein Vergnügen. Ich ritt sie, aus wahrer Schüchternheit, vier Wochen lang im bloßen Schritt, vertrieb ihr dadurch die Furcht und Scheuheit, und zog sie mir so nach meiner Hand, daß ich hernach mit ihr machen konte, was ich wolte. Sie war das frömste Thier, unter dem meine Mädchen wegkriechen konten. Und wenn ich drauf saß, so wars, als wenn sie mit mir in den Himmel stigen wolte. Man blieb stehen, wenn man mich reuten sah. Wenn ich nach Lauchstädt ritt, welches von Halle drei Stunden liegt, sprang sie mit mir über den hohen Beichlizzer Schlagbaum und endete spielend den Weg in einer Stunde. Sie sprang aus dem Stande über eine Stange, die man ihr sieben viertel hoch über den Erdboden vorsezte. Ein Officier beim Aschersleber Regiment hatte sie ehedem geritten. Als ich daher nach Aschersleben kam, und von Freunden eingeladen wurde, die Uebungen des dasigen Regiments in Augenschein zu nehmen, ging

sie, auf den Schall der Trompete, mit mir durch und ich konte es nicht hindern, daß sie zwei Attaken mitmachte. Der General v. Rohr lachte herzlich über diesen Streich, den sie mir gespielt hatte. Er fragte mich, ob sie auch noch sezte. Und da ichs bejahte, stach er mit seiner Suite auf die Gräben zu, über welche die Reuter zur Uebung sezzen mußten, und meine Lise übersprang sie alle mit ihrem lateinischen Reuter so leicht, als ob sie noch in der volkommensten Uebung gewesen wäre. Ich brauche sie heutiges Tages noch als Wagenpferd, und sie hat, achtzehn Jahr alt, noch ihre volkomne Gesundheit, und erfodert alle Aufmerksamkeit des Kutschers, wenn sie nicht in ihrem Feuer Excesse begehen soll.

Aber auch das Reuten bekam mir nicht. Ich spürte nicht nur gar keine Veränderung in meinem Körper, sondern ich bemerkte sogar, daß mein Magen schwächer ward. Nach dem Reuten widerstand mir jede Speise. Ich habe die Beobachtung lange fortgesezt und wenn ich andere Erfahrungen dazu nehme und z. B. die vielen Bereuter beherzige, welche ich im Alter hypochondrisch und

ohne Verdauungskraft gefunden habe; so muß ich urtheilen, daß das Reuten die heilsame Bewegung lange nicht ist, dafür die Aerzte sie ausgeben wollen. Es erschüttert die Eingeweide zu sehr und das Auf- und Abschlappen des Magens scheint mir offenbar ihn zu schwächen. Ich habe in der Folge das Gehen viel zuträglicher gefunden und glaube jeden Hypochondriakus versichern zu können, daß täglich zwei bis drei Stunden gemäßigte Bewegung zu Fuß in freier Luft ihm die herrlichsten Wirkungen zeigen werde.

Ich kan diese Bemerkung durch meinen Freund Moriz bestätigen, welcher zu der Zeit, da ich in meinem Garten wohnte, nach Halle kam und so hypochondrisch war, daß er mir den Vorsaz gestand, mit leeren Händen durch die Welt zu Fuße zu laufen, um — es sey durch Hunger, oder Entkräftung — zu sterben. Ich nahm ihn, ohne ihn je gekant zu haben, brüderlich auf, weil er mir gerade durch seinen traurigen Gemüthszustand intressant wurde, — bot ihm meinen Garten und meinen Tisch an, und beredete ihn, wenns denn einmal beschlossen wäre, den Tod bei mir zu er-

warten. Er ließ sich endlich zureden, mein Anerbieten anzunehmen, lebte einige Monate bei mir, bekletterte täglich die Giebichensteiner Felsen, aß und trank ohne Verdruß und Sorgen, und ward — statt zu sterben — wie ein neugeborner Mensch. Heiter und kraftvol ging er nach Berlin zurük, mit der völligen Rükkehr seiner Lust zu Geschäften.

Ich hatte bei meiner Kränklichkeit wenig Verdienst. Um so viel wilkomner war mir ein Brief aus Ungarn von dem Herrn v. Pronay, einem ungarischen Magnaten, welcher mich ersuchte, ihm meine Gedanken über die hähnische Litteralmethode aufzusezen, welche Kaiser Joseph in allen seinen Staaten eingeführt wissen wolte. Er wünschte, diese elende Methode in ihrer Blöße aufgestelt und gründlich verworfen zu lesen, um in Verbindung mit mehrern Landständen dem Kaiser Gegenvorstellungen zu thun. Ich schikte ihm, was er wünschte, und erhielt einen Anker Tokayer, der mir weidlich behagte.

Funfzehntes Kapitel.

Glaube an meine Macht im Geisterreiche.

Einen seltsamern Antrag zur Verbesserung meiner Glüksumstände that mir ein ehemaliger Kriegsheld, welcher mich versicherte, daß mein Hügel, wo ehemals ein reiches Kloster gestanden hätte, davon der Plaz noch das neue Werk benahmt wird, einen unermeßlich großen Schaz in sich schließe, der aber von mächtigen Geistern bewacht würde. Ich wil den guten Mann X. nennen.

X. Ich weis, daß Sie in diesem Fache große Geheimnisse besizzen, lieber Herr Doctor, und da ich selbst einige Kentnisse davon habe, welche durch untrügliche Erfahrungen bestätiget sind; so nehme ich mir die Freiheit, Sie von der Möglichkeit eines großen Glüks zu benachrichtigen und Ihnen meine Dienste dazu anzubieten.

Ich. (mitleidig lächelnd) Ich begreife nicht, lieber Freund, wie Sie mich in dem Verdachte

haben können, als ob ich Geheimnisse aus der Geisterwelt verwahrte, da es weltkundig ist, daß ich der größte Ungläubige bin, und außer Gott gar nichts glaube, was ich nicht mit meinen Sinnen erreichen oder mit meiner Vernunft begreifen kan.

X. (ungläubig lächend) Ei, das sagen Sie mir nur nicht. Ich weis es mehr als zu gewiß, daß Ihnen Gott auch hierin große Gaben verliehen hat. Sie können die Geister sicherlich zwingen. Sie haben ja den Höllenzwang, den ich in der Welt schon viele Jahre lang vergeblich gesucht habe.

Ich. Ja, den hab' ich. Aber ich verwahre ihn, als ein Denkmahl der Mönchischen Spizbüberei.

X. (erfreut) O, haben Sie das Buch wirklich hier? Ach, wenn ichs nur auf einen Augenblik sehen möchte! Es ist ein Schaz, der nicht zu bezahlen ist.

Ich. Ja, ich habe es hier. Aber was wollen Sie denn sehen? Ich versichere Sie aufrichtig, daß es Kinderpossen sind, mit denen die Mön-

che in den alten Zeiten das abergläubische Volk geäft haben.

X. Halten Sie denn im Ernste es für unmöglich, mit den Geistern in Gemeinschaft zu kommen? Sie wollen vielleicht sich gegen mich nur nicht herauslassen! Aber ich versichere Sie bei Gott, daß Sie mit einem ehrlichen Manne zu thun haben.

Ich. Ich betheure es Ihnen, daß es mein ganzer Ernst ist. Und wenn Sie einiges Vertrauen zu meinen Einsichten und zu meiner Ehrlichkeit haben, so glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß alles Narrenpossen sind. Alle Geisterseherei ist Betrug. Und wer sie behauptet, ist entweder von seiner Phantasie getäuscht worden, oder er ist ein vorsezlicher Betrüger, der andere zu äffen und zu misbrauchen trachtet.

X. Aber ich versichere Sie doch bei Gott, daß ich selbst schon Geister gesehen habe. Und der ..... in Halle, wird Ihnen, wenn Sie Lust haben, die Probe machen. Es ist wahrhaftig wahr. Die Sache hat ihre Richtigkeit.

Ich. Und ich sage Ihnen, lieber Freund, der .... in Halle ist entweder ein Narr oder ein Spizbube. Lassen Sie sich von ihm nicht äffen. Die ganze Sache ist widersinnisch.

X. Ja, Sie können aber doch die Möglichkeit nicht leugnen.

Ich. Mit dieser lieben Möglichkeit behelfen sich Tausende und lassen sich damit die Beutel fegen.

X. Aber was haben Sie denn für Gründe, die Sache ganz zu verwerfen?

Ich. Unzählige. Bedenken Sie doch nur, daß wir in unserer Sinnenwelt gar keine glaubhafte Spur vom Daseyn der Geister haben. Erwägen Sie ferner, daß es ganz unvernünftig ist, Buchstaben und Karaktern, die man auf Zinn oder Jungfernpergament mahlt, eine Kraft beizulegen, die Geister zu zwingen. Beherzigen Sie ferner, daß es ganz gegen alle gesunde Begriffe von Providenz läuft, wenn man einem Menschen die Macht zuschreiben wolte, die mächtigsten Geister zu seinem Dienste zu zwingen und durch sie die Ordnung der Natur zu übergehen. —

X. (ein-

X. (einfallend) Ich höre wohl, was Sie sagen wollen. Aber alle solche philosophischen Gründe beweisen doch nichts gegen die Erfahrung.

Ich. Das ist wahr. Aber Sie werden mich auch nie bereden, daß es richtige Erfahrungen giebt, die dawider streiten.

X. (höhnisch lächelnd) Wollen Sie mir erlauben, Ihnen eine Probe zu machen?

Ich. Von Herzen gern. Sie sollen alles von mir haben, was Sie verlangen. Zeigen Sie mir einen Geist und ich verlasse meinen Unglauben, und werde heute noch ein Exorcist. Denn Muth habe ich, mit dem Beelzebub selbst anzubinden.

X. Wollen Sie mir auch Ihren Höllenzwang dazu borgen?

Es half nichts. Der Mann hatte einen Glauben wie Lavater. Alle meine Gründe waren umsonst. Er bat und flehte so lange, bis ich ihm den Höllenzwang holte. Und ich mußte ihm die Erlaubniß geben, mit einem gewissen andern Manne, eines Abends sich auf meinem Gartenhause einzufinden und eine Konjuration vorzunehmen. Denn

er behauptete, daß gerade hier eine Region sein müste, wo die Geister sich häufig aufhielten und also sehr leicht herbeizurufen wären.

Ich willigte in alles, weil ich mir Hofnung machte, die kranke Phantasie des guten Mannes zu heilen und ihn von seinem Wahnglauben zurükzubringen. Der Tag wurde festgesezt. Die Exorcisten erschienen. Ich schafte meine Hausleute zu Bette, blieb selbst in der Wohnstube, welche in der zweiten Etage des Gartenhauses war, und übergab den Beschwörern meinen groſsen Saal in der dritten Etage.

Die guten Leute hatten sich sorgfältig vorbereitet. Sie hatten ganz neue Kreise von Pergament, mit dem initio evangelii Johannis und allen hebräischen und griechischen Namen Gottes beschrieben, welche nur in beiden Testamenten gefunden werden. Sie hatten sich mit sigillis und pentaculis Salomonis versehen. Sie hatten Bogenlange Gebete und Konjurationen aufgesezt.

Um zehn Uhr des Nachts bezogen sie beide meinen Saal, legten ihre Kreise, besprengten alles

mit Weihwasser und räucherten, daß das Haus vom Dampf erfült wurde. Ich saß in meiner Stube und hatte mir Koffe gemacht, um munter zu bleiben. Um eilf Uhr hörte ich, daß sie in den Kreis traten und anfiengen zu beten, daß ihnen Gott der Almächtige beistehen und ihnen, durch das Blut des Ueberwinders der Höllen, Kraft verleihen wolle, den listigen Nachstellungen des Satans zu entgehen, und ihn durch die Kraft seines allerheiligsten Namens zu besiegen und zu zwingen, daß er ihren Willen ausrichten müsse.

Nachdem diese Beterei eine Zeitlang gedauert hatte, (es war eine dünne Dekke und die Stille der Nacht erleichterte es noch mehr, daß ich alle Worte verstehen konte — auch schrieen die Beschwörer so vernehmlich, daß der Teufel sich nicht beklagen konte, die Ohren anstrengen zu müssen) so begann die Konjuration. Nach Beendigung derselben rasteten die Exorcisten, und ich vernahm nicht das allergeringste. Auf einmal hörte ich die zweite Wiederholung, in welcher der Geist mächtiglich ermahnt wurde, sogleich zu erscheinen und die hier befindlichen Schäzze getreulich anzuzeigen,

und zu eröfnen. Auf die zweite folgte die dritte und lezte. Und nun hörte ich weiter nichts, als daß die Beschwornen, da es zwölf Uhr war, die Stühle rükten, ihre Kreise aufhoben, und mit dem gewöhnlichen Ceremoniel den Zwang beschlossen. Sie legten sich bald darauf, in ihre Mäntel gehüllt, auf die Stühle, und fanden sich mit Tagesanbruch auf meiner Stube ein.

Ich. Nun, wie ists gegangen, lieben Herren? Sie haben dem Teufel diese Nacht gewaltig zugesezt.

X. (betrübt) Ja, leider noch nicht stark genug. Die Geister waren nicht herauf zu bringen.

Z. Ich bleibe dabei, sie sind hier unten gewesen.

Ich. Mir ist nichts vorkommen. Haben Sie denn gar nichts vernommen?

X. O ja, sehr viel. Sie stiebten von unten auf Sand und Steine an die Fenster, daß es klirrte.

Z. Ja ja, sie sind in der Tiefe geblieben. Und die Citation war entweder zu schwach, um sie

vollends heraufzutreiben oder — es ist eine höhere Macht uns im Wege gewesen.

Ich. Aber da Sie gar nichts gesehen haben, wie können Sie noch auf Ihren Glauben beharren? Sie haben mir doch versprochen, mich durch eine Erfahrung zu überzeugen. Sie haben aus meinem Höllenzwange die allerstärksten Konjurationen herausgesucht. Warum trifts denn nicht zu? Sehen Sie denn nicht, daß alles Possen ist?

X. Ja ja, wenn der Herr Doktor nur selbst gewolt hätten: die Probe würde wohl zugetroffen seyn.

Ich. Wie so? wenn ich gewolt hätte? Ich verstehe Sie nicht.

X. (verdrüßlich) Wir wollen den H. Doktor nicht länger aufhalten. Wer weis, wem die Probe am besten bekommen wird?

Wer hätte sich das sollen träumen lassen? Die beiden Leute glaubten im Ernst, daß ich eine noch kräftigere Konjuration unter ihnen gebraucht und ihnen die Geister abspenstig gemacht hätte. Und

ich hatte nun, statt sie von ihrem Wahnglauben zurükzuführen, sie destomehr darin bestärkt. Denn sie ärgerten sich nun, daß sie mir den Schaz meines Gartens verrathen hätten, und von mir als einen mächtigern Exorcisten angeführt worden wären. Sie ließen sichs nicht mehr ausreden. Und da ich hernach meinen Weinberg für 3000 Thaler kaufte, behauptete der X an verschiedenen Orten ganz öffentlich, daß ich einen Schaz in meinem Garten gefunden hätte und — heimlich ein steinreicher Mann sey. — Kurz, die Exorcisten hielten für gewiß, daß ich die Geister in mein Zimmer geholt und das Geld statt ihrer in Empfang genommen hätte.

Und werden meine Leser mir es wohl glauben, wenn ich ihnen sage, daß dies nicht das erste und lezte mal war, daß ich für einen mächtigen Gebieter der Geister gehalten wurde? Ich wolte noch mehr als zwanzig Personen in und auswärts namhaft machen, welche sichs bis diese Stunde nicht ausreden lassen, daß ich ein Teufelsbanner bin.

Ich war einst in Schlettau (einem sächsischen Dorfe bei Halle) im Wirthshause zur Kirchmeß

und stand, in meinen eignen Gedanken vertieft, an einem Fenster. Ich bemerkte bald einen kleinen dikken Mann seitwärts hinter mir, der in einem weg mich betrachtete. Ich wandte mich einigemal, um ihn unmerklich ins Auge zu fassen, und glaubte eine gewisse Sehnsucht in seinen Blikken zu lesen. Ich fuhr fort, zum Fenster hinaus zu sehen und hörte endlich, daß der Mann sich bewegte und mir näherte.

Ich. (indem ich mich umdrehte — freundlich) Haben Sie mir etwa was zu sagen, lieber Mann?

Er. Ja, lieber Herr Doktor. Ich habe schon lange mirs gewünscht, Sie einmal zu sprechen: habe mirs aber immer nicht unterstehen wollen.

Ich. O, Sie konten zu allen Zeiten frei zu mir kommen. Ich nehme jederman gern und liebreich auf. Was ist denn wohl ihr Anliegen?

Er. Ja, wir werden an diesem Orte wohl schwerlich uns sprechen können. Ich wil jezt nur so viel sagen, lieber Herr Doktor, ich weis es, daß Sie ein großer Mann sind und daß Ihnen

Gott große und seltene Gaben verliehen hat, die wenige Menschen in der Welt besizzen. Ich habe das auch von großen Gelehrten gehört, die sonst ihre Feinde sind, daß Ihnen der liebe Gott —

Ich. (einfallend) Lassen Sie diese Lobsprüche weg, lieber Mann, und sagen mir lieber kurz und gut Ihr Anliegen. Sol ich Ihnen einen Rath geben, oder einen Aufsaz verfertigen, oder —

Er. Nein, nein. Ich habe etwas weit wichtigeres auf meinem Herzen. Ich weis, daß Sie ein Herr sind, der viel großes leisten kan, was menschliche Kräfte nicht vermögen. Ich habe selbst schon einiges versucht: aber ich glaube gewiß, daß ich ohne Sie nichts werde ausrichten können.

Ich. Lieber Mann, Sie irren sich sehr. Ich habe und kenne keine andern, als menschliche Kräfte. Und wenn Sie etwa mich zu Dingen zu gebrauchen hoffen, dazu Magische Kräfte, wie mans nennt, erfodert werden, so bedaure ich Sie.

Er. Verstellen Sie sich gegen mich nicht, lieber Herr Doktor: ich bin ein ehrlicher Mann.

Sehen Sie, ich habe in meinem Hause einen Schaz, der schon über dreißig Jahre liegt. Es ist algemein bekant daß der . . . . 30000 baares Geld hatte; und da er starb, suchte man das ganze Haus durch und fand nichts, und jederman sagte, daß ers vergraben hätte. Das Haus besizze ich jezt, und es ist zuverläßig das Geld noch da. Sie sollen den dritten Theil davon haben, lieber Herr Doktor, wenn Sie mir dazu verhelfen. Ich weis, Sie können. Ich habe schon drei Wassergeister abgetrieben. Aber es sizt noch ein mächtiger Luftgeist auf dem Schazze, welcher nicht wanken und weichen will. Und ich weis gewiß, Sie zwingen ihn.

Ich fuhr fort, den Mann zu bedeuten, daß er sich an mir irre und ich konte dennoch mit allen Kontestationen und Vorstellungen nichts bei ihm ausrichten: weil er sichs fest in den Kopf gesezt hatte, daß ich die bei mir gesuchte Kunst besäße, und nur Ursache haben müßte, mich vor ihm zu verbergen.

Wenn alle diese und ähnliche Glaubige an meine Macht im Geisterreiche nicht noch lebten,

und zum Theil brave und angesehene Leute wären; so würde ich kein Bedenken tragen, ihre Namen zu nennen, welche ich jezt aus Diskretion verschweigen muß.

Sechszehntes Kapitel.

Rükkehr in die Stadt.

Geschichte der moralischen Vorlesungen.

Ich hatte zwei Winter und einen Sommer in meinem Gartenhause ausgehalten und mit vielen Kosten alle mögliche Versuche gemacht, den Rauch los zu werden, welcher bei Heizung der Oefen das ganze Haus erfüllte und zuweilen mit Gewalt durch die Oefen in die Zimmer drang, so daß man Thür und Fenster öfnen oder erstikken mußte. Ich habe diese Noth wenigen geklagt, um einstige Käufer nicht abzuschrekken: aber sie war wirklich so groß, daß wir sie nicht mehr ertragen mochten.

Einmal gerieth ich in wirkliche Gefahr, mit meiner Frau und meiner ältesten Tochter, welche

in meiner Kammer mit lag, zu erstikken. Ich brante in meinem Ofen Steinkohlen, die ich, auch wenn sie dampfen, sehr gut vertrage. Das Feuer war um acht Uhr schon niedergebrant und wir hatten uns halb zehn Uhr schlafen gelegt. Um eilf Uhr höre ich meine Frau keichen und stöhnen, als wenn sie mit dem Tode ränge. Ich ermunterte mich, konte aber kein Wort aus ihr herausbringen. Ich wekte meine Tochter. Diese stund auf, und wie sie auf ihre Füße trat, taumelte sie in meine Arme. Jezt erst merkte ich, daß Steinkohlen-Dampf in der Stube war. Denn ich selbst empfand nichts als ein wenig Kopfschmerzen, und war an den Kohlengeruch schon so gewöhnt, daß ich nicht drauf gefallen seyn würde, wenn ich nicht die Wirkung an meinem Weibe und Kinde gemerkt hätte. Ich schlepte eiligst das Mädchen hinaus, riß das Fenster auf und zog die Mutter aus dem Bette, um sie ebenfals aus dem Zimmer zu bringen. Sie erholten sich beide wieder. Und nun fand ich, daß ein Windstoß die glühenden und noch Schwefeldustenden Kohlen dergestalt getroffen hatte, daß glühende Asche im Zimmer um den Ofen herum lag. Wär ich eben so empfindlich gegen den Kohlendampf

gewesen, wie mein Weib, und hätte folglich nicht so leicht erwachen und mich besinnen und Hülfe schaffen können; so wären wir vielleicht alle drei ums Leben gekommen.

Dieser Vorfall brachte den Entschluß zur Reife, den Garten wieder zu verkaufen, den ich, wofern ich ihn nicht mehr bewohnen und die Miethe in der Stadt dabei sparen konte, nicht zu behaupten vermochte.

Ich miethete mich anfangs wieder in der Stadt ein, kaufte mir aber hernach selbst ein Häuschen für 1000 Thaler, wo ich zu meiner Liese noch ein Pferd mit einer Halbschäse anschafte, und alle Nachmittage aufs Land fuhr, um da zu arbeiten. Meine Lebensart blieb wie vorher. Ich arbeitete von fünf Uhr des Morgens bis Mittag. Nachmittags nahm ich mein Schriftsteller-Werkzeug mit nach Schlettau und benuzte blos die Bewegung des Fahrens und die Gelegenheit, in kurzen Pausen, die ich in meine Schreiberei einschaltete, die freie Landluft zu genieſſen. Zuweilen fand ich auch Gesellschaft, der ich, wiewohl selten, einen Theil der

Arbeit aufopferte. Ich habe mehrere hundert Zeugen, die mich da bei meiner Arbeit getroffen haben: und dennoch seufzte die theologische Heiligkeit so laut, daß mans in Berlin hören konte: Der D. Bahrdt liegt Tag und Nacht auf den Dörfern!

Solche Seufzer, von Zeit zu Zeit an die Behörde abgeschikt, waren nöthig, wenn der verhaßte und ein vor allemal zum Opfer der Unterdrükkungssucht bestimte Mann wirklich erliegen solte. Denn des Ministers Wunsch, mich zu versorgen, war noch gar nicht in seinem Herzen erstorben. Er hatte vielmehr vor kurzem nur erst Mine gemacht, die verfallne und mit blossen Studentenpredigten bisher versorgt gewesene Universitätskirche wieder in Aufnahme zu bringen und, in meiner kleinen Person, der Kirche ein Auditorium und den Studenten ein brauchbares Muster der Kanzelberedsamkeit zu geben. Und es hatte sehr dringende Berichte gekostet, diese meine neuen Aussichten zu versinstern und die Gefahr, mich durch Rednertalente in Ansehen und Kredit zu erblikken, von dem hallischen Zion abzuwenden.

Aber schon bereitete ich meinen Unterdrükkern neue Besorgnisse. — Ich bekam den Einfall, nach der Weise des seligen Gellerts, moralische Vorlesungen zu halten, weil schon viele Familien, adlichen und bürgerlichen Standes, mich ermuntert hatten, einmal ein Kollegium zu lesen, welches für alle Stände geniesbar sey.

Mein Plan war, wöchentlich eine einzige Stunde dazu zu bestimmen, und blos die wichtigsten und interessantesten Themata aus dem Umfange der moralischen Religion auszuheben, um sie mit der ganzen mir möglichen Kraft der innern und äussern Beredsamkeit vorzutragen.

Ich hatte damals das große Auditorium, in welchem ehedem der große Baumgarten seine Vorlesungen gehalten hatte. Es faßte bei 400 Menschen. In diesem Hörsale ließ ich einen Abschlag machen. Zwei Drittel des Raums bestimte ich für Studenten und einen Drittel für Zuhörer aus andern Ständen. Der Abschlag sonderte beide Arten von Zuhörern von einander, und war so eingerichtet, daß zur Zeit, wenn sich das Audito-

rium verſamlete, kein Theil den andern ſehen konte. Erſt, wenn ich aufs Katheder ging, öfnete ſich durch große Schieber der obere Theil des Verſchlags, ſo daß beide Auditoria einander ſowohl als den Redner im Geſicht hatten.

Mein Vorſaz war, die Stunde des Sontags um eilf Uhr zu halten, wenn alle Kirchen geendiget wären. Ich wählte den Sontag, weil da die Familien am erſten Zeit hatten, einer ſolchen Stunde beizuwohnen und auch in Abſicht auf Seelenſtimmung dazu am aufgelegteſten ſchienen. Es war dies weder etwas unſchikliches noch neues.

Schon in Halle waren des Sontags Vorleſungen gehalten worden. In Göttingen hatte Heine des Sontags Archäologie geleſen. Und ein Jahr darauf las unſer Paſtor Senf alle Sontage ein Kollegium über die häusliche Erziehung. Warum ſolte ich alſo nicht Sontags eine Stunde Moral leſen?

Ich machte mein Vorhaben bekant und erhielt in der Stadt algemeinen Beifal. Viele Of-

ficiers und Familien versprachen zu kommen. Eine ungeheure Menge Studenten meldete sich. Ich vollendete meine Anstalten und sezte endlich diese moralischen Vorlesungen in meinen Lektionszettel. Und dieser ging, mit der Liste aller akademischen Vorlesungen, nach Hofe und wurde approbirt.

Aber bald nach Ostern, etwa vier Wochen, ehe die Sommervorlesungen ihren Anfang nahmen, hörte ich, daß einige bei der Universität meine moralischen Vorlesungen nicht billigen wolten und — daß besonders die Herren Theologen allerlei dagegen einzuwenden hätten. Ich eilte zu dem damaligen Prorektor, dem Herrn Prof. Schulz, und fragte, ob das Gerücht Wahrheit habe? Er nahm mich mit der äußersten Höflichkeit auf, zukte die Achseln und gestand — daß allerdings verschiedene Einwendungen gemacht würden, und daß man von Seiten der Fakultät mir durchaus nicht gestatten wolte, diese Vorlesungen zu halten.

Ich drang in ihn, die Gründe davon zu vernehmen, konte aber nichts erfahren. Also wandte ich mich so fort an den Minister, berichtete ihm,

daß

daß mir der Prorektor den Anschlag meiner moralischen Vorlesungen am schwarzen Bret nicht gestatten wolle, und bat um seine Protektion. Ich erhielt die schleunigste Hülfe.

Se. Exellenz antworteten mir: „mit heutigem Postage habe ich an den Herrn Prorektor „selbst geschrieben und ihm wegen Ihres Anliegens „meine Gedanken eröfnet. Es werden Ihnen nun „weiter keine Schwierigkeiten gemacht werden. „Benehmen Sie sich nur selbst dabei mit der nöthigen Vorsicht, und schaden sich nicht durch alzu „freimüthige Aeusserungen u. s. w.„

Nun freute ich mich meines Sieges. Der Approbation des Oberkuratorii versichert, ging ich sogleich zu Herrn Schulz und sagte Seiner Magnificenz, daß mir der Minister schriftliche Erlaubniß ertheilt, und mir zugleich gemeldet hätte, daß er Seiner Prorektorischen Herrlichkeit seine Willensmeinung eröfnet habe.

Herr Schulz war freundlich und artig: aber — dabei in seinen Antworten so unbestimt, daß ich

weder Ja noch Nein aus ihm herausbringen konte. Er ließ sich sogar nicht einmal in ein ausdrükliches Geständniß ein, daß er den Brief vom Miniſter erhalten habe. Er wagte es nicht, mir die Vorleſungen weiter zu unterſagen: aber er hütete ſich auch, mir eine kategoriſche Erlaubniß dazu zu ertheilen. Und wenn mein Gedächtniß mich nicht täuſcht; ſo bat er mich blos, die Zeit, nämlich die Sontagsſtunde, nicht mit öffentlich anzuſchlagen.

Ich nun — ging, trozzend auf meine gerechte Sache und auf des Miniſters Handſchreiben, — an die Arbeit, und ließ mir weiter nicht träumen, daß ich an meinem Vorhaben gehindert werden würde, zumal da ich dem Prorektor nachgegeben und die Beſtimmung der Zeit aus dem Anſchlage weggelaſſen hatte. Vor allen Dingen ſorgte ich jezt für gute Ordnung, und weil ich fürchten mußte, daß ein erſtaunender Schwarm von Studenten eindringen würde; ſo machte ich bekant, daß kein Hoſpite geduldet werden könte, ſondern daß jeder von dem Anfange der Vorleſungen das Honorarium bezahlen und ſich ein Entree-Billet bei mir abholen müſſe, ohne welches niemand eingelaſſen wer-

den und einen Plaz finden würde. Das Honorarium betrug, fürs halbe Jahr, zwei Thaler. Und ich gab über 200 Billets aus.

Die Fakultät ließ mich gewähren. Die Universität schwieg. Der Prorektor rührte sich nicht. — Ich verwendete einige dreissig Thaler auf die Verschönerung meines Hörsales. Ich ließ den Verschlag anstreichen. Ich versahe den für Familien bestimten Raum mit Stühlen. Kurz, ich handelte öffentlich und stadtkundig so, daß es keinem Menschen, geschweige dem Prorektor, verborgen bleiben konte, was ich vor hatte. Meine Billets kursirten in allen Häusern. — Aber es war absichtliche Stille. Man wolte mich ruhig alle Anstalten vorkehren lassen und, erst im lezten Augenblikke, mich stören und zum Gelächter machen.

Nachdem ich dem Prorektor erklärt hatte, daß ich den und den Sontag anfangen würde zu lesen, und mir kein Wort dagegen von ihm eingewendet worden war — nachdem ich drei Wochen lang öffentliche Anstalten gemacht und Billets ausgegeben hatte — schikten Se. Magnificenz — der Theo-

loge, Schulz, Direktor des Waisenhauses — den Pedell, an die Frau D. Junkerin, an dem Sonnabende, welcher vor dem Sontage unmittelbar vorher ging, an welchem ich anfangen wolte zu lesen, abends um achr Uhr, und ließ ihr befehlen, bei zehn Thaler Strafe sogleich die Thüren meines Auditorii zu verschließen, mit Vorlegeschlössern zu verwahren, und mir schlechterdings allen Gebrauch des Hörsals zu verwehren.

Um neun Uhr desselben Abends, wo ich ruhig in meinem Hause saß und mich auf die morgende erste Vorlesung zubereitete, kam der Herr D. Junker, der Sohn der guten Frau, von welcher ich das Auditorium gemiethet hatte, erschrokken und leichenblaß gelaufen, und meldete mir den scheuslichen Vorfall.

Ich war wie versteinert, da ichs vernahm. Ists möglich, dacht' ich, daß man so heimtükkisch mit mir verfährt? — Meine Erstarrung ging in tobende Blutwallung über. Ich rannte zum Postdirektor, der mein Freund war, und bat ihn dringend, mir bis zehn Uhr Zeit zu lassen, daß ich noch

einen Brief nach Berlin schreiben und abgeben könte. Er versprachs und hielt Wort.

Im ersten Aufbrausen meines Zornes sezte ich mich und schrieb an den Minister.

„In diesen Augenblikken erfahre ich den höchsten „Grad der allerniederträchtigsten theologischen „Kabale, die je an einem Menschen verübt „worden ist ꝛc.

Mit solchen heftigen Ausdrükken, war der ganze Brief erfült. Ich erzählte in dem bittersten Tone den ganzen Vorfall, wie ich den Prorektor vor drei Wochen gesprochen, mich auf Sr. Exellenz Handschreiben berufen, und kein weiteres Interdikt erhalten hätte: wie boshaft man mir bei meinen Anstalten zugesehen und nicht einen Laut von sich gegeben hätte, woraus Widerstand zu ahnden gewesen wäre: wie schändlich es sey, einen Mann erst Kosten aufwenden und die ganze Stadt in Erwartung sezzen zu lassen, und dann erst aus dem Hinterhalt hervorzubrechen und ihn, mit Vereitlung aller seiner Anstalten, dem Hohngelächter des Publikums preis zu geben.

Dieser freilich zu hizzige Brief, den ich bei kälterm Blute nicht geschrieben haben würde, ward des Sonnabend Abends noch auf die Post gegeben. — Ich schlief die ganze Nacht vor Scham und Aergerniß nicht. Den Sontag früh schikte ich meinen Fiskal in die vornehmsten Häuser und ließ ansagen, daß ich gehindert sey, heute die moralischen Vorlesungen anzufangen.

Aber um zehn Uhr schon hörte ich neuen Lärm. Man meldete mir, daß die Studenten schaarenweise nach meinem Auditorio zögen: daß eine Menge Herren und Damen auf gleichem Wege wären: und — daß das Haus, wo ich hätte lesen wollen, mit Häschern besezt sey. Es war mir unglaublich. Ich sandte meinen Fiskal selbst hin. Und es war leider die Wahrheit.

Die Herren . . . . hatten besorgt, ihre Vorlegeschlösser möchten allein nicht stark genug seyn, mein Vorhaben zu hintertreiben. Sie wußten, daß eine Menge Stabs- und andere Officiers meine Freunde waren und den Vorlesungen beizuwohnen beschlossen hatten. Sie trauten diesen Kriegshelden

zu, daß sie mit den Vorlegeschlössern nicht viel Komplimente machen, sondern mich de facto in meinen Hörsal einführen würden. Sie kanten meinen Muth und ihre ungerechte Sache. Sie erwogen, daß sie den Fehler begangen und mir weder schriftlich noch mündlich ein Interdikt insinuirt hätten, und daß ich also gar füglich, kraft des Handschreibens vom Minister, ihre Vorlegeschlösser ignoriren, und mich der Erlaubniß des Oberkuratorii bedienen könte. Kurz, es ward ihnen bange, daß die Reihe des Ausgelachtwerdens an sie selbst kommen dürfte, wenn sie nicht stärkere Hindernisse mir entgegen sezten. Daher hatten sie sich entschlossen, in aller Frühe das Haus mit Pedellen und Häschern zu besezzen, um mich und meine Zuhörer, mit Gewalt abtreiben zu lassen.

Aber ich handelte so übereilt nicht, wie sie geglaubt hatten. Ich blieb zu Hause, und erwartete die Vertheidigung meiner Rechte vom Oberkurator. Und meine Zuhörer kehrten, da sie die Häscher sahen, eben so still in ihre Wohnungen zurük.

Was man in der Stadt und bald nachher in Deutschland von dem Vorfall sprach, werden mei-

ne Leser wohl errathen können. Ich hätte nicht Mensch seyn müssen, wenn ich ohne alle Leidenschaft dabei geblieben wäre. Den Dienstag gieng ein fast eben so feuriges Schreiben an den Minister, in welchem ich den spätern Auftritt berichtete, der am Sontage sich ereignet hatte. Und ich erwartete nichts gewissers, als daß der Minister meine ertheilte Erlaubniß durchfechten und der Fakultät eins auswischen würde. Aber meine Erwartung wurde nur zur Hälfte erfüllt.

Es dauerte vier Wochen, ehe von Berlin aus etwas erfolgte. — Der Minister mochte nicht Lust haben, es zu einem förmlichen Kriege zwischen ihm und der Fakultät kommen zu lassen: weil er nicht gewiß war, in welcher Stimmung Friedrich den Großen eine Klage der Universität gegen den Kurator finden würde. Er scheint daher lange sich bedacht und nachgesonnen zu haben, wie er meine unartigen Gegner züchtigen wolte, ohne sich in einen direkten Krieg mit ihnen einzulassen. Und von diesen Berathschlagungen scheint mir folgender Erfolg das Resultat gewesen zu seyn.

Se. Excellenz schikten — meine beiden Privatbriefe! — an die Universität, mit dem Befehl, sich dagegen zu verantworten. — Das war eine Erscheinung, die sich kein Mensch zu enträthseln vermochte. Viele weissagten mir aus diesem Gebrauche, den der Minister von meinen Briefen gemacht hatte, einen traurigen Ausgang. Ich — blieb in meiner Ruhe und ließ dem Dinge seinen Lauf. Mein Blut hatte sich abgekühlt und die ganze Sache war in meinen Augen nur noch Spiegelgefecht.

Aber was bei der Universität für große Augen gemacht wurden, kan man sich besser vorstellen als beschreiben. Die runden Perükken eilten in ihre Konferenzen und — beschlossen meinen Untergang. „Das ist erschreklich, hieß es. So hat sich noch „kein Mensch unterfangen, gegen alte königliche Pro„fessoren zu schreiben. Da muß ein exemplum „sine exemplo statuirt werden. Jezt dürfen wir „nicht schonen. Jezt muß alles heraus. Wir „müssen schlechterdings eine eklatante Satisfaktion „haben. Der Bahrdt muß öffentlich bestraft und „für solche Insolenzen gezüchtiget werden.„

Es kam zum votiren. Der vorgeschlagene Bericht ward von vielen Professoren, welche die Unbilligkeit des bisherigen Verfahrens gegen mich einsahen, mit Gründen verworfen. Aber durch die Mehrheit der Stimmen wurde er durchgesezt und ging nach Hofe.

Der Bericht oder vielmehr die Anklage enthielt alles, was gegen mich aufzubringen war. Man stelte dem Oberkuratorio die Heiligkeit des Sontags vor, den ich mit meiner Moral hätte profaniren wollen. Man zeigte die gerechte Besorgniß, daß Studenten- und Volksauflauf hätte entstehen und gefährlicher Tumult aus meinem Vorhaben erwachsen können, weil viele mich für einen Irlehrer hielten. Man schilderte meinen moralischen Karakter auf die gehässigste Art und bewies daraus, daß einen solchen Mann sontägliche Erbauungsstunden durchaus nicht kleideten: daß zu einem solchen Unternehmen ein Mann von weit reinern Sitten ersodert würde. Man äußerte Furcht, daß solche Vorlesungen als Konventikel angesehen werden und andern dazu Gelegenheit geben könten. Man deklamirte über die schrek-

lichen Unsittlichkeiten, welche entstehen könten, wenn in einem Auditorio Weiber und Töchter mit den Studenten zugleich sich einfinden solten. Man beschrieb meine unanständigen Werbungen, mit denen ich auf Bierbänken und Koffehäusern meine Zuhörer zusammen getrommelt hätte ꝛc.

Wie viel in diesem Berichte Wahrheit war, mag ich jezt nicht untersuchen. Ich will blos auf zwei Punkte meine Leser aufmerksam machen, welche sie das übrige beurtheilen lehren werden. Der Punkt der Werbungen war ganz falsch: denn ich bin noch bis auf den heutigen Tag auf kein hallisches Koffehaus gekommen, und kan den getrost auffodern, der mich je in Halle in einem solchen Hause gesehen haben will. Ueberhaupt habe ich keinen Menschen geworben. Ich habe blos mein Vorhaben, dazu mich andere ermuntert hatten, bekant gemacht, und ruhig erwartet, wer kommen oder schikken, und sich ein Einlas-Billet ausbitten wolte. Auch nicht ein einziger Mensch kan sagen, daß ich ihn selbst darum angeredet habe. Und was zweitens die Gefahr des Tumults betrift, so ist es bekant genug, daß alle Studenten mir wohl wol-

ten und für mich so eingenommen waren, daß gewiß kein einziger Mensch sich unterstanden haben würde, aus Abneigung gegen meine Irrgläubigkeit mich zu insultiren und die Ruhe zu stöhren.

Aber die Herren . . . . begnügten sich nicht an diesem Bericht. Sie suchten noch anderweitige Bündnisse auf, um diesmal mit einer unbesiegbaren Macht gegen mich zu Felde zu ziehen. Man wußte es dahin einzuleiten, daß das hallische Stadtministerium zu gleicher Zeit eine schriftliche Protestation einlegte und bei Hofe supplicirte, daß man dem Kezzer Bahrdt seine moralischen Vorlesungen an Sontagen nicht gestatten möchte. Dieses merkwürdige Schreiben verdiente wörtlich abgedrukt zu werden. Es enthielt eine Menge Seufzer über meine Profanität und stellt hauptsächlich diesen Grund gegen mich auf:

Daß der Klingelbeutel in den hallischen Kirchen darunter verlieren würde, indem zu besorgen sey, daß viele Leute, deren lüsterner Gaum sie in meine Vorlesungen ziehen dürfte, nun die Frühkirchen versäumen und meinen neumodischen Deklamationen nachlaufen würden.

Gern hätte man auch von Seiten der Bürgerschaft etwas tentirt. Aber ich hatte damals unter den Bürgern so viel Freunde und so gar Anhänger meiner Grundsäzze, daß ich eher selbst im Stande gewesen wäre, ein paar hundert zusammen zu bringen, welche sich für meine Freiheit verwendet haben würden. Denn meine Schriften hatten mir viele Herzen gewonnen.

Der Bericht ging also mit der Vorstellung des Ministerii nun ab, und man wartete mit Sehnsucht auf Antwort. Meine Feinde bei der Universität hoften ein ganzes Bündel voll Blizze, die mich treffen würden. Und die Theologen sahen vielleicht einer knieenden Abbitte entgegen. Es dauerte aber wohl sechs Wochen, ehe die Stille unterbrochen wurde.

Endlich — erschien ein Rescript, bei dessen Erblikkung allen der Mund offen stehen blieb, als wenn die Maulsperre sie befallen hätte:

Wir — haben auf euren Bericht — beschlossen, daß, da das Sommerhalbe Jahr meist zu

Ende ist, die moralischen Vorlesungen des D. Bahrdt vor der Hand ausgesezt bleiben mögen: und soll derselbe, da er an seinem Theile alles gethan hat, was ihm möglich war, nicht angehalten werden, die bereits empfangenen Gelder wieder herauszugeben ꝛc.

Dieses Rescript wurde mir vom Oberkuratorio kommunicirt, und in einem Schreiben gleiches Inhalts befohlen, mich bei der Sache zu beruhigen und meine Vorlesungen auf eine andere Zeit zu verschieben. Und damit hatte der ganze Proceß, von dem man einen so eklatanten Ausgang erwartet hatte, ein tragi-komisches Ende.

Viele wußten sich dieses Verfahren des Ministers nicht zu enträthseln. Ich aber glaube seine Absicht errathen zu haben. Mich deucht, er sahe die Unmöglichkeit, mich für diesmal zu protegiren, und mein Recht durchzusezzen. Auch fand er es vieleicht der Klugheit nicht gemäß, den Theologen geradehin unrecht zu geben, und sie für ihre Ungerechtigkeit zu strafen. Er erwählte also eine indirekte Bestrafung. Er nöthigte sie, in meinen Brie-

sen die härtesten Züchtigungen zu lesen und ohne alle Satisfaktion zu verschmerzen. Und mich hofte er dadurch zu entschädigen, daß er mich von der Rükgabe der eingenommenen Gelder befreite. Ich enthalte mich aller weitern Anmerkungen. — Zedliz war ein weiser und rechtschafner Mann, der aber nicht immer so handeln konte, wie er wolte. Man muß keinen Minister, so wie keinen Menschen, nach der Aussenseite beurtheilen. Es traten oft Umstände ein, welche die menschlichen Handlungen bestimmen und die das Publikum niemals zu erfahren bekomt. Auch in dieser Sache waren Umstände — die ich verschweigen muß, welche vieles Licht geben würden. — — —.

Ein merkwürdiges Phänomen war es für mich, daß mich kein Mensch um das empfangene Geld für die nicht gehaltnen moralischen Vorlesungen mahnte. Indessen ließ ichs freiwillig allen den Studenten, welche im folgenden halben Jahre bei mir hörten, zu gute gehen, und mir abziehen.

Zu Michael schlug ich meine moralischen Vorlesungen abermals an, und sezte dazu zwei Stun-

den aus: eine des Mittwochs-abends um fünf, und die andere, des Sonnabends (weil um fünf Uhr das Konzert anging) nachmittags um zwei Uhr. Das ganze Publikum wurde eingeladen. Die Universität legte mir keine Hindernisse wieder in den Weg. Mein Hörsal ward gedrängt voll. Ich hatte bei 300 Studenten zu ordentlichen Zuhörern, und der hintere Verschlag faßte zuweilen funfzig bis siebzig Liebhaber, aus allen Ständen — Offiziers, Räthe, Professoren und Bürger, mit Weibern und Töchtern.

Jezt zeigte sichs durch die Erfahrung, daß alle Besorgnisse wegen Unsittlichkeit und lärmender Auftritte vergeblich gewesen waren. Nirgends in der Welt muß ein stilleres und ernsteres Auditorium gefunden worden seyn. Es war eine so feierliche Stille, daß man in einem Tempel zu seyn meinte. Mir selbst war es rührend, solche Zuhörer vor mir zu haben. Ich ward durch diese Todtenstille so begeistert, daß oft eine Thräne mir entrann, wenn ich betete. Denn ich begann alle Vorlesungen mit einem Gebet und endete sie auch gewöhnlich mit Gebet.

Viele

Viele — viele junge Leute wurden in ihrem Innersten durch meine Vorträge gerührt, und haben mir es selbst gestanden, daß sie durch mich moralisch bessere Menschen geworden wären. Juristen und Aerzte hörten mich, und versäumten bis zu Ende des halben Jahres keine Stunde.

Ueberhaupt kan ich mich des Vorzugs rühmen, daß in allen meinen akademischen Vorlesungen eine Bescheidenheit und Stille geherscht hat, die in keinem andern hallischen Hörsale noch gefunden worden ist. Bei einigen Docenten giebts zuweilen einmal ein lärmendes Scharren, Pochen, Zischen u. d. Und bei mir ist, so lange ich in Halle gelesen habe, noch kein Geräusch gehört worden. Ich konte in meinen Deklamationen das äußerste pianissimo ausdrükken ohne Gefahr, daß eine Sylbe verloren ging. Alle, die mich je gehört haben, sind meine Zeugen!

Im nächstfolgenden Sommer, sezte ich diese Vorlesungen fort, und hatte das Vergnügen, daß selbst Fremde aus der Nachbarschaft, insonderheit aber von Lauchstädt kamen, und meinen Hörsal mit ihrer Gegenwart beehrten.

Und so habe ich denn wohl endlich in der Welt Zeugen genug, die mich vor dem Vorwurfe verbreiteter Irreligion schüzzen und mir nachsagen könten, — wenn sie für mich sprechen wollten — daß meine Vorträge religiöse und tugendhafte Gesinnungen verbreitet haben, und der Moralität im höchsten Grade förderlich gewesen sind. — Nach dem Tode Friedrichs des Großen gab ich alle Vorlesungen freiwillig auf, und entsagte, in einer Schrift an den Prorektor, selbst dem foro academico!!

Siebenzehntes Kapitel.

Häusliche und ausserhäusliche Plagen.

Mein rastloser und in der That übermäßiger Fleiß, welcher mir, ohngeachtet der schlechten Zahlungen meiner akademischen Zuhörer, doch immer 1000 Thaler jährlich eintrug, konte mich dennoch nicht von Sorgen und Verlegenheiten befreien. Ich fing um diese Zeit besonders an, darüber nachdenklich zu werden.

Meine Lebensart war einfach. Ich aß täglich eine Schüssel, hatte immer nur einen ganz simpeln Rok, und kleidete meine Töchter in Leinwand und Kattun. Ich hatte selten Gäste und bewirthete sie allemal äußerst frugal. Und doch — reichten meine 1000 Thaler nirgends zu. Ich hatte immer Schulden, und mußte mit einer gewissen Aengstlichkeit mich durchwinden, um nur auszuweichen. Es wird das jederman unglaublich scheinen, der da weis, was eine solche Wirthschaft kostet, wie die meinige war. Mir — war es räthselhaft.

Mein liebes Weib vernahm oft darüber meine Klagen, aber sie vermehrte sie mit den ihrigen. Ich war, nach ihrer Meinung, immer zu genau gegen sie. Wer sie in Gesellschaft sahe, hat gewiß nie Mangel verspürt. Sie erschien völlig standesmäßig. Und doch mußt ich mirs zuweilen von ihr kläglich vorsagen lassen, daß sie sich in Absicht auf Kleidung zu kümmerlich behelfen müste. Ich mußte diese Vorwürfe dulden und auf meine Klage, daß ich manche Woche 7, 8, 9, Thaler ihr zur Haushaltung geben mußte, (wovon Zins, Kleider,

Wein, Holz, Licht, Kaffe, Zuker, Tabak, Plaisirs ꝛc. nicht mit bestritten wurden — denn das bestritt ich alle selbst, und kaufte alles besonders, und gewöhnlich in starken Vorräthen ein) und — daß doch nur 3 Kinder 1 Magd und 1 Bedienter im Hause waren, — auf diese meine Klagen mußte ich mit der Antwort fürlieb nehmen, daß ja ihr Rechnungsbuch es ausweise, wozu das Geld verwendet worden sey. Und wenn ich ein Wörtchen sprach, daß meine Vorräthe zu geschwind ihre Endschaft erreichten (ich erinnere mich, daß von einem halben Centner Hernhuter Lichter, zu Michael eingekauft, zu Weihnachten keines mehr übrig war) so jammerte sie so heftig über mein, aus meiner Aeußerung hervorleuchtendes Mistrauen, daß ich gern — gern nichts mehr sagte, sondern geduldig fortschanzte, und, jemehr mir aufgieng, destomehr zu erarbeiten trachtete.

Ich hatte damals den jungen Mann in meinem Hause, dessen ich schon mehrmalen erwähnet habe, welcher meine Kinder so vortreflich bildete und unterrichtete, daß sie mit entzückendem Vergnügen, wenn die Schulstunden kamen, auf sein

Zimmer eilten und mit Mismuth es vernahmen, wenn die Gloke schlug, die sie wieder von ihm abrufte. Er war ein Mann von den seltensten Talenten. Er hatte die Kentnisse, die gerade für Kinder waren, ganz in seiner Gewalt. Er besaß die Gabe, sie durch lauter Erzählung zu versinlichen. Er hatte ein Air von Sanftmuth, Freundlichkeit und dabei edlem Stolze, welches jeden, das Kind wie den Greis, bezauberte. Wenn er sprach, glaubte man die Weisheit, die Unschuld und die unbestechliche Gewissenhaftigkeit zu hören. Er blieb dabei sich immer gleich. Nie war hervorstechende Fröhlichkeit oder Traurigkeit an ihm zu sehen. Stille Seelenruhe schien in seinem Gesichte gezeichnet zu seyn. Kurz, ich hatte das Glük, den vollkommensten Erzieher meiner Kinder und — meinen wärmsten Freund an ihm zu besizzen.

Ich nenne den Unglüklichen nicht, um ihn nicht, wenn er jezt irgendwo sein Glük zu machen Hofnung haben solte, dasselbe zu vereiteln. Aber seine Geschichte will ich — weil ich einmal angefangen habe, von ihm zu reden, und weil sie gerade in das Kapitel von meinen häuslichen Leiden gehöret — vollenden.

Dieser junge Mann lebte, wo ich nicht irre, zwei Jahre in meinem Hause und blieb in dieser ganzen Zeit für mich, derselbe — achtungswürdige Freund. Er hatte mein unbegränztes Vertrauen. Er verwaltete, als Fiskal, alle meine Einnahmen. Ihm war es ganz überlassen, wie von meinen Zuhörern die schuldigen Gelder für meine Vorlesungen beigetrieben werden solten. Er hatte überdem auch meine merkantilischen Geschäfte z. B. Pränumerationen und Samlungen für mich und andere zu besorgen.

Im Besiz dieses Vertrauens gelang es ihm, im lezten halben Jahre seines Aufenthalts (wenigstens wards eher mir nicht merklich) mit meinem Hausmädchen, welches ich aus dem Reiche mitgebracht hatte, eine vertraute Freundschaft zu errichten. Seine und ihre Tugend, die sie uns seit ihrem dreizehnten Jahre erprobt und unerschütterlich behauptet hatte, schien mir vor allen nachtheiligen Folgen zu bürgen. Und in meinem Herzen gönnt' ichs dem Mädchen (welchem ihre Geburt Ansprüche gab und das ich deshalb auch selbst an meinem Tische mit essen ließ — ob sie gleich die ein-

zige Magd in meinem Hause war) daß sie Hofnung bekam, einst die Gattin eines würdigen jungen Mannes zu werden, und ihm — daß er eine tugendhafte und äußerst geschikte und arbeitsame Person hatte lieben und sich, wie ich wähnte, dadurch von allen andern Ausschweifungen der Jugend sichern lernen.

Aber unsere Julie wurde seit dieser Zeit, wie meine Frau klagte, etwas störrischer und auch nachlässiger im Hauswesen. Und es kam dadurch so weit, daß sie mit ihr sich entzweite und (ich lasse unentschieden, auf welcher Seite mehr Schuld war) von ihr trennte. Sie und mit ihr mein Freund verliessen mit Thränen mein Haus.

Es war gerade die Leipziger Ostermesse, da beide abreiseten. Ein paar Tage nach ihrem Abzuge kam ich selbst nach Leipzig, und war kaum abgestiegen, als mir der Hausknecht meldete, daß ein junges Frauenzimmer mich sprechen wollte. Ich ging und fand — unsere Julie, in einem kleinen Kämmerchen, auf dem Bette sizzend und jammernd. Sie rang ihre Hände, und Ströhme von Thränen entstürzten ihren Augen. Ich halte

es für Pflicht, die Ursache dieses harmvollen Zustandes unberührt zu lassen. Genug, sie breitete, einer Sterbenden ähnlich, ihre Hände nach mir aus. „Nur noch einmal, erlauben Sie mir, lieber Herr Doktor, Sie zu sehen. In meinem tiefsten Jammer fühle ich noch die Regungen der „Dankbarkeit, die ich Ihnen schuldig bin. Sie „haben als Vater, als der redlichste Vater an „mir gehandelt. Nehmen Sie meinen innigsten „Dank dafür an, und lassen mich Ihnen die lezte „Probe meiner Erkentlichkeit geben. Ich kan Sie „nicht verlassen, ohne Ihnen etwas zu offenbaren „was mir längst auf dem Herzen gelegen hat, und „wozu mein Gewissen mich drängt, Ihnen jezt „noch solches zu sagen. Sie haben im vorigen „Herbste einmal aus ihrer Chatulle sechs Luisd'ors „vermißt, und so sehr darüber gejammert. Ihre „liebe Frau hat vor meinen Augen das Kästchen „geöfnet, und sie zu sich genommen. Sie sagte „mir, sie sei genöthiget, es zu thun, weil Sie sie „Noth leiden liessen. ꝛc. „

Gott ist mein Zeuge, ich empfand bei dieser Entdekkung weniger Schmerz, als ich jezt empfin-

de, da ich sie für mein Publikum niederschreiben muß, wenn ich einmal will, daß man ganz in die Triebfedern meines Lebens und meiner Handlungen einschauen soll.

Meine Gattin verlor bei mir durch diese Anklage nichts. Ich dachte bei mir selbst, es sey möglich, daß ich seit einiger Zeit zu karg gewesen sey in Zutheilung dessen, was zu ihrer standesmässigen Kleidung erfodert wurde. Ich bedachte, daß mein Weib doch auch etwas zu mir gebracht hätte, und daß sie auch schon als Gattin meine Kasse als die ihrige ansehen könte. Daß sie das Geld heimlich genommen hatte, war das einzige Fehlerhafte, was ich ihr, bei ihrer übrigens so unverfälschten Liebe zu mir, noch wohl verzeihen konte. Alles also, was dieses Geständniß der sterbenden Julie bei mir wirkte, war, daß ich aufmerksamer auf meine Wirthschaft wurde.

Aber von meinem Freunde vernahm ich nun erst unerwartete Dinge. Ich fand, daß er mir in seinem Fiskalat wenigstens 150 Thaler Kollegiengelder untergeschlagen hatte. Und von der Boh-

nischen Handlung vernahm ich, daß er ohne mein Wissen unter seinem Namen eine ungeheure Anzahl Exemplare von den ersten Bänden des Kampischen Revisionswerkes verschrieben, und die gesammelten Pränumerationsgelder mitgenommen hatte.

Diese Erfahrung war mir äußerst schmerzhaft. Dreimal so viel Geld hätte ich weit lieber verlieren wollen, als es erleben, daß ein solcher Mann einer solchen Handlungsweise fähig gewesen wat. Ich verurtheilte ihn nicht. Ich hielt es für einen von den traurigen Fällen, wo die besten Seelen durch Verlegenheiten zu einer schlechten That herabgewürdiget werden.

Ich wuste nicht, wo mein.... und meine Julie hingekommen war. Nach einem Jahre schrieb er mir. Die Schilderungen seines Elendes, die Bezeugungen seiner Reue wegen an mir begangener Sünden, die Betheurungen seiner unveränderlichen und innigsten Liebe zu mir rührten mich bis zu Thränen. Er bat mich, ihm zu erlauben, einen einzigen Tag bei mir zu seyn. Mein Herz wallte ihm entgegen. Er kam im Finstern, fühlte

sich selig, mich wieder zu sehen, blieb diese Nacht und den folgenden Tag bei mir (denn in Halle durfte er sich vor seinen Schuldnern nicht sehen lassen) und ging den folgenden Abend im Finstern wieder aus der Stadt. Er gestand mir, daß er seither in .... sich kümmerlich mit Informiren beholfen, jezt aber einige frohe Aussichten habe. Von der Julie wolte er nichts wissen. — Nach 14 Tagen schrieb er mir wieder, schikte mir einen kleinen Aufsaz, den er wolte drukken lassen, bat mich um 2 Luisd'ors Vorschuß und um einige Bücher, mit dem eidlichen Versprechen, mir sie in 14 Tagen wieder zu schikken. Ich schikte ihm, was er verlangte. Er hielt nicht Wort. Und seitdem habe ich nichts von ihm und der Julie gehört.

Diese beiden Menschen sind mir bis jezt noch ein Räthsel. Ich würde mich freuen, wenn irgend jemand mir von ihnen Nachricht geben könte: (denn wer das kan, weis auch aus dieser Geschichte, wer die Personen sind, die ich nahmenlos geschildert habe.) Noch bin ich geneigt, ihnen Gutes zu erzeigen, wenn ich sie im Elend wüste. Und besonders neugierig wär ich, den Gang der Schik-

sale des jungen Mannes zu erfahren und seinen wahren Karakter entfaltet zu sehen.

Einen Umstand muß ich noch ganz kurz berühren, aber mit dem Wunsche, daß meine Leser ihn, in der Beurtheilung des ganzen Zusammenhanges mit in Rechnung bringen mögen. Meine Frau beschuldigte — erst nach einiger Zeit — die tugendhafte, und von ihr selbst bis zur innigsten Vertraulichkeit geliebte Julie, daß sie ihr über 50 Thaler werth an Wäsche und Kleidung entwendet habe. Ich wolte und konte — das nicht untersuchen.

Verdruß und Sorgen drängten sich von allen Seiten auf mich los, und machten mir mein so freudenleeres und mit stäter Arbeit erfülltes Leben herzlich sauer. Auch von aussen ward ich bestürmt.

Meine Schriftstellerei und mein Applausus öfneten manches neidische Auge und stellten ihm die Reichthümer, welche in meine Kasse zusammenflossen, so ungeheuer vor, daß es billig sich nach Gelegenheiten umsehen mußte, mich von einer gefähr-

lichen Volblütigkeit des Beutels zu befreien, und von meinem Ueberflusse etwas abzuzapfen. Man — wußte, daß ich im Reiche Schulden hinterlassen hatte. Man — berichtetete also die dortigen Korrespondenten, daß ich jezt das Geld mit Scheffeln messe, und — daß meine Glaubiger Narren wären, wenn sie mich länger schonten. Die Wirkung dieser christlichen Belehrungen blieb nicht aussen.

Herr Schellenberg, einer von der ehemaligen ökonomischen Geselschaft, der schon einigemal bei bei mir angeklopft und — nachgefragt hatte, ob ich nicht bald im Stande sey, der ökonomischen Geselschaft eine kleine Entschädigung dafür zu geben, daß die Leiningische Regierung sie nicht zur Befriedigung meiner Gläubiger, durch Auslieferung meiner Verlassenschaft, in den Stand gesezt habe? — schrieb mir jezt: daß er gewisse Nachricht habe, von meiner jezigen Vermögenheit, um an die längst verlangte Entschädigung zu denken: daß es billig sey, von 3 bis 4000 Thaler jährlichen Einkünften arme Leute, die durch mich in Schaden gekommen wären, endlich einmal zu befriedigen: daß er mich zum leztenmale in Güte dazu

auffodern, und, wenn ich länger zögerte, an meinen König schreiben und mich zwingen würde ꝛc.

Ich antwortete dem guten Mann, daß er von dummen, oder boshaften Leuten hintergangen worden sey, und suchte es ihm begreiflich zu machen, daß ich bei dem mühseligsten Leben, kaum auf 1000 Thaler käme und dabei — noch Schulden hätte. Aber seine Korrespondenten hatten ihm meine Reichthümer zu gewiß und zu groß gemacht. Er schrieb wieder, schalt mich einen Fintenmacher und drohte mit Klage. Es schmerzte mich. Ich erwiederte den rauhen Ton seines Briefes nicht. Ich wiederholte die Versichrungen von meiner Unvermögenheit und bot ihm, zum Beweis derselben, eine schriftliche und gerichtliche Cession aller meiner Einnahme von Kollegiis an (die nach seiner Angabe einige tausend Thaler betragen solten) wenn er mir dafür jährlich 500 Thaler zusichern wolte. Endlich — schwieg er und ließ mich zufrieden.

Aber er trat nur von der Scene ab, um Andern Plaz zu machen, die mich quälen wolten. — Eines Tages kam der Buchdruker Dost (der die-

nende Bruder bei der halliſchen Loge) zu mir, und brachte mir von Deſſau, aus der Drukkerei der Verlagskaſſe, der er ſeither vorgeſtanden hatte, verſchiedene Novitäten mit, darunter auch ein Pasquill auf den Herrn Hofrath Gruner in Jena war. Dieſe Broſchüre erregte meine Aufmerkſamkeit, weil Herr Gruner mein Freund, und ſeiner Verdienſte wegen mir verehrungswerth war. Doſt merkte, daß ich frappirt war. Haben Sie das Ding noch nicht geleſen? Nein. Wiſſen Sie auch den Urheber nicht? Nein. Je, er iſt ja der Bergrath Müller: aber es bleibt unter uns! Sie wiſſen, daß er mit in der Loge iſt und — es könte mir Schaden thun, wenns verrathen würde, daß ichs Ihnen vertraut habe. Müller hat mir das Manuſcript geſchikt, und an Müllern habe ich auch die Exemplare von Deſſau ſchikken müſſen. Verrathen Sie mich ja nicht ꝛc.

Dieſes Pasquill machte Lärmen. Gewiſſe Leute, welche die Augen des Herrn Hofrath Gruners gern von der wahren Quelle, aus der das Produktchen gefloſſen war (denn aufrichtig zu ſagen, war Herrn Müllers alzuſchwache Feder nicht

mit im Spiele, ob man gleich seine Hände dabei gebraucht haben mochte) ablenken wolten, schrieben dreist nach Jena: Bahrdt ist Verfasser des Pasquills. Herr Hofrath Gruner hörts, erstaunt, glaubts — (1) weils Männer und keine Knaben überschrieben hatten, 2) weil von mir die Rede ging, daß ich Medicin studierte und, weil ich gegen ihn selbst mündlich Lust bezeugt hatte, zu promoviren 3) weil es nach dem Geiste der Satyre, der schon in meinen Schriften so viel gespukt haben sollte, ganz gläublich war, daß ich mich im Gebiet des Hyppokrats als Ritter tummeln wollte) — und konstituirt mich in einem Briefe.

Ich antwortete ihm, daß er hintergangen sey, und versicherte ihn, daß er den Pasquillanten unter seiner eignen Zunft zu suchen habe. Er war damit nicht zufrieden. Er drohte, mich als den Pasquillanten zu behandeln, wenn ich mich nicht besser rechtfertigen könte, als mit blossem Leugnen. Kurz, er brachte mich dahin, daß ich ihm, um aus einem so entehrenden Verdachte zu kommen, den Urheber zu entdekken versprach, wofern er mich schriftlich und bei seiner Ehre versichern wolte, daß

er

er von meiner Entdekkung keinen solchen Gebrauch machen wolle, durch welchen ich kompromittirt würde. H. Hofr. Gruner versprach mirs (ich habe seinen Brief noch) und nun gestand ich ihm, was ich aus Dosts Munde von der Sache wußte.

Nun fing Hr. Gruner an, Lärmen zu schlagen. Er übergab eine Klage bei der hallischen Universität gegen den Bergrath Müller. Man sandte ihm die Protokolle, nach denen sich H. Müller herausgewikkelt, und Dost seine an mich gethane Aussage abgeläugnet, und die Abläugnung beschworen hatte. Dies empörte den hizzigen Mann. Sein Verdacht gegen mich erneuerte sich. Er fing an, in Drukschriften auf mich zu schimpfen. Ich beklagte mich. Er mußte auch mich vernehmen lassen. Ich sagte vor der Universität eidlich die Wahrheit und erklärte, daß Dost dies, seiner Maurerischen Verbindungen halber, geläugnet haben müsse. Herr Hofrath Gruner sahe jezt ein, daß er sich an mir vergangen hatte. Er nahm das mir angethane Unrecht öffentlich zurük. Aber — den Verdruß konte er mir nicht wieder abnehmen, den ich von dieser Geschichte gehabt hatte.

Ein neuer Verdruß! Herr Kampe schikte mir eine sehr ehrenvolle Einladung zur Theilnehmung an seinem Revisionswerke und bat mich zugleich, das Fach anzuzeigen, in welchem ich arbeiten wolte. Ich übernahm vieles aus der Methodologie und vorerst die Materie, über den Zwek der Erziehung.

Es war bei der Gesellschaft, welche für dies wichtige Werk sich vereiniget hatte, die Einrichtung getroffen worden, daß alle Beiträge der Mitglieder bei allen Mitgliedern in dreifacher Abschrift cirkuliren solten, damit der Verfasser die von so vielen und so einsichtsvollen Männern erhaltenen Erinnerungen benuzzen, und seine Arbeit vervolkomnen könte. Ich ließ also meinen Aufsaz über den Zwek der Erziehung seinen Umlauf antreten.

Ehe noch dieser Cirkelgang geendiget war, schrieb mir schon Herr Kampe mit merklichem Gefühle des Schmerzes, daß einige der Gesellschaft mit meinem Beitritt unzufrieden schienen. Er gab zwar der Sache eine äusserst delikate Wendung, war aber doch genöthiget, mir zu rathen, mich freiwillig zurük zu ziehen.

Da mein Aufſaz von ſeiner kritiſchen Reiſe zurük kam und an Herrn Kampe gelangte, ſchien er ſeinen mir gegebnen Rath zu bereuen. Er fand, wie er mir ſelbſt geſtund, meine Arbeit ſo gut, daß er meine fortgeſezte Theilnehmung am Reviſionswerke wünſchen mußte. Er bat mich darum inſtändig, und ermunterte mich, mit vieler Beredſamkeit, mich an die Geſinnungen Einiger nicht zu kehren ſondern meine pädagogiſchen Kentniſſe auf dieſem Wege der Welt fernerhin nuzbar zu machen.

Meine Achtung für Kampen als Weiſen, und meine Liebe zu ihm als Freund, neigte mich mächtig zu dem Entſchluſſe, auszuharren: aber — da ich die drei mit Kritiken erfüllten Exemplare meines Aufſazzes durchlas, ſchwand mein Vorſaz auf ewig dahin. Ich erblikte mit Erſtaunen, daß ſich Männer — Weltweiſe — Pädagogen — zu Ausbrüchen ihres Widerwillens herabgelaſſen und mich bald mit Bitterkeit getadelt, bald anderer Lobſprüche widerlegt, bald — Ausfälle ſogar auf meinen moraliſchen Charakter gethan hatten. Ich meldete jezt Herr Kampen, daß er der Geſelſchaft mein Abſchiedskompliment machen möchte. — Ich werde dieſer Kränkung nie weiter erwähnen.

Achtzehntes Kapitel.

Proben komischer Auftritte.

Wenn es mir mehr um die Amüsirung des grossen Haufens der Leserwelt zu thun wäre, als um richtige Darstellung der eigentlichen Geschichte meines Lebens, — oder wenn ich selbst meiner jovialischen Laune und meinem Hange zur Satyre folgen wolte; so würde ich eine zahllose Menge komischer Auftritte einschalten, welche ich bei meinen unzählbaren Bekantschaften in der Welt erlebt habe, und welche gewiß die Leser eben so angenehm unterhalten als ihre Menschen- und Charakterkentniß bereichern würden. Ich will hier nur ein paar zur Probe geben, um das Publikum urtheilen zu lassen, ob es der Mühe werth sey, einst ein paar Bändchen voll solcher Anekdoten besonders herauszugeben.

Ich hatte ehedem in . . . . . eine schöne, feurige, und amüsante Dame kennen lernen, welche die junge Gattin eines sehr würdigen, aber alten

Eheherrn war. Sie hatte auf mich, ich auf sie, freundschaftliche Eindrükke gemacht. Viele Jahre nachher, da ich, in L . . . . zum Besuch war, meldete mir ein Freund, daß eine Dame und Herr mich seit zwei Stunden sehnsuchtsvoll gesucht habe und mich zu sprechen verlange. Ich eilte an den Ort, wo beide sich aufhielten und sahe — bei meinem Eintritt ins Zimmer — eine Matrone, voll Spuren ehemaligen Feuers, mit ausgebreiteten Armen auf mich zukommen und mir die Erneurung einer alten Bekantschaft ankündigen. — „Kennen Sie mich noch, lieber Bahrdt?“ — Ich stuzte. Ich wußte warlich nicht, wo ich in den alten Vorräthen meiner Phantasie ihr Bild finden solte. Aber bei einer Dame, die Attachement für mich zeigt, und wäre sie auch so alt wie Sarah, da sie den Isaak gebahr, bin ich zu galant, als daß ich bei ihr eine Rolle spielen solte, die ihr Kälte verrathen könte. Ich nahm, bei ihrem Anblikke und ihrem Zuruf, alle meine Besonnenheit zusammen und antwortete mit der vollen Gluth meiner Augen: Ja, Madam, mein Herz sagt mir es, daß ich Sie kenne und es schlägt schon vor Freuden über das Wiedersehen einer Person, die ich sonst ꝛc. — Sie

fiel mir in die Rede, und nennte mir den Namen ihres seligen Mannes. Da war Freude über Freude. Wir erinnerten uns in aller Kürze und Einfalt der vorigen Zeiten, und sie präsentirte mir ihren jezzigen Gemahl den Herrn Geheimdenrath .... welcher sich meinen Freund nannte. — Ich genoß wirklich ein paar recht angenehme Stunden in ihrer Gesellschaft und die wechselseitige Wärme war so groß, daß ich mit Hand und Mund versprechen mußte und — versprach, sie in ..... zu besuchen.

Ein Jahr drauf machte ich meiner lieben Frau das Vergnügen, welches ich ihr alle Jahre ein auch zweimal verschaft habe, — mit mir eine Reise zu thun, und diesmal in die Gegend, wo obgedachtes Ehepaar lebte. Ich schrieb meiner Freundin vorher, daß ich kommen würde, und fragte ausdrüklich an, ob ihr und ihrem Gemahl diese Zeit auch eine gelegene sey? Es erfolgte die erwünschteste Antwort. Sie erwarteten mich mit Sehnsucht. — Man sezze zu diesem Umstande der Anmeldung noch diesen, daß der Herr Gemahl meiner Freundin ein Mann von 80000 Thalern war, und daß sie als

Wittwe ihm ebenfals ein ansehnliches Vermögen zugebracht hatte.

Wir kamen in .... an, stiegen in einem Gasthofe ab, um auch in dem kleinen Umstande der Einquartierung keinen Fehltritt zu begehen, und liessen unsere Ankunft verkündigen. Ein Bedienter kam und verlangte, daß wir mit Sak und Pak bei dem H. G. R. .... einkehren solten. Nun war meine Phantasie voller Erwartung. Ich hatte mir vorgenommen, den dritten Tag erst wieder abzureisen und einen Tag recht herzlich vergnügt zu seyn.

Beim Eintritt ins Haus wurden wir von der Dame, meiner alten Freundin, mit vieler Artigkeit empfangen und in ein Zimmer geführt, wo bereits zwei vornehme Damen an einem Taroktische saßen. Nach Endigung der Bewilkomnungskomplimente, die meine gute Laune immer recht schiklich abzukürzen weis, wurde ich als vierter Mann zum Taroktisch eingeladen, und meine Frauenzimmer wurden von der Tochter des Hauses umringt und auf das freundschaftlichste unterhalten.

Ich spielte mit Ekel, das Duzzend Marken um einen Dreier, hielt mit aller Toleranz diese Mortifikation aus, und freute mich indeß auf die gute und fröhliche Abendmahlzeit, die ich bei so guten Freunden, bei einem so reichen und vornehmen Manne, nach so vielen brünstigen Inviten und nach einer expressen Anmeldung, erwarten mußte.

Noch hatte ich den H. Gemahl nicht gesehn. Denn der saß bis zum Abendessen unter Papieren begraben. Die Familie gefiel mir. Die sämtlichen Kinder waren wohlgebildet, lebhaft, gesittet und von der herrlichsten Stimmung. Der Zeitpunkt kam, wo mein von der langen Reise ausgehungerter Gebieter unter dem Zwergfell befriedigt und meine Laune durch ein Glas guten Rheinwein angefeuert werden solte. Die fremden Damen waren nach Hause gegangen. Der alte Herr erschien. Wir speißten en familie und waren zwölf bis vierzehn Personen am Tische.

Ich war ganz Auge. Die erste Schüssel trat auf. Es war — ein Schüsselchen Ragout, davon ich die Hälfte allenfals allein auf mich genommen

hätte. Ei nun, dachte ich, es ist bei großen Tafeln so. Viel Schüsseln aber klein und appetitlich! — Ich aß mit Begierde mein kleines Portiönchen, und ersezte mit Brod den Abgang. Aber — kein Weinglas auf dem Tische?

Der Bediente brachte für den alten Herrn einen Teller Spinat mit Kalbsaugen. Er sezte ihn vor sich, wandte sich nach mir. „Sehen Sie mein „bester Herr Doktor, das ist meine Diät. Ich „esse meist nur ein bischen Grünes. Kan ich mit „aufwarten?„ Ich bedankte mich, und er verschlang die ansehnlichste Portion, indeß die andern an den Ragoutirten Knöchleins nagten.

Wir sprachen lang und verplauderten beim Ragout wohl ein halbes Stündchen, und das Theater wolte sich nicht verändern. Endlich begann der Herr Geh. Rath: „Mein bester Herr Doktor, „trinken Sie denn des Abends ein Glas Wein? „Sie müssen sich an meine Diät nicht kehren: Be„fehlen Sie.„ Ich erschrak. Ich stotterte ein Gegenkompliment. Die älteste Tochter, welche neben mir saß, und von meinem guten Humor schon

für mich eingenommen war, verstund mein Kompliment und stand auf: „Ja, ja Papa, ich hole für den Herrn Doktor ein Glas Wein.“ Das war mir ein Herzenstrost. Sie brachte — eine Pyrmonter Butellje rechten guten Rheinwein. Ich trank und kehrte mich nicht an des Herrn Geh. Raths Diät. Mein liebes Weib und ihre Schwester und meine Tochter — wurden gar nicht gefragt. Ich muste allein trinken, um destomehr Aufsehn zu machen, wenn ich viel tränke. Doch dafür war auch anderweit schon gesorgt.

Das Schüsselchen wurde abgetragen und ich schaute auf, was nun kommen würde, und siehe da — es kam Butter und Käse und der Schmaus war beschlossen. Der alte Herr schielte nach meiner Butellje. Und hätte das liebe herrliche Mädchen zu meiner Linken nicht ein wenig mit mir sympathiesirt: ich hätte nicht einmal das dritte Glas eingeholt. Er rasselte mit dem Stuhle, so bald der lezte Bissen Butterbrod (davon ich eines halben Pfundes schwer zu mir genommen hatte, um die Lükken der ausgebliebnen Schüsseln zu ersezzen) hinabgeschlukt war und — machte Aufstand.

Meine Toleranz blieb noch unerschüttert. Wir klagten zwar einander beim Schlafengehen, da wir auf unserm Zimmer allein waren, unsern allerseitigen Hunger und mein armes Weib, das so gern ein Gläschen guten Wein trinkt, seufzte über die Diät des alten Herrn. Ich aber tröstete mich und alle mit der Aussicht auf das morgende Mittagsmahl. Die Leutchen haben sich auf diesen Abend, sagte ich, nicht eingerichtet, weil sie es für möglich halten mußten, daß wir nicht kämen. Morgen Mittag wirds ganz anders aussehen. Da werden sie auch wohl mehrere Gäste bitten.

Ich bekam den andern Morgen Visite von einigen Kavaliren, die mich zu einem Mittagsmahl invitirten. Ich schlug es aus, weil ich es für unschiklich hielt, der einzigen Mittagsmahlzeit, welche meine Freunde mir bereitet und zu der sie vermuthlich vornehme Gäste geladen hatten, meine Gegenwart zu entziehen.

Die Zeit kam. Wir traten ins Tafelzimmer und fanden — keinen einzigen Gast. Der Tisch sah so kahl, wie gestern Abend. Eine seyn sollende

Weinsuppe machte den Anfang. Auf sie folgte ein Stükchen Rindfleisch von höchstens drittehalb Pfund, wo der Herr Sohn Mühe hatte, die zwölf bis vierzehn Portionen herauszubringen. Es ward trokken gegessen und Senf dazu gegeben. Erst nach dem Rindfleische kam der Wein und ward höchst langsam eingeschenkt. Mein Magen knorrte. Es erfolgte ein gebratnes Nierenstükchen vom Kalbe von etwa drei Pfunden, bei dessen Zerlegung der Herr Sohn ein schärferes Messer fodern mußte, um die Portionen herauszubringen. Die meinige war die größte, und hatte, die Knochen abgerechnet, drei Loth Fleisch. Sehr schnell folgte Butter und Käse und da das liebe Mädchen mir das vierte Glas einschenkte, rukte der alte Herr mit dem Stuhle und machte Aufstand. Wir wurden gleich in ein anderes Zimmer geführt und ich sahe, da ich im Abgehen meinem verlaßnen Glase seufzend einen Abschiedsblik gab, daß es der alte Herr wieder in die Butellje füllte.

Man wolte nach Tische rathschlagen, womit uns die Zeit des Nachmittags vertrieben werden solte. Aber ich versicherte heilig (vermöge eines

Vorsazzes, den ich beim Rindfleische empfangen und beim Nierenstükke geboren hatte) daß meine Abreise schon festgesezt und der Wagen angespannt sey. Ich eilte auch, troz allen scheinbaren Einwendungen, nach meinem Kutscher, und befahl ihm, sich in einer Stunde reisefertig zu machen, weil ich nicht Lust hatte, noch eine Mahlzeit zu fasten. Wir fuhren ab, amüsirten uns unterweges mit der Diät des H. Geh. Raths und freuten uns, da wir ins Nachtquartier kamen, bei drei guten Schüsseln Essen für unser baares Geld, uns wieder von der ausgestandnen Hungersnoth erholen zu können.

Meine zweite Anekdote, die ich dem Leser zur Probe gebe, ist kürzer. — Da das berühmte Büchlein, Karrikaturen betitelt, das Licht der Welt erblikt hatte, sagte die ganze Welt, daß ich der Verfasser sey — so wie man schon hundert Schriften dieser Art auf meine Rechnung geschrieben hat. — Im Sommer, nach Erscheinung dieses satyrischen Produkts, trat mich ein junger Mann in meinem Gartenhause an und brachte mir ein Kompliment von Herrn Frosch und Limburg

aus Leipzig (wenn ich nicht irre, gab er sich für einen Verwandten vom Hause aus) und erklärte mir endlich — nach mancherlei schüchternen Wendungen — daß die Herren Frosch und Limburg mir, als dem Verfasser der Karrikaturen, ein kleines Präsent zugedacht hätten. Ich wurde frappirt, versicherte ihn, daß ich die Karrikaturen noch nicht einmal gelesen, geschweige geschrieben hätte, und fragte neugierig nach der Ursache, welche die Herren Frosch und Limburg zu dieser unverdienten Güte bewogen habe. Der junge Mann entdekte mir hierauf, daß in den Karrikaturen der Guldentabak von Frosch und Limburg in Leipzig, als ein vorzüglich schöner Rauchtabak *) empfohlen worden sey, und daß die Handlung, seit dieser öffentlichen Anpreisung in einem so viel gelesenen Buche, ein merklich größern Absaz davon gehabt hätte. Jezt bedaurete ichs fast, daß ich die Verfasserschaft der Karrikaturen so treuherzig abgeläugnet und den jungen Mann nicht bei seinem Glauben gelassen hatte. Denn wirklich hat mich hier die beförderte Aufklärung beschädigt und wenigstens um ein hal-

*) Der er auch wirklich ist.

des Duzzend Pfund guten Knaster gebracht, den mir die Herren Frosch und Limburg geschikt haben würden, wenn ich ihren Glauben nicht gestört gehabt hätte. — Doch es sey darum! Ich habe ja in der Welt weit mehrere Vortheile verloren, die ich hätte geniessen können, wenn ich des alten Glaubens hätte schonen wollen. — Aber bei Gott, ich will lieber beim Brieftabak meinen Ueberzeugungen treu bleiben, als beim besten Zweithaler Knaster Orthodoxie heucheln.

Neunzehntes Kapitel.

Schriftstellerei.

In den beiden Jahren 1786 bis zur Ostermesse 1787 habe ich bis zur Ueberspannung meiner Kräfte gearbeitet. In einem Winter betrug die gedrukte Bogenzahl 160, meistentheils groß 8.

Meine Lieblingsarbeit darunter waren die Reden Jesu, welche ich aus den Evangelisten sam-

melte, unter gewisse Rubriken brachte, und, nach der Reihe der Materien gestellt, theils wörtlich übersezte, theils paraphrasirte und kommentirte, und beides, Uebersezung und Umschreibung, durch den Druk unterschied.

Der Zwek dieser Arbeit war, wie ich glaube, von nicht geringer Erheblichkeit. Ich hatte schon längst die Bemerkung gemacht, daß unsere leidigen Dogmatiken mit ihren articulis fidei sämtlich aus den misgedeuteten Briefen der Apostel und vornehmlich denen an die Römer und an die Hebräer entstanden waren, und daß man zu all den jüdischen Vorstellungsarten, welche unsere Systeme enthalten, überall nur Beweisstellen aus diesen Briefen allegiren konte. Ich hatte diese Bemerkung unzähligen meiner jungen Freunde sowohl, als manchen Männern von gereiften Kentnissen mitgetheilt und gefunden, daß sie jedem eben so wahr als auffallend gewesen war. Dies brachte endlich den Gedanken in mir hervor, daß es der Mühe werth sey, einmal das ganze christliche Publikum darauf aufmerksam zu machen, daß alle Beweissprüche für die sogenanten positiven Wahrheiten

des

des Christenthums (Zurechnung des Falles Adams, Erbsünde, Rechtfertigung ohne Werke, übernatürliche Gnade ꝛc.) blos aus den Schriften der Apostel entlehnt sind, und daß die Reden Jesu von manchen Artikeln gar nichts, von einigen nur scheinbare Spuren enthalten. Wenigstens schien mir der Schluß algemeine Beherzigung zu verdienen: Wenn Jesus in seinen Vorträgen nothwendig die zur Seligkeit nothwendigen Heilswahrheiten gelehrt haben muß; so folgt, daß diejenigen Lehrsäzze, welche er nicht gelehrt hat, und welche man blos aus apostolischen Schriften herleiten will (gesezt auch, daß sie aus denselben erweislich wären) doch gar nicht von großer Wichtigkeit sind, sondern zu den entbehrlichen Wahrheiten gerechnet werden müssen.

Also — für den Geist der Prüfung schrieb ich das Buch: Sämtliche Reden Jesu, aus den 4 Evangelisten gesammelt und so gestellt, daß man das ächte Lehrgebäude übersehen, und sich mit der eigentlichen Religion Jesu bekant machen kan. Berlin bei Vieweg, 2 Bände 8: — damit aus dieser Samlung jeder forschende Christ se-

hen möchte, was wirklich Lehre Jesu ist und was im Gegentheil spätere Lehrer der Kirche aus ihren eignen Reflexionen und Phantasien hinzugethan haben.

Es ist eine meiner besten Schriften, die auch der bloße Dilettant, welcher jenen wichtigen Zwek der Prüfung nicht beabsichtet, als ein Erbauungsbuch mit Vergnügen und oft mit Rührung lesen wird.

Für eben diesen Geist der Prüfung bearbeitete ich in dieser Epoche mein griechisch-deutsches Lexikon über das N. Testament, welches ich so einrichtetete, daß auch Ungelehrte es gebrauchen, und bei der Lesung der lutherischen Uebersezzung des N. Testaments sich daraus Raths erholen, und den Sinn derselben beurtheilen können. Ich habe in diesem Wörterbuche die ächten Bedeutungen der Worte des griechischen Testaments genau und bestimt angegeben, und auf das schärfste aus dem Sprachgebrauche des N. Testaments und den gleichzeitigen Schriftstellern, den LXX, den Josephus und Philo bewiesen, auch die Analogie der

guten griechischen Schriftsteller, welche noch kein Lexikon über das N. Testament aufgestellt hat, fast volständig beigebracht, und mit unzähligen Allegatis bestätiget.

Nachdem ich dies noch zu fehlen scheinende Hülfsmittel für den wahrheitforschenden Leser des N. Testaments bearbeitet hatte, entschloß ich mich, nun selbst ein Lehrgebäude des reinen Christenthums aufzustellen, welches die Resultate meines vieljährigen Prüfens und Nachdenkens enthalten solte.

Der ausserordentliche Beifall, den sich meine moralischen Vorlesungen erworben hatten, gab mir die erste Veranlassung, diesen Gedanken zu realisiren. Ich hofte mit recht, daß das Publikum, unter welchem man meine Lehren und Meinungen so verschrien hatte, durch ein solches System von all den krassen Vorstellungen zurükkommen, und mit meiner Wahrheit sowohl als mit mir selbst ausgesöhnt werden würde.

Durch das Studium der Reden Jesu war mir der Mittelpunkt gleichsam fixirt worden, in

welchen ich mein ganzes Religionssystem konzentrirt hatte: ich meine diejenige Menschenliebe, welche mich die natürlichen Gefühle meines eignen Herzens sowohl, als die traurigen Erfahrungen meines Lebens, als das höchste Bedürfniß für die menschliche Glückseligkeit, und folglich als den ersten Grundsaz aller vernünftigen Religion denken lehrten.

So entstund mein System der moralischen Religion zur endlichen Beruhigung für Zweifler und Denker (Berlin bei Vieweg) welches bereits die dritte Auflage erlebt, und einen algemeinen, und ich möchte sagen, widerspruchfreien Beifall erlangt hat.

Ich bediente mich bei der Ausgabe dieses Werks einer kleinen Kriegslist, welche schon vorhergegangene Erfahrungen bewähret hatten. Ich ließ einen andern Titel drukken, welcher ein System der reinen Lehre Jesu und der Apostel ankündigte, und meinen Namen nicht enthielt, und unter diesem Titel, von Weihnachten bis Ostern dasselbe verkaufen, — um das Publikum und in-

sonderheit die Recensenten zu täuschen, und partheiische Abneigung gegen meine Person von ihrem Urtheile zu entfernen. Und diese List ist mir vollkommen gelungen. Das Buch wurde gleich mit lautem Beifalle aufgenommen, und die Leipziger Zeitung, die sonst alle meine Schriften gestriegelt hatte, gab den ersten Lobpreisungston an, dem bald mehrere Recensenten folgten. Zu Ostern erst nahm ich die Maske ab, und ließ das Buch unter dem obgedachten ächten Titel verkaufen.

Das Buch hat meine ganze Hofnung erfüllt. Menschen, in den fernsten Gegenden, welche die tausendzüngige Fama mit den widrigsten Vorstellungen von mir erfüllt, und mich ihnen als einen heillosen Mann geschildert hatte, der alle theoretische und praktische Religion mit Füßen tritt, geriethen in ein angenehmes Erstaunen, da sie vernahmen, daß dieses System meinen Glauben und meine Ueberzeugungen enthalte.

Eine Menge junger Leute, die ich noch zu Zeugen aufstellen kan, kamen zu mir, meldeten sich zu meinen Vorlesungen und gestunden mir, daß

mein System der moralischen Religion ihnen allererst die Erlaubniß von ihren Eltern und Vormündern dazu verschaft habe. Viele brachten mir selbst die Briefe mit, in denen der Vater schrieb: „mein „Sohn, wenn das schöne Buch, das Du mir ge„schikt hast, wirklich von dem D. Bahrdt in Hal„le ist; so kanst Du in Gottes Namen alle Kollegia „bei ihm hören ꝛc.“. So wurden junge Leute meine Schüler und Freunde, denen es vorher bei Leib und Leben verboten gewesen war, meinen Hörsal zu betreten.

Eigne Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit und Güte meiner Grundsäzze, welche dieses System enthielt und — Liebe zu diesen Grundsäzzen — hieß mich auf Mittel denken, dieselbe immer mehr in der Welt zu verbreiten, und bis in die Hütten des gemeinsten Volks zu verpflanzen.

Ich bekam, beim Nachdenken über diese Mittel, den gewiß nuzbaren Einfall, meine moralische Religion auf alle Stände und Verhältnisse der Menschen besonders zu appliciren. Und so entstund zuerst mein Sittenbuch für das Gesinde, welches

ich in eben dem Winter noch drukken ließ, in welchem mein System der moralischen Religion fertig wurde. Aber an diesem Büchlein machte ich eine der traurigsten Erfahrungen meines Lebens.

Ich kan es kühn behaupten, ohne eine einzige Stimme irgend eines denkenden und ehrlichen Mannes fürchten zu dürfen, daß dies Büchlein in Absicht auf Inhalt so wahr, so volständig und nuzbar, und in Absicht auf Ausdruk so faßlich und rührend geschrieben ist, daß man gewiß für diese so zahlreiche und eben darum wichtige Menschenklasse kein besseres dagegen stellen kan. Und doch ist dieses so nüzliche Büchlein mit einer Kälte und Gleichgültigkeit aufgenommen worden, die alle menschliche Erwartung übersteigt.

Ueberzeugt, daß es von der äußersten Wichtigkeit sey, wenn jeder Hausvater dies Büchlein besäße, und jedem Gesinde zu lesen gäbe, und daß dadurch eine erstaunende Summe von guten Gesinnungen unter dieser wichtigen Menschenklasse (ich meine das Gesinde) verbreitet werden würde, schrieb ich im Namen des Verlegers (ohne meinen

Namen bekant zu machen) fast an alle Fürsten und Magistrate Deutschlands, schikte ihnen ein Exemplar davon, und bot ihnen den äußerst niedrigsten Preis an, wenn sie in großen Quantitäten es verschreiben, und unter die arme Klasse ihrer Unterthanen vertheilen wollten: so daß manche mit zehn bis zwanzig Thalern eine ganze Stadt mit ihren Dorfschaften hätten versorgen können. Und — auch nicht an einem einzigen Orte fand sich eine Neigung, auf die moralische Verbesserung des Gesindes, ein paar Thaler zu wenden, die oft hundert und tausendfach für Gegenstände des Luxus verschleudert werden.

Zu eben der Zeit schrieb ich das Buch: Ueber Preßfreyheit und deren Gränzen zur Beherzigung für Regenten, Censoren, und Schriftsteller: (Züllichau bei Fromman) welches ohnstreitig unter meinen Schriften die meisten lauten Lobpreisungen erhalten, aber auch den Verfechtern des Glaubenszwanges und moralischen Despotismus das meiste Aergerniß verursacht hat. Das königliche Kammergericht in Berlin hat diese Schrift für den richtigsten Masstab der Beurtheilung

schriftstellerischer Freiheiten erkant und in der bekanten Sentenz (in den Streitigkeiten zwischen dem D. Stark und den Verfassern der Berliner Monatsschrift) mit lautem Beifall gekrönt.

Noch gehören in diese Epoche die oben bereits erwähnten Schriften: über den Zweck der Erziehung — die Standrede an Götzens Sarge — und des Kirchen- und Kezzeralmanachs, zweites Quinquennium — so wie Jamor, oder der Mann aus dem Monde, und das Sendschreiben an den Prof. Voigt in Quedlinburg.

Ein unreifer Einfall waren die neuen Litteraturbriefe, welche mit dem ersten Bande ihre Endschaft erreichten. Ich hatte die gute Absicht, mich mit einer Gesellschaft denkender Männer zu verbinden, und die reifsten Resultate unserer Lektüre der Welt vorzulegen. Aber ich fing die Ausgabe früher an, als diese Geselschaft vollständig gewählt war. Kurz, es ward das nicht, was es hätte werden sollen.

Aber eine meiner allerweisesten und nuzbarsten Schriften, die ich in dieser Epoche noch begann,

und auf meinem Weinberge, im leztem Winter vor meiner Verhaftnehmung vollendete, war meine analytische Erklärung aller Briefe der Apostel. (Berlin bei Mylius.)

Meine Absicht bei diesem Werke war, dem Publikum vollends die Resultate meines vieljährigen Studiums über das neue Testament zu liefern. Ich hatte bereits alles in Schriften gesagt, was zur Erläuterung der Geschichte der Evangelisten und der Reden Jesu nöthig war. Ich wolte also nun auch die apostolischen Schriften in ihr Licht sezzen, und dabei zeigen, daß die Apostel eben das reine und blos vernünftige Lehrgebäude vorgetragen hätten, was ich aus den Reden Jesu bereits aufgestelt hatte.

Ein wichtiger Nebenzwek war es, die apostolischen Schriften zu gleicher Zeit so zu bearbeiten, daß so wohl der gemeine Leser meinen Kommentar darüber mit Erbauung lesen und sich über den wahren Inhalt der Briefe der Apostel belehren, als auch der Volslehrer Anleitung finden möchte, jeden apostolischen Text natürlich zu zergliedern und

die darin enthaltenen moralischen Wahrheiten lichtvoll aus einander zu sezzen. — Ich halte es schier für meine beste und nuzbarste Arbeit.

Das Buch über die Aufklärung, welches mit Bezug auf die deutsche Union geschrieben war, und wovon der Hr. Prof. Weber in Bützow die lezte Abhandlung geschrieben hat, wird hoffentlich jedem wilkommen seyn, welcher einen festen Begrif von dem so viel gebrauchten und gemißbrauchten Worte Aufklärung sucht, und auf unbefangene Urtheile über die ganze Materie geleitet zu werden wünscht. — Es gehört übrigens in die neueste Epoche meines Lebens, von der ich meinen Lesern nur noch etwas weniges zu sagen habe.

Zwanzigstes Kapitel.

Nachträge zu meiner Gefängnißgeschichte.

Ich hatte, in der oben beschriebnen Epoche meiner Gesundheit den Rest gegeben. Meine Verdau-

ungswerkzeuge waren im höchsten Grade geschwächt, so daß ich Mittags nur wenige Löffel Gemüse genießen, und Abends höchstens nur ein kleines Butterbrod essen, und doch regelmäßig einigemal in jeder Woche von den heftigsten Schmerzen in der rechten Seite überfallen wurde, welche am Ende der Verdauung sich einstellten, oft bis in die späte Nacht anhielten, und gewöhnlich mit einem ermattenden Schweisse sich endigten. Dabei fehlten mir die gewöhnlichen Ausleerungen der Natur. Ich habe schon einmal sieben Monate nach einander die Kämpfischen Klystire gebraucht, und muste nun schon täglich ein Klystir nehmen, wenn ich Leibesöfnung haben wollte.

In diesem traurigen Zustande brachte mich der Rath meines Freundes, des sel. Goldhagen, zu dem Entschlusse, mein schriftstellerisches Leben, das mich schlechterdings in kurzer Zeit aufreiben mußte, einzuschränken, und eine andere Quelle des Unterhalts für mich und meine Kinder aufzusuchen, weil in den preußl. Staaten meine Talente zu nichts brauchbar gefunden wurden. Und so entstand die Weinbergsgeschichte, die ich in meiner

Gefängnißgeschichte weitläuftiger beschrieben habe, und von welcher ich hier nur noch einige zur Volständigkeit meiner Lebensgeschichte erforderliche Umstände nachholen will.

Im Herbste des Jahres 1786 miethete mein liebes Weib eine Dienstmagd, welche, seitdem Julie sich entfernt hatte, die erste war, die mich von allen Verdrüßlichkeiten befreien konte, welche mir seither so manche meiner Mahlzeiten verbittert hatten. Die einzige Schüssel, die ich genoß, bekam ich doch nun schmakhaft und kräftig, statt daß ich sonst alle Wochen einigemal mich hätte ärgern müssen, wenn meine wenigen Bissen durch Nachlässigkeit oder Ungeschiklichkeit der Magd verdorben waren.

Diese Magd ward bald der Liebling und die Vertraute meiner Gattin. Sie fühlte es als eigne Glükseligkeit, mich bei meinen Mahlzeiten vergnügt und zufrieden zu sehen. Und sie freute sich, endlich einmal eine Person gefunden zu haben, welche mit dem höchsten Grade von Geschiklichkeit und Akkuratesse, alle übrige Eigenschaften eines guten Ge-

sindes verband, ich meine Fleiß, Arbeitsamkeit, Treue, Willigkeit und eine immer fröhliche Laune. — Das Mädchen hatte auch wirklich eine in ihrer Art sehr volkomne Erziehung gehabt. Die Frau Inspekt. Stroppelbergin auf dem Waisenhause hatte seit dem dreizehnten Jahre sie wie Kind gehalten, ihr alles, was zum Kochen, Bakken, Näterei u. s. w. gehört, lehren lassen, und bei der strengsten Aufsicht sie gebildet.

Indessen konte die Güte dieses Gesindes das Temperament meines lieben Weibes nicht umschaffen. Ihre Gewohnheit über alle Kleinigkeiten zu nörgeln und bei aller Gelegenheit, wenn etwas im Hause verlegt oder verloren, oder ihr etwas nicht wohlfeil genug eingekauft war, das Gesinde der Dieberei zu beschuldigen, machte auch diese Magd sehr bald mismüthig, so daß sie schon zu Weinachten meinem lieben Weibe den Dienst wieder aufsagte. Ich wußte von dem allen nichts und bekümmerte mich auch um das weibliche Hausregiment nicht. Es war gerade das sauerste halbe Jahr meines Lebens. S. das vorige Kapitel.

Meine Kinder erzählten mir die angesponnenen Verdrüßlichkeiten. Ich melirte mich nicht drein. — Mein liebes Weib überdachte die Größe des Verlusts und die Gefahr der Folgen. Sie besorgte, daß ich ihr die Schuld geben möchte, wenn einst wieder eine unwissende Köchin mich durch verhunzte Speisen ärgerlich machen solte. Sie bat also die Magd selbst, zu bleiben, und wandte, da diese auf ihrem Vorsazze beharrte, alle mögliche Beredsamkeit, Versprechungen und zulezt dringende Bitten an, um sie wieder anders Sinnes zu machen. Endlich, da alles nichts fruchten wolte, wurden die Kinder abgeschikt, und diese brachten denn endlich es dahin, daß die Magd wieder neues Miethgeld nahm und im Dienste zu bleiben versprach. Und nun kehrte die alte Traulichkeit (die bis zu Klagen über mich ausartete) wieder zurük und meine Gattin und — Christine waren ein Herz und eine Seele.

Da wir in den Winterabenden, zu Sparung des Holzes, in einer Stube beisammen waren, so erfuhr ich einstmalen von ohngefähr, da die weibliche Gesellschaft auf Haushaltungsgeschäfte zu reden kam, daß diese Magd vor kurzem erst bei einer

Verwandtin in einer groſsen Gastwirthschaft gearbeitet, und dieselbe fast ganz allein verwaltet hatte. Sie hatte Kühe gemolken, gebuttert, gekäset, Wein und Bier abgezogen, aufgewartet, kurz alles gethan und geübt, was in einer ländlichen Gastwirthschaft vorfallen kan. Dies machte mich zuerst aufmerksam auf diese Person. Ich faſste schnell den Gedanken auf, daſs eine solche Wirthschafterin mit so volständigen Kentnissen und Fertigkeiten mir es möglich machen würde, eine groſse Wirthschaft zu führen, von welcher ich einen anständigen Gewinn ziehen und durch denselben von Nahrungssorgen und übermässigen Geistesanstrengungen mich würde befreien können. Und diese Möglichkeit leuchtete mir um so mehr ein, jemehr ich bei diesem Vorhaben die Zustimmung meines lieben Weibes erwarten konte, deren Vertrauen die Person besaſs, mit welcher ich es auszuführen gedachte.

Die einzige Bedenklichkeit, daſs gewisse Leute diesen Weg zum Erwerb verschreien würden, schrekte mich darum nicht mehr, weil ich einmal in einem Lande lebte, wo alle andere Aussichten mir verschlossen schienen und ich folglich gar keinen Grund

finden

finden konte, warum ich mich an Narrengeschrei kehren und dem zu Gefallen, mich in der Welt aufzehren und meine Kinder in der äussersten Armuth verlassen solte.

Der selige Goldhagen bestärkte mich in meinem Vorsazze und — so kaufte ich im Jul. 1787 meinen Weinberg, und errichtete ein Etablissement, welches ich noch diesen Augenblik für volkommen geschikt halte, mir den Abend meines Lebens angenehm zu machen, ob ich gleich bis jezt dasselbe als eine Quelle tausendfachen Verdrusses habe erfahren müssen.

Man denke sich die unvorherzusehende Wendung des Schiksals. Eben diese Person, auf welche sich die ganze Möglichkeit gründete, mein Etablissement (mit Beihülfe eines geschikten Mannes, der die Aufwartung und Bedienung der Fremden dirigirte) zu behaupten, wurde zufälliger Weise mir verleidet. Sie war fünf Vierteljahr lang meinem lieben Weibe im höchsten Grade anständig gewesen, und sie ward jezt auf einmal der Gegenstand ihres Hasses und ihrer unversöhnlichen Rache.

Ich war mit meiner Gattin über die Führung der Wirthschaft einverstanden. Sie hatte nach meinem Willen blos das Fach der Erziehung meiner Töchter und die Besorgung der Wäsche übernommen. Sie solte mit Küche, Stall, Keller ꝛc. gar nichts zu thun haben. Ich wolte mit ihr auf einem besondern Flügel des Hauses wohnen, und auf dem andern solte die große Wirthschaft seyn, über welche ich allein disponiren wolte, und die ich bereits in solche Hände gebracht und so eingerichtet hatte, daß sie nicht anders als gedeihen konte. Mein liebes Weib lebte bei dieser Einrichtung wie eine Königin. Sie genoß, bei mäßiger Arbeit (wie sie ihre Schwächlichkeit und ihre Liebe zu sizzenden Beschäftigungen des Nähens, Filetstrikkens, Stikkerei u. d. es erfoderte) alles, was sie sich wünschen konte. Keine Sorge beunruhigte sie, keine Handarbeit belastete sie, kein Verdruß störte sie. Und ich — fühlte mich, bei der stäten Bewegung, welche Aufsicht und Disposition erfoderte, bei der gesunden Luft und romantischen Gegend, in welcher ich athmete, bei der täglichen Unterhaltung des geselschaftlichen Lebens und bei den frohen Aussichten in die Zeiten der Ruhe — im höchsten Grade glüklich. — Ein Umstand zerstörte das alles.

Gewisse Leute, welche ehedem, da mein liebes Weib Kasse, Keller und Vorräthe in ihren Händen hatte, mancherlei Genuß von ihrem guten Herzen bezogen hatten, (die ich hier in vielerlei schonender Rüksicht nicht specificiren mag) und welche nun auf einmal mein liebes Weib ausser Posseß und sich, ausser Antheil sahen, fiengen an, ihr alles ins Ohr zu raunen, was ihre Phantasie erhizzen und ihre, den Hezzern wohlbekante, schwache Seite in Allarm sezzen mußte. Sie stellten ihr vor, wie erniedrigend es für sie sey, die Wirthschaft nicht in ihren Händen zu haben. Sie berechneten ihr die Summen, welche die Magd unterschlagen würde, wenn sie ferner mit solchem Zutrauen behandelt würde. Sie erzählten ihr Historien von Liebesgeschichten, und suchten durch diese ihr Angst zu machen, daß sie mich selbst wohl ihr abspenstig machen dürfte. Kurz sie wiegelten sie auf, die Abschaffung der Wirthschafterin zu fodern. Und so ward meine Ruhe zu Grabe getragen.

Ich — sahe die Unmöglichkeit vor Augen eine solche Person von so seltner Geschiklichkeit und Treue und die dabei für drei Mann im Hause arbeitete

(denn sie war für Vieh, Küche, Reinlichkeit, Bier und Weinbehandlung, kurz, für die ganze große Wirthschaft — in welcher oft Mittags zwanzig Gäste mit sechs Schüsseln gespeiset, und 100, des Nachmittags und Abends, mit Speise und Trank versorgt wurden — die einzige Magd im Hause) mir sogleich wieder zu ersezzen: und mein liebes Weib — stürmte gleichwohl mit solcher Hizze auf mich los, ihren Willen durchzusezzen, daß — auf erhaltene abschlägliche Antwort — in wenig Wochen das Publikum weit und breit von ihren Klagen erfüllt und mit entehrenden Anekdoten überladen war.

Ich versuchte alles, um ihr Herz, das im Grunde mich zu lieben schien, ob es gleich zu meiner Schande und zum Ruin meiner Kinder sich verirrt hatte, zu besänftigen. Ich stellte ihr die Annehmlichkeit der Lage vor, in welche ich sie gesezt hatte. Ich zeigte ihr die Unmöglichkeit, mein Etablissement ohne eine solche Person zu behaupten. Ich gab ihr zu bedenken, wie sehr ihr Geschrei sie selbst und unsere ganze Familie entehre. Meine Kinder vereinigten ihre Bitten und Vorstellungen mit den meinigen. Aber alles war umsonst.

Es gehört ein völliges Alphabeth dazu, alle Auftritte zu schildern, und alle die Versuche zu entfalten, welche mein liebes Weib seit jener unglüklichen Verhezzung begonnen hat, (bald mit bittern Reden ins Angesicht, bald mit lautem Geschrei an alle Menschen, deren Ohren sie habhaft werden konte, bald mit Briefen, die sie funfzig Meilen weit versendete) meine Geduld zu ermüden und mich durch Schmach und Kränkung unter ihren Willen zu beugen. — Die Geschichte verdient einen eigenen Roman, den ich bereits entworfen habe, in welchem alle Scenen, alle Briefe, alle Belege, alle Zeugen zum Vorschein kommen sollen, um eine Geschichte ganz aufzuhellen, welche, so unbedeutend sie scheint, ganz eigne Beiträge zur Menschenkentniß liefern dürfte.

Ich — werde lebenslang mit Schaudern und Entsezzen an diese Epoche zurük denken, in welcher ich zwei so wüthende Stürme aushalten und auf der einen Seite in einem elenden Kerker von der fürchterlichsten Inquisition mich martern, und auf der andern von einer verführten Gattin mich foltern lassen mußte — und dies in einem Zustande

der äusserſten Schwachheit, wo meine Kräfte durch übermäßige Arbeit völlig geſchwächt, meine Geſundheit zerſtört und mein Geiſt durch Sorgen und unbeſchreibliche Aergerniſſe zerrüttet war.

Und von dieſen vorher gegangenen Zerrüttungen will ich meinen Leſern noch einige Proben vorlegen, welche ihnen die Lage meiner Seele erſt ganz in ihrem fürchterlichen Lichte zeigen und es ihnen völlig unbegreiflich machen werden, wie ich, unter ſolchen Umſtänden, noch leben bleiben konte.

Mein Weinberg gränzt an die Beſizzungen eines ſeiner rechtgläubigen Frömmigkeit halber ſehr bekanten und reichen Herrn, der ſich einen Winzer, Namens Puf erkohren hatte, welcher die Geißel der Nachbarſchaft war. Seine Grobheit überſtieg allen Ausdruk, Seine Fertigkeit im Schadernakken ſucht ihres Gleichen. Und ſeine Dieberei war weltkundig. — Dieſer Menſch wurde meine tägliche Plage. Er ergrif alle nur erſinliche Gelegenheit, mich zu ärgern. Bald mishandelte er meine Gäſte, wenn ſie unverſehens einen ofnen Fußſteig betraten, welcher unſere unmerkliche Gränze war,

und den er allein mit mir begehen zu dürfen glaubte. Bald verschlemte er uns mit Spreu und Koth die Quelle, aus welcher wir unser Trinkwasser holen mußten. Bald überfiel er mein Gesinde mit Karsten und Knitteln, wenn sie aus dem Brunnen schöpfen wolten, der auf seinem Grund und Boden zwar lag, aber an den ich mit mehrern Weinbergsbesizzern, vermöge alter Recesse, Antheil hatte. Bald schüttete er auf seinen Anhöhen Ströme von Schimpfwörtern und Schmähungen gegen mich und die Meinigen aus, wenn wir ihn oder seinen Jungen auf unsern Stükken ertappt und verjagt hatten.

Nicht genug, mein Pachter ergrif ihn eines Morgens um drei Uhr auf seinem Krautstükke, auf welchem er vor seinen Augen Kraut gestohlen und bereits in den Korb geladen und sich auf den Rükweg damit gemacht hatte. Der Dieb sezte sich zur Wehre. Er schlug meinen Pachter blutrünstig. Wir gingen vors Giebichensteiner Amt. Er gestund ein, 1) daß er sonst schon über Dieberei ergriffen worden wäre, 2) daß er von meinem Pachter auf dem Stükke ergriffen worden sey, 3) daß er ihn

blutig geschlagen habe. Ich verlangte von der Obrigkeit, daß er, nach dem Weinbergsrechte, als überführter Dieb und Räuber der Nachbarschaft, aus dem Weinberge gestoßen und mir für so viel bereits angethane Mishandlungen Genugthuung geschaft werden möchte. Sein Herr bat vor. Es dauerte lang, ehe man eine Strafe beschloß. Endlich ward ihm Geldstrafe, Gefängniß und Pranger zuerkant. Puf blieb in seiner Ruhe und trieb nun seine Mishandlungen desto toller. Ich klagte wieder, verlangte Vollstrekkung der zuerkanten Strafe. Es verzog sich. Man entschuldigte sich, daß ihn der Gerichtsdiener, wenn er ihn holen solte, nie zu Hause finde. (Aber der Kerl wußte immer vorher, wenn der Gerichtsdiener kommen würde, und verstekte sich). Kurz — Im vorigen Herbste, da ich meinen hallischen Kerker verließ, war die Strafe noch nicht vollzogen, mir noch keine Ruhe geschaft und — der Dieb sizt noch in seiner Klause, ungestört.

Wer einen Begrif sich machen kan, was das heißt, neben solchem Gesindel leben und gegen solches Gesindel keine durchgreifende Maasregeln fin-

den, der wird sich vorstellen können, welch ein tausendfacher Verdruß mir aus dieser einzigen Quelle zuströmen mußte.

Aber es gab noch eine andere Quelle dieses Giftes, das mich verzehrte, welche ich nur kurz berühren will. Ich hatte drei Söhne des Professor Tilings aus Mitau, als meine Zöglinge übernommen. Im ersten halben Jahre hatte ich mit dem ältesten, der ein vortreffliches Herz zeigte, höchst vergnügt gelebt. Im zweiten halben Jahre aber, da noch zwei jüngere und leider für die Universitätsjahre noch ganz unreife Brüder dazu kamen, wurden mir meine pädagogischen Geschäfte zur Folter. Es fanden sich frühzeitig Gesellschafter, welche die jungen Leute überredeten, daß sie bei mir viel zu geniert lebten und für ihr Geld (davon ich mich bereicherte) bei weitem die Glükseligkeiten nicht genössen, die das ächte Burschenleben mit sich führe. Und nun fingen diese jungen Leute an, sich Freiheiten herauszunehmen und Prätensionen an mich zu machen, welche jeden Tag mit neuen Aergernissen mir verbitterten. Nachdem ich fünf Vierteljahr mich mit ihnen gequält und tausend Insultationen

verschmerzt hatte, zogen sie endlich, ohne Abschied zu nehmen, von mir ab und — der Vater — der von mir so geliebte — nie von mir beleidigte — mich sonst so enthusiastisch verehrende Vater — hörte blos die einseitigen Berichte seiner Söhne — zerriß das Band der zärtlichsten Freundschaft — verweigerte mir 150 Thaler schuldige Gelder — schikte mir den bescheidensten und freundschaftlichsten Brief, in welchem ich ihn um mein Geld ersuchte, offen, auf der Post zurük — und hat noch bis jezt nicht — auch in meinem Unglükke nicht, wie er hörte, daß meine Kinder Noth litten — sich seiner Schuld entledigt.

Die in meinem Herzen noch in diesem Augenblikke unzerstörbare Liebe zu diesem würdigen Manne heißt mich, diese Geschichte abkürzen. Nur dies einzige muß ich, um meiner Ehre willen, dem Publikum noch sagen, (weil es so viele gab, die auch diese Tilingische Zöglingschaft für eine Finanzoperation ausschrien) daß ich diesen Tilingischen Kindern folgendes für drei Thaler wöchentliche Zahlung geliefert und geleistet habe: 1) Mittagtisch 2) Abendtisch 3) täglich früh und Nachmittags für

jeden eine Portion Kaffe 4) alle morgen ein reichliches Frühstük von Butterbrod oder Kuchen 5) täglich vier steinerne Krüge (a 1½ Maas) Bier, und also im Jahr 2190 Maas 6) Bettung 7) Heizung 8) Licht 9) Aufwartung 10) Reinigung und Ausbesserung der Wäsche 11) anfangs halb, nachmals ganz freies Billard (auf welchem sie täglich zwanzig bis vierzig Partien abdraschen) 12) Sontags, jedem ein Viertelmaas Wein. 13) Privatstunden über Logik, Methaphysik und mein System der moralischen Religion. 14) Freie Wohnung, bestehend aus zwei Stuben und zwei Kammern. Und nun frage ich, welcher Vater seinem Sohne dies alles, wöchentlich für drei Thaler, in Halle erzeugen mag? Und nun frage ich, ob ein Mensch auftreten und sagen mag, daß dieses Kostgeld meine Kosten und Mühe vergüten, geschweige mich bereichern konte?

O ihr lieben Tilinge! Ihr werdet es jezt wohl selbst einsehen, wie viel Unrecht ihr mir gethan habt, und wie viel unnöthige Kränkungen eure überspanten Begriffe von Ehre und Freiheit mir verursacht haben. Vergebet mir, wenn meine un-

glükliche Lage, zuweilen auch mich einmal verstimte und Eure Uebereilungen ernster mich tadeln hieß, als sie es verdienten, so wie ich Euch nun vergebe, nachdem ich meine Leiden überstanden habe!

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Noch ein schauderhafter Nachtrag.

Kaum kan ich es übers Herz bringen, einen Mann im Publikum aufzustellen, den ich wie meinen Bruder geliebt, und für dessen Redlichkeit ich mit mir selbst länger gekämpft habe, als für irgend einen Menschen. Es ist der Degenhard Pott in Leipzig, der sich bisher als Theilhaber an der Waltherschen Buchhandlung bekant gemacht und jezt dieselbe gekauft haben soll.

Wenn Rachsucht meine Feder leitete, so könte ich ihm durch meine Berichte schaden. Aber ich will am Ende des halben Sekulums meines Lebens mein Herz nicht noch mit einem Laster beflekken,

von welchem dasselbe noch nie entweiht worden ist. Ich will blos das kürzlich erzählen, was mich angeht und was ihm keine bürgerliche Strafe zuziehen kan.

Ich hatte mit diesem Porr, der mir als Kompagnon der Waltherschen Buchhandlung bekant worden war, einige Briefe gewechselt über Verlagsgeschäfte und deutsche Union, und sein herzlicher und freundschaftlicher Ton hatte mir den Wunsch eingeflößt, mit ihm in nähere Bekantschaft zu kommen. Er selbst eilte meinen Wünschen zuvor.

Er kam auf meinen Weinberg und blieb über Nacht bei mir. Ich wurde von ihm bezaubert. Alle seine Gespräche athmeten einen gewissen Adel der Seele. Er redete mit Wärme und Abscheu von alle dem, was nur von weitem einer Argliſt oder Niederträchtigkeit ähnlich sahe. Er zeigte bei den Aeusserungen seiner Grundsäzze und den Erzählungen seiner Handlungsweise eine Festigkeit des Charakters, eine unerschütterliche Geduld und einen eisernen Muth, — gerade also die Tugenden, die ich wie Gottheiten anbete, weil ich sie von jeher so

schwärmerisch geliebet und so selten unter der Menschheit gefunden habe. Er gab dabei Spuren von sehr ausgebreiteten Kentnissen. Er schien über alle Fächer des Wissenswürdigen gedacht und gelesen zu haben. Er machte so gar den Liebhaber der spekulativesten Philosophie. Endlich — sprach er von seinen Verbindungen mit Menschen so, daß ich nicht anders urtheilen konte, als daß er mit sehr vielen der ersten und wichtigsten Männer der Nation in Konnexion stehe.

Dieses alles nahm mich so für ihn ein, daß ich anfieng, die reinste und festeste Freundschaft für ihn zu empfinden und er — kam mir selbst mit solchen Versicherungen der seinigen entgegen, daß am zweiten Tage seines Aufenthalts ein Bund unter uns geschlossen wurde, wie ihn David und Jonathan nur unter sich errichtet haben konten.

Unser Briefwechsel wurde immer traulicher. Seine Besuche, die er hernach fleißig wiederholte, wurden immer neue Gelegenheiten, das Band der Herzen fester zu knüpfen. Und am Ende nannte er mich in Briefen nicht anders als Vater und ich ihn, meinen Sohn.

Da so eine Zeitlang unsere Verbindung gedauert hatte, bekam ich einige Ursachen zur Bekümmerniß, die wohl zuweilen einmal die Frage in der Tiefe meines Herzens aufsteigen liessen: solte auch Pott wohl der wahre und herzliche Freund gegen dich seyn, der du gegen ihn bist, und der er zu seyn dich versichert?

Er war in alle dem, was wir mündlich und in Briefen mit einander verhandelten, äusserst nachlässig und saumselig, und schien gar nicht, wie seine Versicherungen es mit sich brachten, zu der warmen Thätigkeit zu bringen zu seyn, die ich mir wünschte. Ich machte ihm darüber zuweilen Vorwürfe. Ich bat ihn, mir offenherzig zu sagen, wenn das und das Geschäft seinen Neigungen nicht entspreche, und versicherte ihn aufrichtig, daß ich sogleich abstehen und es liegen lassen würde, wenn er mir nur einen Wink geben wolte, daß er nicht gern sich befasse. Aber er betheuerte es heilig, daß mein Verdacht ungegründet sey, daß er dem Geschäft mit Leib und Seel zugethan sey, daß nur andere dringende Geschäfte ihn seither abgehalten hätten, die Wärme zu zeigen, die ich von ihm zu erwarten berechtiget wäre.

Mein Glaube an meinen Pott blieb unerschütterlich. Es kamen neue Spuren von Kälte in Geschäften. Sie mehrten sich. Sie wurden auffallender. — Jezt schrieb ich ihm einmal die Worte: „lieber Pott, wenn Sie mich täuschen, wenn Ihr „Herz einer Falschheit fähig seyn solte, dann — „werde ich gegen das ganze menschliche Geschlecht „mistrauisch.„ Auf diesen Brief folgte eine Antwort, die mich wieder völkommen beruhigte. Er betheuerte es, daß er mich redlich liebte und daß ich nie — nie ihn anders, als meinen treusten Freund finden würde.

Aber mehr als jene Spuren von Kälte und Nachlässigkeit im Handeln erschrekten mich gewisse Pottische und Waltherische Reden und Erzählungen über — den Meineid. Und ich bekenne aufrichtig, daß ich hier selbst zu leichtsinnig und gegen meine eignen Grundsäzze, diesen Zug in dem Charakter meines vermeinten Freundes betrachtet habe. Die Liebe täuschte mich und dekte Häßlichkeiten zu, welche mich von jedem andern Menschen zurükgescheucht haben würden. Er war mir zu sehr Engel, als daß ich hier den Satan hätte ahnden sollen.

sen. Es schien mir ein Flekken in der Sonne zu seyn, der mich nicht abhalten dürfte, in ihren wohlthätigen Strahlen fortzuleben.

Was Wunder also, daß alles, was zulezt meine Verwandte und Freunde mir sagten — daß das fast algemeine und einstimmige Zeugniß, welches mir sogar auf Kaffehäusern ins Ohr geraunt wurde: „Pott sey ein äusserst böser und gefährlicher Mensch“ mich nun nicht mehr rührte und von meiner Verblendung befreite. Denn ich war zu sehr für ihn eingenommen, rechnete zu viel auf seine Betheurungen, und schrieb der Orthodoxie zu großen Antheil an dem bösen Leimund gegen den freigeisterischen Pott zu, als daß ich mich an solche Warnungen hätte kehren sollen. Pott war und blieb mein Freund, dem ich Leib und Seele anzuvertrauen bereit war.

Und nun höre man, was dieser Pott, von dieser meiner ihm bekanten, von ihm genährten, innigsten Freundschaft und Traulichkeit des Jahres 1788, im Jahre 1789 für einen Gebrauch gemacht hat!

Er war es, der mir den Röper zu Ende des Jahres 1788 empfahl, welcher schon im Februar 1789 gegen mich in Berlin denunciirte. Röper kam zwar, wie Pott versicherte, ohne Potts Geheis. Aber da ich Potten hernach über Röpern konsulirte, rieth er mir doch, Röpern zu behalten, und zwar aus dem Grunde, weil er ein äusserst armer Mensch und ein treuer Freund sey, der für ..... sogar einen falschen Eid gethan habe, um ..... seinen Freund — zu retten.

Er war es, der um Röpers Reise nach Berlin wußte und ihn mit zwei Dukaten Reisegeld unterstüzte, wie er selbst sich einige Zeit nachher gegen den Herrn Professor Jakob in Halle verschnapt hat. Und hiebei beherzige man folgende Nebenumstände. Da Röper auf drei Tage Urlaub von mir genommen hatte, und mir zu lange aussen blieb, kam ich auf die ängstliche Besorgniß, daß der arme Mensch, der ohnehin mit Kleidung schlecht versehn war, unterweges zu Schaden gekommen seyn möchte: denn es war um die Zeit des tiefsten Schnees und härtesten Frostes. Ich ritt daher nach Leipzig, und entdekte Potten meine Bekümmerniß. Pott stelte sich

erschrokken: versicherte, nicht begreifen zu können, wo Röper hin seyn könte: beschikte seine Schwestern: ließ sich vorgeblich bei dem Studenten Schulz erkundigen: trieb das Nachsuchungsspiel einen ganzen Tag: und ließ mich mit der bangen Muthmassung wieder nach Hause reiten, daß Röper unterwegs erfroren, oder sonst wäre zu Schaden gekommen oder — heimlich entlaufen seyn müsse. Also — Pott stelte sich, als wüßte er Röpern nicht, und hatte ihm doch zwei Dukaten zur Berliner Reise gegeben? — Doch die Leser sollen folgern. Ich will blos erzählen.

Ich wurde auf dieses, mit Potts Gelde nach Berlin gereiseten Röpers Denunciation arretirt. Mein erster Gedanke im Kerker war, meinem vermeintlich besten, einsichtsvollsten und unternehmendsten Freunde in der Welt, mein Unglük wissen zu machen. Meine Kinder schikten meinen Bedienten zu Pferde nach Leipzig, meldeten Potten das Unglük ihres Vaters und baten ihn um Rath und Unterstüzzung. Der Bediente sagte bei seiner Zurükkunft aus:

„Pott habe den Brief mit kaltem Gesicht ge-
„lesen und ganz ruhig gefragt: erst ge-
„stern ist der Doktor arretirt worden?
„ich habe gedacht, er säße schon acht Tage.
„Mache er mein Kompliment: ich würde sie,
„so bald ich könte, auf dem Weinberge
„besuchen.„

Ich ward von diesem schreklichen Empfange meines Bedienten erst nach vielen Wochen benachrichtiget und (beiläufig und zur Schande meines Kopfes gesagt) doch nicht an Potten ungläubig gemacht. Meine Kinder fanden ihn räthselhaft, argwohnten aber eben so wenig, als ich nachher, daß Pott mehr als ein unerklärbar kalter Freund seyn müsse. Sie wendeten sich also, auf mein Geheiß, in der Zeit der größten Noth, wo durch Aussenbleiben aller meiner gehoften Einkünfte, wahre Hungersnoth begann, und sie schon angefangen hatten, ihre besten Sachen zu versezzen, um sich und ihren unglüklichen Vater im Kerker zu ernähren, wiederholt an diesen Mann, auf den ich so viel Schlösser gebaut hatte, und flehten ihn mit Thränen um Geld. — Man sezze hier voraus,

1) daß mir Pott noch Geld schuldig war, 2) daß Pott auf meine Lebensgeschichte Pränumerantengelder eingenommen hatte, die, nach vielen sichern Nachrichten, sehr ansehnlich gewesen seyn sollen, 3) daß sein Kompagnon ein Vermögen von 40000 Thalern und eine eigne Handlung hatte 4) daß Pott mein intimster Freund zu seyn versichert und diese Versicherung bis jezt nicht zurükgenommen hatte, und denke sich nun diese neue Prämisse (zu der meinen Lesern überlassenen Konklusion):

Pott schikte nach vielem Flehen zwanzig Thaler, schrieb, daß er kein Geld für uns habe, und gab, in der ganzen Zeit meiner Einkerkerung, in der meine Kinder in größtem Elende und Jammer leben mußten, keinen Heller weiter.

Pott wurde während meiner Inquisition in Leipzig verhört und drükte unter andern über den Kommentar, den er doch selbst geschrieben hatte, sich so aus, daß ein starker Verdacht auf mich fallen mußte. Ich erinnere mich genau, daß die Kommission selbst, im Verhör, ihre Verwunderung gegen mich äusserte, daß mein intimster Freund so unvorsichtig und mir nachtheilig ausgesagt habe.

Pott kam zu Pfingsten auf meinen Weinberg mit der Mine des wärmsten Freundes, blieb über Nacht, zeigte sich, wie meine Kinder sagen, in der engsten Vertraulichkeit mit meinem lieben Weibe, äusserte den folgenden Tag, daß er aus Liebe zu mir und den Meinigen nun mein Leben selbst schreiben wolle, da ich es nicht schreiben könne, und versprach meiner Familie von dem Buche den ganzen Buchhändler-Gewinn. Dieser großmüthige Antrag rührte meine Kinder, und sie liessen sich bereden, diesem Menschen, ohne mein Wissen, alle meine Papiere einzuhändigen, (Briefe, Dokumente, Aufsäzze ꝛc.) die ich seit 24 Jahren mir gesammelt hatte, und die ich nicht gern für 2000 thlr. verkauft haben würde.

Das sind die Thatsachen, die ich dem unpartheiischen Publikum vorlegen wolte. Ich mag nicht Richter seyn. Mir schauderts zu sagen, was ich denke. Und noch — ist selbst das, was ich denke, und denken muß, mir — ein Räthsel. Denn alle meine Psychologie und weitläuftige Menschenkentniß reicht mir nicht zu, den Grad von Unmenschlichkeit mir begreiflich zu machen, den ich in dem

Verfahren dieses Mannes erblikke. Mein Verstand steht mir über der Frage stille: wie ein Mensch, ein menschliches Herz zu einer so innigen Freundschaft erwärmen konte, mit dem unnatürlichen Vorhaben — nicht den Getäuschten allein — denn da konte eine persönliche und in Ansehung ihres Grundes noch unbekante Rache die natürliche Triebfeder seyn — sondern auch dessen Weib und unschuldige Kinder ins Verderben zu stürzen?

Um aber meinen Lesern und Richtern auch für den einzigen möglichen Fall das nöthige Licht zu geben, daß Pott vieleicht noch zur Zeit unbekante Ursachen gehabt haben konte, die innigste Freundschaft aus den Augen zu sezzen und mein Verderben zu beschließen; so will ich hier einen Brief abdrukken lassen, den ich noch in meinem hallischen Kerker erhielt.

Ich hatte Potten, den mein Herz auch damals noch nicht ganz verurtheilt hatte, (weil ich erst nachher, bei mehrerer Freiheit, eine Menge Umstände erfuhr, die ich hier als bloße Sagen übergehe, und die mich dann erst determinirten, ihn für treulos

zu halten) eine neue Ausgabe meines Systems der moralischen Religion versprochen und bereits zum Drukke abgeliefert. Ich hatte ihn dringend gebeten, mir das Honorar den 1sten August zu zahlen, um mir und meinen Kindern damit Hülfe zu schaffen. Er hatte die Zahlung bis zur Messe verschoben. Ich hatte in der Messe mit jedem Posttage ihn gefleht, Wort zu halten. Ich hatte endlich, da sein Versprechen immer unerfült blieb und meine Noth höher stieg, in einem Briefe Zweifel an seiner Freundschaftstreue geäussert. Und darauf bezieht sich nun dieser sein Brief, den ich im Original jedem zeigen kan, wer ihn zu sehen verlangt:

Leipzig d. 12ten Octob. 1789.

Ob ich Ihr Freund bin? Lieber bester Bahrdt, hieran können Sie zweifeln? Was für Gründe haben Sie dazu? Ich habe Ihnen ja geschrieben, vor meiner Abreise, daß Sie vor der Messe kein Geld haben könten, und jezt ist die Messe ja noch nicht vorbei? Diese Woche erhalten Sie auf jeden Fall welches*). Wenn

*) Ich erhielt aber, auch in dieser Woche, nichts.

der erste Theil von Ihrem Leben da seyn wird; wenn Sie die Vorrede dazu werden gelesen haben, und wenn ich dann das nicht erfüllen werde, was da gedrukt drinnen steht: dann lieber Bahrdt, können Sie erst sagen, Ich bin von Pott getäuscht worden *). — Was wird denn aus Ihrer Gefangenschaft? — Wucherer sizt noch. Gern hätt' ich ihn gesprochen, um Richtigkeit mit ihm zu machen, weil ich äusserst unzufrieden mit ihm bin. Bald ein mehreres. Kann man Sie sprechen? so komm ich zu Ihnen, Ihr lieber

Pott.

War das nicht immer noch der Ton des redlichsten Freundes? Hatte er im Frühjahre noch so gegründete Ursach, mein Verderben zu beschließen: was hatte er denn für Ursache, mich noch jezt zu überreden, daß er der alte Herzensfreund von mir sey? Doch mich dünkt, diese schreckliche Geschichte hat Licht genug für unbefangene Beurtheiler. Ich eile, sie zu beschließen.

*) Mein Leben und die Pottische Vorrede ist nun da. Was sagen die Leser?

Ich war in nicht geringer Besorgniß, seitdem ich gehört hatte, daß Pott meine Papiere in seinen Händen habe. Ich wußte, was er für ein raffinanter Kopf war, und wie schwer es halten würde, sie wieder heraus zu bekommen. Ich schrieb ihm gegen das Ende des Sommers (wo ich noch ganz glaubte, daß er einen wenigstens nothdürftig ehrlichen Gebrauch davon machen würde) daß ich, obschon ungern, ihm dieselben, (und mit ihnen den ganzen Gewinn von meiner Lebensgeschichte, die er schreiben wolte) für 1000 Thaler überlassen wolte. Pott dachte, ich müßte mich im Kerker seiner Diskretion überlassen und war unverschämt genug, mir 500 Thaler zu bieten und auch diese Zusage mit solchen geschraubten Ausdrükken zu thun, (der Brief ist in den Händen des Leipziger Magistrats), daß es immer in seiner Freiheit blieb, mich auf diesen Bissen troknes Brod so lange harren zu lassen, als es ihm beliebte — vieleicht so lange, bis meine Leiden mich aufgezehrt, und mein Tod ihn ganz dispensirt haben würde.

Dies empörte endlich mein Herz und zerriß die bisherige übertriebne Anhänglichkeit an dem seini-

gen. Ich beschloß, mein Eigenthum mit Zwang ihm zu entreissen. Ich bat Se. Exellenz den Königl. Staatsminister von Wöllner um Hülfe und schloß eine Supplik an des Königs Majestät bei, in welcher ich allerunterthänigst nachsuchte, daß Se. Majestät sich bei dem Dreßdner. Hofe für mich dergestalt verwenden möchte, daß der Pott genöthiget würde, die mir geraubten Papiere eidlich zu extradiren.

Daß diese Supplik hernach zu einer Arretirung Potts und zu einer Klage wegen Entführung meiner Tochter gediehen ist, wissen meine Leser aus meiner Gefängnißgeschichte. — Wie die Sache zugegangen ist, und was sie für einen Ausgang gehabt hat, weis ich bis diesen Augenblik nicht. Ich habe auf mein anderweitiges Schreiben an des Königs Majestät und an den Magistrat zu Leipzig, in denen ich deklarirte, daß ich nie Potts Arretirung verlangt, und nie über Entführung meiner Tochter geklagt hätte, und — blos um die Rükgabe meines Eigenthums nochmals flehte — noch bis jezt keine Antwort erhalten.

Pott wurde durch seine Arretirung wüthend. Er schrieb nach Halle an den M. Rath, daß ich schuld an seinem Unglük sey und daß er sich schaudernd an mir rächen würde. Er ließ, durch eben denselben Freund, meiner Frau Reisegeld anbieten und sie einladen, nach Leipzig zu kommen und gegen mich vor Gericht zu zeugen. Und mein gutes Weib, das sehr an diesem Menschen hing, hätte sich bei einem Haare bereden lassen, wenn nicht ein redlicherer Freund von mir, es hintertrieben hätte.

Die nachherige Notiz, die Pott erhielt, daß ich an den Magistrat eine Erklärung eingeschikt hatte, die mich offenbar von aller Schuld an seinem Arreste frei sprach, besänftigte ihn nicht. Er spie Feuer und Flamme und schrieb und schrie überall herum: „er wolle ein Meisterstük von Schimpf und Schande gegen mich ausgehen lassen.“ Und das solte dann der erste Theil meiner von ihm gelieferten (sogenanten) Lebensgeschichte seyn.

Jezt also frage ich laut und vor aller Welt, ob ein ehrliebender Mensch — von einem solchen Menschen — Zeugniß — gegen mich annehmen —

ob ein ehrliebender Mensch dieses schlecht geschriebene Pasquil kaufen und lesen kan?

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Beschluß in Aphorismen.

Wenn in meiner Seele nur ein Keim von Menschenhaß läge; so müßte ich längst ein Teufel d. h. ein Feind und Hasser der ganzen Menschheit seyn. Denn ich glaube nicht, daß es viele Menschen geben wird, die so hohe Grade von Treulosigkeit der Freunde und unnatürlicher Schadsucht und Arglist der Feinde erfahren haben.

Meine Zeitgenossen mögen über mich richten. Die Nachwelt aber wird das Urtel revidiren und meinen wahren Gehalt und Werth für die Menschheit aufs reine bringen.

Jedem ehrlichen Manne, der laut und unter seinem Namen mich mehr fragen will, als ich in dieser Geschichte gesagt habe, stehe ich zur Rede, wo und wann und wie er was fodert. Aber genantem Buben und namenlosen Pasquillanten werde ich nie antworten. — Wer sich ganz rein weis, hebe den ersten Stein auf, und werfe ihn auf mich.

Wenn nicht himmelschreiende Ungerechtigkeiten vorgehen und die Pfleger der Gerechtigkeit mir mein Eigenthum wieder geben, welches dem Pott abgenommen worden seyn und auf dem Leipziger Rathhause in Verwahrung liegen soll; so werde ich eine sehr interessante Samlung von Briefen nach und nach herausgeben, welche diese meine Geschichte noch mehr aufklären wird.

Zu meiner Lebensgeschichte überhaupt und Gefängnißgeschichte insonderheit werden noch Nachträge kommen, über die man erstaunen wird. Aber alles, sagt Salomo, hat seine Zeit.

Den Menschenfreunden, welche in der Zeit der Noth, mir und meinen Kindern haben Unterstützungen zufließen lassen, danke ich hiermit von ganzer Seele. Ich sehe alles als geliehen an. Komm ich einst in bessere Umstände; so werde ichs den Armen wieder geben, für die sie ihre Gaben doch eigentlich bestimt hatten.

Ich habe, auf meinen Weinberg 2700 Thaler Hypothek-Schulden. Ich habe durch Bau und andere Meliorationen, hauptsächlich aber durch mein mehr als anderthalbjähriges Gefängniß, noch anderweit 1000 Thaler passiva. Ich danke meinen großmüthigen Gläubigern für ihre bisherige menschenfreundliche Nachsicht.

Ich könte, zur Ehre des vernünftigen Glaubens an Providenz, sehr vieles von herrlichen und übergroßen Folgen sagen, zu denen sie meine bisherigen Leiden mit Weisheit und Liebe geleitet hat. Aber ich zittre noch zu sehr vor der Unmenschlichkeit der Menschen, die nur so lange mit ihren Verfolgungen zu rasten scheinen als der Gegenstand ihres

Hasses im tiefsten Elende liegt und ihnen die Hofnung läßt, ihn noch verderben zu sehn, aber auch gleich wieder die Maschinerien ihrer Wuth in Bewegung sezzen, wenn der Unglükliche aufzuleben scheint. Indessen kan ich das einzige doch nicht verschweigen, was ich täglich mit dem feurigsten Danke gegen die Vorsehung, laut und im Stillen preisen muß, daß ich von dem Tage an, an welchem ich (als halb zerstörter Körper — ich hatte noch in den lezten vierzehn Tagen beim schleichenden Fieber eine weisse Ruhr gehabt) nach Magdeburg kam, meine ganze Gesundheit wieder bekommen habe. Sieben Jahre der Klistirmaschine bedürftig, sehe ich sie jezt, seit dem 5ten Nov. 1789 ungebraucht in meinem Gefängnisse stehen. Ich weis nichts mehr von Verstopfungen. Alle meine Seitenschmerzen haben aufgehört. Ich esse und verdaue wie ein Jüngling. Kurz ich scheine, ohne mir es mit allem meinen bischen medicinischen Kentnissen erklären zu können, derselbe Mann geworden zu seyn, der ich vor zehn Jahren noch war. —

Geschrieben und vollendet
d. 1sten Mai, 1790.

Verzeichniß meiner sämtlichen Schriften, in welchem verschiedene nachgetragen sind, welche mir bei Abfassung der Lebensgeschichte entfallen waren.

In Leipzig.

1. De usu linguae arabicae ex comparatione cum hebraea. Lipſ. 1758. 4.
2. De Concordia providentiae et libertatis. Ibid. 1762. 4.
3. Vitam — D. Joan. Friedr. Bahrdtii carmine deſcripſit Carolus Fr. Bahrdt. 1762. 8.
4. 5. Der Chriſt in der Einſamkeit verbeſſert und mit neuen Abhandlungen vermehrt. 2 Bände.
6. Predigten von einer Seele, die den Frieden Jeſu hat. Leipzig. 1764. 8.
7. Samlung von Kanzelreden über wichtige Wahrheiten der Religion. 1764. 8.
8. Diſſ. de eo, an fieri poſſit, ut ſublato pontificis imperio reconcilientur diſſidentes in religione Chriſtiani, contra Iuſtinum Febronium. Lipſ. 1764.
9. Diſſ. in Pſalm. II.
10. Diſſ. in Pſalm. VIII.
11. Diſſ. in Pſalm. XXXVI.

12. Compendium grammatices ebraeae. 1765. 8.

13. Diſſ. de locorum Vet. Teſt. in novo accommodatione orthodoxa. Lipſ. 1766. 4.

14. Programma de inclyto bibliothecae electoralis Dresdenſis codice bibliorum ebraicorum manuſcripto. 4.

In Erfurt.

15. Commentarius in Malachiam, cum examine critico verborum veterum et lectionum variarum Houbigantii. 1767. 8.

16. 17. Hexaplorum Origenis, quae ſuperſunt auctiora et emendatiora, cum notis. 1769. II. Tomi.

18. Diſſ. inauguralis ſuper Math. Cap. 24. 1768. 4. Meine theologiſche Doktor Diſputation.

19. 20. Verſuch eines bibliſchen Syſtems der Dogmatik. Zwei Bände. Erfurt und Gotha 1768. 8. (2te Auflage, Eiſenach 1758 8. ohne mein Vorwiſſen nachgedrukt).

21. Laute Wünſche des ſtummen Patrioten. 1760. 8.

22. 23. Briefe über die ſyſtematiſche Theologie zur Beförderung der Toleranz. Zwei Bände. 1768. 1772. 8.

24. Syſtem der Moral-Theologie, ebend. 1768. 8. (2te Auflage ohne mein Vorwiſſen veranſtaltet Eiſenach 1780. gr. 8.)

25. Obſervationes criticae circa lectionem codicum Mss. hebr. Lipſ. 1769. 8.

26. Sieg der Religion über das Verderben der Menschen, eine zu Mühlhausen gehaltene Predigt. Erfurt 1769. 8.

27. Aktenmäßige Gegenrelation in einem Sendschreiben an Herrn Prof. Schmidt. Erfurt. 1769. 8.

In Gießen.

28. Programma, quae vera notio vocabulis νομος, γραμμα, πνευμα, εργα in N. T. libris subjecta sit? Gieſſae. 1770. 4.

29. Vorschläge zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegrifs unserer Kirche. Riga. 1770. 8.

30. Anhang zu diesen Vorschlägen. 1773. 8.

31. Predigten, Frankf. am Mayn. 1772. 8.

32. Kritiken über die Michaelische Bibelüberseßzung. Frankf. 1773. 8.

33. 34. 35. 36. Die neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen. 4 Theile. Riga 1772 — 75. 8.

37. Entwurf einer unpartheiischen Kirchengeschichte N. T. ein akademisches Lehrbuch. Frankf. am Mayn. 1772. 8.

38. Homiletik. Ebend. 1772. 8.

39. 40. 41. 42. Algemeine theologische Bibliothek. Mietau. 1774. 1775. gr. 8. 4 Bände.

43. Apparatus criticus ad formandum interpretem Vet. Teſtamenti. Lipſ. 1773. 8.

44. Die Lehre von der Person und dem Amte unsers Erlösers in Predigten, rein biblisch vorgetragen. Frankf. am Mayn. 1773. 8.

45. Vorreden zu des Herrn v. Gerstenberg in Erfurt Versuch, das Herz eines Religionsverächters durch Vorstellung seines eigenen Vortheils zu gewinnen, ebend. 1774.

46. Eden. Frankfurt. 1774.

47. Schediasma academicum, quo de theologia Ante-Nicaena quaedam in medium proferuntur. Giss. 1774. 8.

48. Programma de genuina interpretatione loci Math. V, 17. contra Zeibichianas commentationes. Giss. 1774. 4.

In Marschlinz.

49. Philanthropinischer Erziehungsplan, oder vollständige Nachricht von dem ersten wirklichen Philanthropin zu Marschlinz. Frankf. am Mayn. 1775. 8.

Dürkheim an der Haard.

50. 51. Die neuesten Offenbarungen Gottes. 2te Ausgabe. Frankenthal. 1777. Zwei Bände in 8.

52. Erste Nachricht an das Publikum von Errichtung des Leiningischen Erziehungshauses, oder dem wirklichen dritten Philanthropin auf dem Hochgräfl. Schlosse zu Heidesheim im Oberrheinischen Kreis. 1776. 8.

53. Zweite Nachricht. 1777. 8.

54. Litterarisches Korrespondenz- und Intelligenzblatt. Heidesheim. 1776.

55. Pädagogisches Wochenblatt. Heidesheim. 1778. 8.

56. Glaubensbekentniß, veranlasset durch ein kaiserl. Reichshofraths Konklusium. (Berlin) 1779. 8.

Halle.

57. Kurze Erklärung über Herrn D. Semlers Antwort auf das Bahrdtische Glaubensbekentniß. Berlin. 1779. 8.

58. Die kleine Bibel. Berlin. 1780. gr. 8.

59. Apologie der Vernunft, durch Gründe der Schrift unterstüzt, in Bezug auf die christliche Versöhnungslehre. Herrn D. Seiler zugeeignet. Basel. 1780. 8.

60. Versuch über die Beredsamkeit, nur für meine Zuhörer bestimt. Halle. 1780. 8. 2te Auflage. Dessau. 1782. 8.

61. Des Tacitus Annalen 1tes und 2tes Buch; ein Probestük für Kenner. Ebend. 1780. 8.

62. 63. Tacitus übersezt. Zwei Bände. Ebend. 1781. 8.

64. Juvenals Satyren, in einer metrischen Uebersezzung. Dessau. 1781. 8.

65. Briefe über die Bibel im Volkston, eine Wochenschrift. Halle. 1782. 6 Quartale in 8.

66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. Ausführung des Plans und Zweks Jesu in Briefen an Wahrheit suchende Leser. Berlin. 1783 bis 1785. 10 Bändchen. Es ist die Fortsezzung der Briefe über die Bibel.

76. Gedichte dieses Naturalisten. Halle. 1786.

77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. Magazin für Prediger, oder Samlung neu ausgearbeiteter Predigt-Entwürfe über die Sonn- und Festtäglichen Evangelien und Episteln, so wie über freie Texte auf Casualfälle. Züllichau. 1782 bis 88. acht Bände.

85. Institutiones Logices. 1782.

86. Institutiones Metaphysices. 1782.

87. 88. Das Neue Testament, oder die neuesten Belehrungen Gottes durch Jesum und seine Apostel. Mit Anmerkungen für Ungelehrte. Berlin 1783. Zwei Bände in 8. Es ist die 3te Auflage der neuesten Offenbarungen Gottes.

89. Rhetorik für geistliche Redner. Halle. 1785. 8.

90. Appellation an das Publikum wegen einer Censur-Bedrükkung, das theologische System betreffend. 1785. 8.

91. Abgedrungene Replik auf die Erklärung der theologischen Fakultät zu Halle. Berlin. 1785. 8.

92. Ueber das theologische Studium auf Universitäten. Ebend. 1785. 8. an des königl. Etatsministers v. Zedliz Exellenz.

93. Systema theologiae Lutheranae orthodoxum, cum brevi notatione dissensionum recentiorum. Halae. 1785. 8.

94. Kirchen und Kezzeralmanach auf das Jahr 1782. Heresiopel.

95. Griechisch deutsches Lexikon über das Neue Testament, nebst einem Register über Luthers deutsche Bibel, welches auch Ungelehrte in den Stand sezt, das Wörterbuch zu gebrauchen, und sich über Dunkelheiten der deutschen Bibel Raths zu erholen. Berlin. 1786. gr. 8.

96. Standrede am Sarge des weiland hochwürdigen und hochgelahrten Herrn Johann Melchior Gözze, gehalten von dem Kanonikus Ziegra. Hamburg. 1786. 8.

97. Neue Litteraturbriefe 1ster Band. Berlin. 1786. 8.

98. Christliches Sittenbuch fürs Gesinde, worin demselben eine Anleitung gegeben wird, sich durch treue Beobachtung seiner Pflichten glüklich zu machen, und seinen Stand zu erleichtern, nebst Anzeige eines sehr wirksamen Mittels für Herrschaften, gutes und getreues Gesinde zu bekommen. Ebend. 1786. 8.

99. Sämtliche Reden Jesu, aus den vier Evangelisten gesammelt, und so gestellet, daß man das ächte Lehrgebäude übersehen und mit der eigentlichen Religion Jesu sich bekant machen kan. Ebend. 1787. 8. Zwei Theile.

100. Ueber den Zwek der Erziehung. (In der von Hrn. Campe veranstalteten algemeinen Revision des gesamten Schul = und Erziehungswesen. I. Th. 1787.)

101. An den Prof. Voigt in Quedlinburg. 1787. Von Casimir Lauge.

102. 103. System der moralischen Religion. Zur endlichen Beruhigung für Zweifler und Denker. Zwei Bände. Berlin. 1787. 8.

104. Ueber Preßfreiheit und deren Gränzen. Zur Beherzigung für Regenten, Censoren und Schriftsteller. Züllichau. 1787. 8.

105. Kirchen = und Kezzeralmanach. Zweites Quinquennium. Gibeon, bei Kaspar Lauge. 1787. 8.

106. 107. 108. Analytische Erklärung aller Briefe der Apostel Jesu. 3 Bände. Berlin. 1787—89. 8.

109 Zamor, oder der Mann aus dem Monde. Kein bloßer Roman. Ebend. 1787. 8.

110. Ueber Aufklärung. Leipzig. 1788.

Im Gefängnisse.

111. Sittenbuch für den Bürger. Halle. 1789. 8.

112. Alvaro und Ximenes. Halle. 1790. 8.

113. Geschichte meines Gefängnisses — nebst Nachrichten von der deutschen Union und einigen noch ungedrukten Urkunden derselben. Berlin. 1790. 8.

114. Ala Lama, oder der König unter den Schäfern. Auch ein goldner Spiegel. Halle. 1790. 8.

115. 116. 117. 118. Lebensgeschichte. Berlin. 1790. 4 Bände.

119. Mit dem Ritter von Zimmermann deutsch gesprochen. Berlin. 1790.

In der Freiheit.

120. Katechismus der natürlichen Religion. Halle. 1790. 8.

121. Sonnenklare Unzertrennlichkeit der Religion und Moral, gegen den Verfasser des himmelweiten Unterschiedes derselben. Halle. 1791. 8.

122. Zimmermanns Auferstehung von den Todten. Halle. 1791. 8.

123. Auszug aus Luthers Tischreden, mit Anmerkungen. Halle. 1791. 8.

124. 125. Ausführung des Plans und Zweks Jesu. 11tes und 12tes Bändchen. Berlin. 1791. 8.

126. Prüfung der Schrift des Hofraths Rönnberg über symbolische Bücher in Beziehung aufs Staatsrecht. Halle. 1791. 8.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Regenvolz, J. W. von, Kleine historische Schriften. 1ster Band. 8.

Bahrdt, D. C. F. System der moralischen Religion zur endlichen Beruhigung für Zweifler und Denker. 2 Bände. Dritte verbesserte und gänzlich umgearbeitete Auflage. gr. 8.

Briefe einer Curländerin auf einer Reise durch Deutschland. 2 Theile mit einem Kupfer von Chodowiecky. 8.

Kleist, Fr. von, Graf Peter der Däne, ein historisches Gemählde. 8. mit einem Titelkupfer von Lips.

— — Ueber die eigenthümlichen Vollkommenheiten des preußischen Heeres. 8.

— — Hohe Aussichten der Liebe. 2te verbesserte Auflage, mit einem Kupfer von Lips. gr. 8.

Krause, E. W. Agende für Prediger von allen geistlichen Kirchenpartheien. gr. 8.

Magazin für die Geographie und Statistik der Königl. preußischen Staaten. Herausgegeben von Herzberg. 1ten Bandes 1tes Stük. gr. 8.

Monatsschrift, deutsche, fürs Jahr 1791. 1tes bis 5tes Stük. gr. 8. mit Kupfern.

Pyl, D. J. T. Repertorium für die öffentliche und gerichtliche Arzeneywissenschaft. 2ten Bandes 2tes Stük. gr. 8.

Weddigen, P. F. Statistische Ueberſicht von Westphalen. Fol.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 066878396

Digitized by Google

Digitized by Google